8

21973
D III 8
349

Coburger
Landes-
Bücherei

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe.

Siebenter Theil.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK * COBURG *

Aarau.
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1856.

Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

Der Stoff dieser Geschichte ist nicht mehr ganz unbekannt. Reisebeschreiber und Historiker erwähnten der außerordentlichen Begebenheit, welche in diesen Blättern erzählt ist. — Mit vielen Nebenumständen machte sie zuerst ein Unbekannter in den *Pièces intéressantes et peu connues, pour servir à l'Histoire etc.* weltkundig. — Fast auf gleiche Art beschrieb sie der Chevalier le Bossu in seinen *Nouveaux voyages d'Amérique septentrionale.* Doch ihm selbst schien sie an Fabel zu grenzen. Je vous avoue (sagt er Seite 48), que quoique je tienne tous ces faits d'un *assez grand nombre* de personnes *dignes de foi*, je ne voudrais cependant pas en garantir l'authenticité.

Die Geschichtschreiber Rußlands verschweigen das Faktum, oder erzählen es, wie es öffentlich angegeben ward. Peter Heinrich Bruce meldet sogar den Tod der Großfürstin mit einer Umständlichkeit, welche fast die Wahrheit desselben nicht bezweifeln läßt.

In dem Journal: Flora, Deutschlands Töchtern geweiht (Jahrgang 1797, Mai), befindet sich unter der Rubrik: die deutsche Prinzessin, ebenfalls ein Auszug jener Geschichte, mit einigen nähern Umständen über den letzten Aufenthalt der Fürstin in Europa.

Erstes Buch.

An Laurent Bellisle der Chevalier d'Aubant.

Petersburg, 13. August 1714.

Endlich, geliebter Bellisle, endlich sind meine Wünsche gekrönt! Bald kehr' ich nun in Ihre Arme zurück, um im Schoose der ländlichen Natur mit Ihnen auf Ihren Gütern einige Monden zu ver-

leben. O wie ungeduldig sehn' ich mich nach dem Augenblicke der ersten Umarmung! und wie viele hundert Stunden sind es von hier, dem traurigen Norden, bis zu den blühenden Gefilden Frankreichs!

Schon seit einem halben Jahre bat ich um Entlassung. Vor wenigen Tagen erst erhielt ich sie, und zwar von Sr. Majestät, dem großen Czar selbst, in den gnädigsten Ausdrücken. Ich wohnte dem in den Jahrbüchern der russischen Monarchie unvergeßlichen Tage von Aland bei, wo fast die ganze schwedische Flotte erobert ward. Das Glück war mir hold. Ich focht auf dem Schiffe und an der Seite des Czar, welcher diesmal unter dem Admiral Apraxin die Vorhut befehligte. Der schwedische Vize-Admiral Ehrenschild, uns fast an Stärke gleich, eröffnete den Angriff, indem er eine Fregatte vorrücken ließ, um unsere Bewegungen und unsere Macht zu beobachten. Bald ward das Treffen allgemein; bald donnerten aus tausend Schlünden alle Schiffe einander Verwüstung und Tod entgegen. Der Czar, mitten in Dampf, Flamme und Vernichtung, war so kalt, ich möchte sagen, heiter, als schwebe er in seinem eigenthümlichen Element, wie der Salamander im Feuer. Eins ums andere, ward er bald Matrose, bald General, bald Steuermann, bald Soldat. Seine Geistesgegenwart, sein Heldenmuth hätte auch den feigsten Knecht beseelen müssen. Zwei Stunden dauerte der höllische Kampf; Trümmer und Leichname tanzten auf den wilden Wogen des Meeres, und das Geschütz rauschte unaufhörlich, das ungeheure Elend zu vermehren. Durch eine kühne Wendung gelang es uns, der feindlichen Flotte den Wind abzugewinnen, sie zu trennen, einen Theil derselben zu umzingeln zwischen den Klippen, und sie erobert in den Hafen von Abo zu führen.

Der Czar war nach diesem Siege so vergnügt, wie ich ihn nie gesehen. Mehrere der vornehmsten Offiziers von den andern Schiffen kamen herbei, ihm Glück zu wünschen. „Wer hätte das vor zwanzig

Jahren denken sollen," rief der Czar, „daß wir Russen in selbsterbauten Schiffen heut auf dem baltischen Meere schlagen und siegen könnten!"

Nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, die Segel gegen die Insel Aland zu richten, um sich ihrer zu bemächtigen, ließ er mich vor sich berufen. Er unterschrieb noch einige Befehle, trank ein großes Glas voll Branntewein mit einem Zuge leer, stand dann auf, umarmte mich und sagte: „Junger Mann, du hast dich brav gehalten! Wie heißt du?" — Chevallier d'Aubant, Ihre Majestät. — „Gut, du sollst Obrist sein! geh' an deinen Posten, und diene mir ferner wie heut'!"

Die Gnade des Czaren rührte mich tief. Doch benutzte ich den vortheilhaften Augenblick, meine Entlassung zu begehren. Ich erzählte ihm das Wesentlichste von meinen Verhältnissen in Frankreich, vom Tode meines Vaters, und von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, die zerrütteten Vermögensumstände meiner Familie in Ordnung zu bringen. Der Monarch hörte mich schweigend an, drückte mir dann die Hand, und sagte: „Ich verliere ungern wackere Leute; aber geh' denn, ich will's nicht wehren."

Bald nachher, sobald wir wieder in Petersburg angekommen waren, ward mir der Entlassungsbrief ausgefertigt, nebst der Einladung, an allen Feierlichkeiten und Festen des Hofes Theil zu nehmen, so lange ich noch in Petersburg verweile. Dergleichen schlägt man nun nicht gern aus, besonders, da ich noch einen Theil meiner fahrenden Habe erwarten muß, welche in Moskau zurückgeblieben ist. Ich beschäftigte mich inzwischen, die neuen Anlagen zu sehen, welche der Monarch mit jedem Tage vervielfacht; und wahrlich, man muß Jahre zu Hilfe nehmen, um nur das Alles mit seinen Augen durchlaufen zu können, was dieser außerordentliche Mensch in einem so kurzen Zeitraum erschaffen hat. O wie elend winzig ist das Leben von tausend Königen gegen das Leben

dieses Einzigen, in welchem fast jede Stunde die Geburtsstunde eines riesenhaften Werkes ist!

Das Schlachtfeld von Pultawa, wo Peter seinen fürchterlichen Nebenbuhler Karl XII. besiegte und Schwedens Macht zertrümmerte, reihete ihn zu den ersten Feldherren seiner Zeit; auf den Gewässern von Aland gewann er den Ruhm des Seehelden, und sich, von ihm selber, die Würde eines Vize-Admirals. Seit eilf Jahren gründete er an den Sümpfen des Newastroms eine neue Stadt, er selbst war Baumeister und Meßkünstler; jetzt dehnt sich dort das unermeßliche Petersburg Meilen weit aus. Noch immer wird hier gearbeitet; über vierzigtausend Russen und eine zahllose Menge schwedischer Kriegsgefangener sind täglich beim Bau beschäftigt.

Und alles das, wovon die Hälfte hinreicht, einen Fürsten unsterblich zu machen, sind nur seine geringsten Thaten. Er ist Gesetzgeber und Umwandler seines Volks zugleich. Er führt die barbarischen Nationen des unbekannten Nordens in die gesittete Welt ein; er hat der herrschsüchtigen Priester Glaubenswüthigkeit und Aberglauben gezähmt, ihre Gewalt zerbrochen, den Titel des Patriarchen abgeschafft; er selbst ist das Haupt des Klerus. Er hat sich ein neues Volk gebildet, sich Armeen geschaffen, eine Hauptstadt des Reichs gebaut, sich Flotten auf dem Meere gezimmert, und den Künsten und Musen Roms und Griechenlands in den Wäldern des moskowitischen Landes Altäre errichtet. — Diesem Manne darf seine Nachwelt kein Denkmal bauen, denn jedes wäre armseliger Tand und Zeuge eines beschränkten Geistes der Erbauer. Sein ungeheures Monument, welches er mit eigener Hand für die Ewigkeit aufführte, steht. Europa und Asien sind die Basis desselben, sein Name ist — Rußland.

Aber was treib' ich? — Verzeihen Sie, lieber Bellisle, wenn Sie statt eines Briefes eine Lobschrift auf den großen Mann er-

halten, der, so lange die Geschichte der Welt erzählt, keinen Nebenbuhler in ihr findet unter all den tausend Fürsten der tausend Völker, die einst waren. Romulus und Numa, wenn sie eine Räuberhorde zum regelmäßigen Staat bildeten, thaten viel; aber was ist ihr Werklein neben dem russischen Koloß, umringt von ungleich polizirten Staaten? Karl der Große dürfte vielleicht mit dem Ruhm Peters in die Schranken treten, wenn gleich ohne Hoffnung des Sieges!

Ich kehre zurück nach Frankreich; aber die Erinnerung an das, was ich Großes gesehen, wird mich dahin begleiten, und unter dem ungeheuern Maßstab, mit welchem ich künftig die Verdienste unserer Minister, Feldherren und Fürsten messen werde, wird zu einer Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen, was ich sonst für bewunderungswerth gehalten. Zum Hofmann wenigstens bin ich einmal bis auf den Grund verdorben.

O Bellisle, wie dünkt sich jedes Fürstlein groß, wenn es von dem Uhrwerk des Staats, welches einmal eingerichtet ist, den Staub abgeblasen hat, daß es nicht stocke! Wie bläht sich ein General, und meint, wenn er einige Schlachten gewonnen, es dürfe Niemand ferner mit ihm verglichen werden! Was träumt nicht ein Minister oder Rathsherr von seiner Herrlichkeit, wenn er einen Gesetzesentwurf gegeben und dessen glückliche Folgen wahrnimmt! Eitelkeit und Dünkel sind die unfehlbaren Zeugen der Geisteskleinheit. Mit stiller Majestät geht der Strom, wo er reichbefrachtete Schiffe führt.

Der Czar hat übrigens das Schicksal aller Sterblichen, welche von Zeit zu Zeit, wie Erscheinungen aus einer besser Welt, in die unsrige treten, um sie zu erleuchten, zu veredeln, zu erheben. Wo man ihn verehren sollte, wird er gehaßt. Sein Werk war ihm nicht leicht. Er hatte mit Gefahren von tausend Arten zu ringen. Die Pfaffen verfluchen ihn heimlich; die Bauern ver-

wünschen ihn; die Bojaren verlästern ihn; die Strelitzen möchten ihn umbringen — genug, all das reichere und ärmere Gesindel, der träge erdenklößige Pöbel in allen Ständen, deren Ansehen, Geburtsrang, Herrschaft, Privilegien, Vorurtheile, Aberglauben, Einbildungen und Grillen verletzt wurden, diese moralischen Vielfraße, welche nichts als ihr eigenes, schwammiges Etwas kennen, und unbekümmert um das von Vernunft gebotene Bessere, sich nur in ihrem alten, hergebrachten Schlamme wohl fühlen — alle diese bilden eine alberne, feige Verschwörung um den Erhabenen. An ihrer Spitze steht des Czars eigener Sohn — der Großfürst Alexis.

Dieser junge Mensch, weit entfernt, wie einst Alexander, um die Großthaten seines Vaters zu weinen, daß sie ihm nichts zu thun mehr übrig lassen, spielt den Altklugen, und zuckt die Achseln über die Erhabenheit dessen, der sein Urbild sein sollte. Er meidet den Hof, und gibt sich mit unwissenden Russen ab, die seiner Eitelkeit schmeicheln, und mit ihm im Branntweinsaufen wetteifern. Ist er in Moskau oder Petersburg, so sieht man ihn, statt von Künstlern, Gelehrten, Feldherren und Staatsmännern, von schmutzigen Pfaffen umgeben, die ihn benedeien, als ächten, altgläubigen, braven Russen, der den heiligen Schlendrian liebt, und Neuerungen haßt, in denen sie nicht glänzen können, weil sie nicht Geist, Bildung und Kraft genug haben. Jetzt ist der Großfürst Alexis in den Bädern von Karlsbad, wohin er seine Beischläferin Euphrosine, ein Mädchen aus der niedrigsten Volksklasse, eine Finnländerin, gläub' ich, mitgeschleppt hat. Sein Vater, der Czar, soll deswegen aufgebrache gegen ihn sein, besonders da die Gemahlin des Großfürsten erst seit Kurzem von einer Prinzessin entbunden worden, und in gefährlichen Umständen war. — Doch kein Wort mehr von diesem Unwürdigen, auf den alle Moskowiten

hoffen, daß er der Wiederhersteller ihrer langen Bärte und abenteuerlichen Landestrachten sein soll.

Morgen mehr! Heute ist Ball im Peterhof.

---

14. August.

Sie müssen nun freilich nicht glauben, lieber Bellisle, daß die weitläufige Hauptstadt des russischen Reichs, welche kaum seit zehn Jahren dasteht, an Pracht und Schönheit wetteifern könne mit unserm Paris. Sie suchen vergebens die Louvres, Tuilerien, Notredames, Boulevards und Quais. Hier sind die meisten Häuser noch von Holz, und zwar Balken auf Balken gelegt, die nur nach der innern Seite zu mit der Axt glatt gehauen sind, ungefähr wie die Hütten schweizerischer Alpendörfer. Sie sind mit Schindeln oder auch nur mit Brettern gedeckt, und um den Regen besser abzuwehren, hat man die untere Dachseite entweder mit Rinden von Birkenbäumen oder die obere mit grünen Rasen belegt, daß sie im Sommer, von oben herab angesehen, Bruchstücken einer von Erdbeben gebrochenen Wiese gleichen. Es gibt bis jetzt in Petersburg nur wenige von Steinen aufgeführte Gebäude. Die Wohnung des Czaren, des mächtigsten Monarchen von Europa und Asien, erhebt sich am Ufer der Newa, aus Mauersteinen erbaut, zwei Stock hoch. Sie hat das einzige Annehmliche, daß man von hier aus den größten Theil der Stadt und der Festung übersehen kann. Auf Befehl des Czaren müssen jetzt alle Großen des Reichs ihre Gebäude massiv aufführen. Ueberall erblickt man Fuhren, Steinhauer, Kalkbrenner, Maurer und Zimmerleute. Das unermeßliche Petersburg stellt im Kleinen ein Bild von dem Weben und Treiben in der ganzen Monarchie dar, welche gleichsam von Grund auf neu errichtet wird. In der Stadt selbst ist noch Alles so neu, daß ich Ihnen nicht einmal sagen kann, wo ich wohne; denn die

wenigsten Straßen haben allgemein eingeführte Namen. Man muß sich durch bekannte Leute führen lassen, um nicht in dem weiten Labyrinth Tage lang zu verirren.

Die Gegend umher ist nicht reizend, sondern unwirthlich, reich an Sümpfen, Gewässern, unfruchtbaren Haiden und Wildnissen. Alles das erwartet noch eine ordnende, verschönernde Hand späterer Zeiten. Der Pflug hat diesen kaltgründigen Boden nur in sparsamen Versuchen hin und wieder aufgebrochen. Alles ist daher theuer, weil die Lebensmittel aus den entlegensten Gegenden viele hundert Stunden weit zugeführt werden müssen. Nicht einmal zahmes Obst wächst hier umher, sondern die einzige genießbare Frucht, die von der Erde freiwillig gegeben wird, sind Erdschwämme. Die Waldungen herrschen noch unübersehbar; aber meistens von düsterm, traurigen Ansehen. Statt des lachenden Grüns der Buchen und Eichen sieht man nur Weiß- und Rothtannen, allenfalls auch Birken, Ulmen, Espen und Erlen. Die Eichen muß man von Kasan holen. Ein glücklicher Einfall des Czaren war der Befehl, welcher jeden Hausbesitzer verpflichtete, Linden vor seinen Thüren zu pflanzen.

Um Ihnen von dieser Hauptstadt der größten Monarchie Europens mit wenigen Worten einen Begriff zu geben, darf ich Ihnen nur sagen, daß man noch letzten Winter vor den Thoren derselben auf Wölfe und Bären Jagd machte; daß man hier fast acht Monate lang Winter, und an den kürzesten Tagen desselben die Sonne kaum drei Stunden lang sieht, so wie man sie in den längsten Tagen des Sommers kaum drei Stunden am Himmel vermißt, und die Sommernächte eigentlich nur aus Morgen- und Abenddämmerung zusammengesetzt sind.

---

26. August.

Sie werden mir's daher gern glauben, daß ich nicht ehrgeizig genug bin, mein Leben, welcher Preis mir auch angeboten werden

könnte, in dieser Wilde zu beschließen. Doch eben so wenig würd' ich die rauhen Tage, so ich in derselben unter Kriegsgetümmel und Gefahren aller Art genoß, meinem Gedächtniß abkaufen lassen. Wir leben unterm Monde nur einmal! und ein Thor ist's, welcher sich nicht so wohl bettet, als er immer kann. Jetzt sehne ich mich nach Stille, und in die Schatten meiner heimathlichen Haine zurück. Ich stehe in der Mitte meiner irdischen Laufbahn, und will die zweite Hälfte meiner Stunden in süßer Ruhe verzehren, da ich die erste in mannigfaltiger Geschäftigkeit durchflogen habe.

Ich denke mir den Erdball zuweilen wie einen weitläufigen Ameisenhaufen; und vergleiche die Menschen mit jenen betriebsamen, rastlosen Thierchen. Wie klein erscheinen mir da die Sterblichen mit ihrem Thun; sie bauen für einen Tag; der folgende zerstört's. Das Geschöpfchen, welches eine weite Kammer voll Weihrauch zusammengeschleppt hat, und sich in seinem eingebildeten Reichthum gefällt, ist's denn reicher und glücklicher, als die andere Ameise, welche nur immer so viel hat, als sie eben bedarf? Dem Menschen gehört nicht, was er genießen kann, sondern nur, was er genoß und genießt. Ein Hauch! und was er hatte, wird das Habe von Andern. Drum quält mich der Kummer um Reichthum nicht; wer seine Bedürfnisse eben stillt, ist reich — der Besitz alles Andern nur Besitz todten Staubes. Und wenn die Ameise Tausenden Befehle gibt, die um sie herum irren, und Tausende sie nennen, ist sie darum mehr, als ein schwaches, hinfälliges Insekt? Was ist's mit dem Ruhm der Menschen anders? Kein wirkliches Gut, sondern ein verächtliches, kleines Spiel der sich selbst kitzelnden Phantasie. Ich lobe mir das Thierchen, welches sein kurzes Dasein mit Wucher anlegt; überall ist, Alles sieht, Alles genießt, und nicht mit hohlen Einbildungen sich begnügt, und so ist's mir wohl. Der Erdball ist mein Vaterland; ich hab' ihn ziemlich durchkreuzt; ich bin mit Bettlern und Fürsten zu Tisch gesessen; ich habe

mit Katholiken, Juden, Griechen und Lutheranern Brüderschaft geschlossen; ich habe die Kriege der Menschen mitgemacht, und es fast in allen Ständen längere oder kürzere Zeit versucht, wie sich's darin lebt.

Das hat mich zum Philosophen gemacht; doch bin ich's nur erst halb. Es kleben mir noch so viele Ammenmährchen und Grillen aus meinen Kindheitstagen an. Ich will sie aber abstreifen, wie man Kletten abstreift, die man auffängt, während Blumen gesammelt werden sollen. Wir glauben nicht mehr an Gespenster und Teufelskünste; aber wir glauben noch an viel andere, viel schädlichere Dinge, die unsern Geist verkrüppeln, und unser ganzes Dasein verbittern können. Unsere Erziehungskunst liegt fürwahr noch in der Wiege, trotz aller hochberühmten Männer, die sie zu veredeln glaubten, und trotz aller Bibliotheken, die sie zusammen schreiben.

Sie verstehen mich nicht, geliebter Bellisle! und ich glaub' es gern. Wollen Sie Geduld mit mir haben, so will ich Ihnen die Erklärnng geben in diesem Briefe. Legen Sie dies Blatt tausenden Ihrer Mitbürger vor; sie werden es lesen und wieder lesen und doch nicht verstehen. Wer die Weihe in meine Mysterien haben will, muß die Welt so von allen Seiten gesehen haben, wie ich, und gelernt haben, daß das Wesen nicht Schein, und der Schein nicht Wesen sei.

Ich habe die beste Erziehung von der Welt genossen, was man nun so heutiges Tages die beste nennt, und bin doch sehr verdorben worden durch die Menge der Vorurtheile, welche mir mit der Muttermilch eingeflößt wurden. Ein gesunder Leib ist nicht derjenige, dessen bleiche Wangen mit Carmin geröthet, dessen fehlende Zähne mit Elfenbein ergänzt, dessen mangelnde Gliedmaßen durch Kissen und Holzformen verheimlicht werden.

Aber sehen Sie umher und suchen Sie unter den Millionen Wesen, von denen Sie umgeben sind, einen gesunden Geist! — Suchen Sie einen wirklichen kraftvollen, unverstümmelten Menschen, der mit der Natur eins ist! — Der Spaß von Diogenes Laterne ist von den meisten Erzählern und Hörern gar nicht verstanden worden.

Man erzählt uns in der Kindheit zwar keine albernen Gespenstergeschichten mehr, aber man vergiftet unsere zarte Seelengesundheit mit Afterglauben anderer Art. Wir werden angelehrt, Werth in Reichthum zu setzen, und den Millionär hoch zu preisen; der Besitz einer Tonne Goldes wird, wie ein erhabenes Menschenziel, gerühmt. — Fürchterliche Thorheit! so impft man dem Kinde früh die ewige Unersättlichkeit nach Geld und die ewige Unzufriedenheit ein mit dem, was wir haben. — Man rühmt uns, statt der einfachen Schönheit, die prächtigen Kleider; wir müssen uns früh vor dem Tressenrock beugen; wir lernen Genuß setzen in Gebrauch von Equipagen und Bedienten. Daher ein Heer von Albernheiten durch unser ganzes Leben. Wir sind nicht mehr zufrieden, mit schlichten, reinlichen Gewändern unsern Leichnam zu decken; wir wollen mit bessern Lumpen prangen. Wir lassen das Vorurtheil Wurzel schlagen, daß der Mann nach dem Kleide beurtheilt und durch feinere Tücher edler wird. — Man kann in unserer Kindheit nicht früh genug den Durst nach Ehre und Ansehen erregen; der Durst dauert unauslöschlich, bis ans Grab. Wir gewöhnen uns, den berühmten Mann als einen erhabenen Menschen, den Mann auf einer höhern Amtsstufe für einen außerordentlichen zu halten. Dahin geht nun unser unseliges Trachten; und haben wir endlich ein Ehrenamt oder einen bekannten Namen gewonnen, so dünken wir uns größer, denn alle Andern. Es ist schon genug, einen gestickten Stern auf dem Rock, einen seidenen Lappen im Knopfloch, einen Kammerherrn-Schlüssel, oder wie bei den Völkern, welche

wir Wilde heißen, einen Armring von Knochen zu tragen, um uns vergöttlichter zu wähnen. Kindisches Selbstbetrügen! Und dies ist so allgemein unter uns, die wir uns über die Wilden am Oronoko erhaben glauben und ihnen doch auf ein Haar gleichen; nur daß wir unsere Bedürfnisse auf einen Grad vermehrt, und unsere Thorheiten vermannigfaltigt haben, davon den Wilden keine Ahnung anfliegt.

Doppelt ist der Erfolg dieser Jugendbildung. Wir beten den Staub an, und übersehen dessen Seele; unser besseres Selbst ersäuft im Strudel der Einbildungen, albernen Leidenschaften und Thorheiten; wir leben nicht für das, was wir sind, sondern für das, was keines Odemzuges werth ist. — Haben wir nicht Kraft genug, oder hindern uns Unfälle, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, so wollen wir doch die Welt glauben lassen, daß wir davon nicht mehr weit sind. Wir üben uns, alles das zu **scheinen**, was wir **sein** möchten. Wir werden Schauspieler, und stellen **andere** Personen vor, die mit uns keine Aehnlichkeit haben.

O Bellisle, sehen Sie um sich her, und vom königlichen Audienzsaal bis in die Werkstatt des Handarbeiters finden Sie, statt der wirklichen Menschen, nur Larven. Jeder wird von Allen betrogen, aber Jeder will dafür auch Alle betrügen. Es ist keine Natur — es ist Alles Einbildung und Hirngespinnst. Wir begehren nicht den Schatz, sondern was glänzt. Wir fürchten nicht die eigentliche Gefahr, sondern sterben aus Verzweiflung und Angst vor Einbildungen. — Es ist Alles Gespensterfurcht oder Schatzgräberei einer andern Art — und an Allem ist unsere Erziehung schuldig. Sie haben lange keine Briefe von mir empfangen, geliebter Bellisle; Sie haben mich lange nicht gesehen. Darum ist's wohl gut, daß Sie auch meinen innern Menschen kennen lernen: daß ich Ihnen schreibe, wie ich denke. Sie können freilich auch in Büchern, wenn Sie Lust haben, moralische Abhandlungen lesen — aber ich weiß

nicht, ob Sie den Gedanken darin finden, der in diesem Briefe liegt. Ich erzählte Ihnen nicht meine Abenteuer, aber das Ergebniß derselben.

Nach Mitternacht.

Es wird bald der Morgen grauen. Alles schläft; ich bin der Ruhe unfähig. Das Blut in meinen Adern ist Feuer geworden; meine Odemzüge sind eben so viele Seufzer; mein Geist taumelt durch die Höllen und Himmel des Wahnsinns. Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich weiß es. Mitten in der Raserei des Fiebers hasch' ich die Feder. Es wird Unsinn geben; ich kann es voraus wissen. Aber ich will's wieder lesen, wenn ich gesund bin, um zu sehen, wie ich mich in dieser Verwandlung benahm. Daß ich noch dies denken kann, überzeugt mich von der Hoheit meines Geistes, welcher über dem Sturm der chaotisch in einander wogenden Sinnlichkeit, wie ein Adler, schwebt über Gewittern und empörten Ozeanen. Stolz gibt diese Höhe; aber süßer ist's im schönen Wahnsinn drunten. Ich will mich wieder hinabtauchen; ich will nicht mehr Ich sein — einst werd' ich wieder erwachen.

O Bellisle! daß ich noch in diesem Augenblicke an Sie denken, daß ich noch in dieser Verwilderung Ihren Namen schreiben kann, ist der höchste Beweis der Liebe, so ich Ihnen jemals gegeben. Aber keine Worte mehr — zur Sache! Ich verfluche die Langsamkeit meiner Feder, neben deren trägen Strichen in jeder Sekunde Millionen meiner Gedanken vorüberblitzen, und der elendeste, lahmste allein nur auf dem Papier liegen bleibt, wie ausgelebter Leichnam. Doch nein, ich kann ja mein Entzücken, meinen Jammer, Alles, Alles, was über und unter den Sternen Himmlisches und Höllisches wohnt, mit Einem Worte ausdrücken. — Ich will's! Christine, Christine heißt das Wort, und ich zittere, indem ich's

schreibe, und mein ganzes Wesen sinkt, wie unter einer Feuerflamme verzehrt, aufgelöset, aschenhaft zusammen.

Nein, ich liebe nicht, o Bellisle, gewiß nicht. Ich weiß ja wohl, was Liebe ist; ich habe ja geliebt. Nein, es ist Wahnsinn, was mich durchglüht — wundersüßer Wahnsinn, Trunkenheit, Taumel — wie soll ich's nennen? Verwandlung, Zerstörung — Alles, seitdem ich Christinen gesehen habe. Als Semele den Gott der Götter, Jupiter, in der ganzen Majestät und Herrlichkeit seines olympischen Wesens sehen wollte, die blöde Sterbliche! und er nun erschien in seiner unermeßlichen, Alles verklärenden, Alles durchströmenden unverschleierten Gottesnatur, da fühlte sie, wie ich — nicht mehr Bewunderung, Entzücken, Liebe, sondern Vernichtung.

Und dies ist mein Zustand. Täuschen Sie sich nicht, Bellisle, wenn Sie diese verworrenen Zeilen lesen — es ist nicht Liebe; Christine ist von mir entfernter, als die Sonne vom Erdball. In keiner Ewigkeit durcheil' ich die endlose Kluft von mir zu ihr. Auch begehr' ich's nicht, will nichts — ich verlasse Petersburg, Rußland — Alles. Ich gehe nach Frankreich, ohne einen Schatten von Wunsch. Christine ist vermählt; Alexis, der Sohn Czar Peters des Großen, ist ihr Gemahl; die deutsche Kaiserin ist ihre Schwester; vielleicht hat das Schicksal die jetzige Großfürstin zur einstigen Selbstherrscherin des russischen Nordens bestimmt.

Nein, Bellisle! — Doch ich will Sie nicht mit Schwärmereien behelligen. Ich will Ihnen die Geschichte meines heutigen Tages ohne Zwischensprung erzählen, ich will mich mit angenommener Geduld quälen, bis ich wieder zu dem schönen Roman gelange, und in ihm die ganze Gluth meiner Gefühle niedergieße.

Diesen Abend war Ball im Peterhof. Das Schloß des Czaren ist noch nicht ausgebaut; aber es schien, als sollte es mit dem

heutigen Feste die Weihe empfangen. Alles geschah zu Ehren der schönen Großfürstin Christine, welche, des schönsten Looses werth, verehrt vom Czar, angebetet von allen Russen, vergöttert selbst von den eisgrauen Bojaren, an einen Unhold vermählt ist, der eine verworfene Dirne aus Finnland dem Himmel in Christinens Herzen vorzieht. Setzt einem Eber die königliche Krone auf, er wird sich mit der Krone im Kothe wälzen, nach wie vor.

Die Großfürstin hat das Wochenbett verlassen. Am 23. Juli gebar sie ihrem Gemahl eine Prinzessin, welche in der Taufe den Namen Natalie empfing. Der unempfindliche Halbmensch Alexis blieb mit seiner finnischen Metze im Karlsbad; die Vaterfreude lockte ihn nicht zurück. Sein Vater, der große Czar, erschöpft sich indessen fast, seiner Schwiegertochter die Ausschweifungen und die Rohheit des ungerathenen Sohnes vergessen zu machen. Er hat sie mit einem glänzenden Hofstaat umringt; Feste aller Art wechseln, wie die Tage.

Und so sah ich sie an dem heutigen. Vor neun Tagen feierte man ihr zwanzigstes Geburtsfest.

Ach, Bellisle, erinnern Sie sich noch eines Miniaturgemäldes, welches ich Ihnen vor einigen Jahren in Calais sehen ließ? Sie glaubten damals nicht, daß es das Werk meines Pinsels und meiner Einbildungskraft war. Ich erinnere mich wohl, wie Sie es mit dem stillen Lächeln des Beifalls anstarrten, und gen Himmel hoben, und riefen: „Unter deinem blauen Gewölbe wohnt so ein Engel nicht — ich stürbe noch heute gern, fänd' ich ihn droben!“ Sie sahen mich erröthen, meine Augen von einer verheimlichten Thräne glänzen. Sie forschten um mein Geheimniß; ach, ich selbst hätt' es mir so gern verschwiegen.

Ich taumle in einem Wundergarten. Mein Leben ist ein zaubervolles Labyrinth — ich begreife nichts — die Dinge erscheinen und verschwinden, schlingen eine Zauberschnur um meine Seele und

ziehen sie in den Strom der Begebenheiten nieder. Sie wird nicht genesen, bis im Tode.

Als ich mich in das festliche Gewühl der Versammlung zu Peterhof mischte — als ich dem Czar vorgestellt war — öffneten sich die Flügel einer Nebenthür — am Arm der Gräfin von Königsmark trat sie herein . . . o Bellisle, soll ich sie Ihnen beschreiben? Wenn meine Einbildung das Innerste des Himmels durchdringt, finde ich unter den Seligen eine solche Gestalt nicht.

Sie war es wieder.

Doch nein, keine Silbe mehr. Ich erschrak vor meinen eigenen Worten — sie werfen mir meinen Wahnsinn zurück, wie der Spiegel eine Gestalt. — Schon flammen die Wellen der Newa vom Morgenroth. — Ich muß ruhen, und mein Fieber verglühen lassen, ehe ich die Feder wieder nehme.

Die Großfürstin Christine an die Gräfin Julie von B**.

Petersburg, den 2. September 1714.

Wie rührend ist die Stimme deiner Liebe, meine Julie! Wenn ich deine Briefe lese, nur die Züge deiner Hand erblicke, dann vergesse ich träumend, wo ich bin; dann haucht mich wieder Deutschlands milder Himmel an; dann seh' ich wieder die Schattengänge und die Lauben im Schloßgarten meines Vaters, wo wir als Kinder in seliger Unschuld hüpften unter tausend Blumen, und seh' in diesen nordischen Wüsteneien, wohin mein Schicksal mich bannte, die silberne Blüthenfülle der Fruchtbäume wieder, in deren Schatten wir unsere Kränze flochten.

Kalt und wild ist in der Nähe des Nordpols die Natur und ihr Mensch. Fast seit drei Jahren wohn' ich von meinen Lieben

fern und noch immer leb' ich unter fremden Wesen. Keiner versteht meine Sprache, und die leisern Töne meines Herzens verhallen und finden kein fühlendes Herz. Ohne die Gräfin von Königsmark, so wenig auch unsere Denkarten und Ansichten der Dinge zusammenstimmen, würd' ich glauben, schon gestorben, und auf einen traurigen Planeten vom Schöpfer verwiesen zu sein, wo ich eine Ewigkeit lang Sünden abbüßen soll.

Meine Gesundheit ist wieder vollkommen. Dank sei es den unzerstörbaren Kräften der Jugend. Nun will ich dir öfter schreiben. Die Unterhaltung mit dir soll meine schönsten Morgenstunden ausfüllen. Dein Bild hängt vor mir, vergegenwärtigt den Traum der Vergangenheit und erfüllt mich mit Täuschungen.

Glaub' es doch nicht, ich beschwöre dich, daß in dieser Heimath des ewigen Winters auch mein Herz jemals erkaltet sei. Nein, Julie, du bleibst mir theuer, wie ein Kleinod, welches ich aus bessern Welten hierher gebracht; wie eine Schwester, deren schönes Herz die Hand der milden Natur an das meinige unauflöslich schloß.

Und, Julie, wenn ich dein zärtliches Vertrauen nicht erwiederte — wenn ich auf deine tausend Fragen seit Jahren schwieg — wenn ich dir mein häusliches Leben verschleierte — glaub' es mir, ich wünschte, du solltest mich glücklich wähnen. Ich wollte dich täuschen, um dich wegen meiner ohne Kummer zu sehen. Bin ich nun glücklicher, nun getrösteter, nun du mich beweinst?

Du sagst, ganz Europa kenne meine traurige Lage, ganz Europa die Bitterkeit meines Looses, und weihe mir Mitleiden — nur ich allein wollte mein unverdientes Elend dir verheimlichen.

Nun ja denn. Magst du es wissen: der Großfürst, mein Gemahl, ist von Natur eines finstern Charakters. Ich habe nicht — o Julie, wie herbe wird es mir, dies Wort zu schreiben! — ich habe nicht das Glück, ihm zu gefallen. Ich war nicht das Weib freier Wahl — und daher stammt vielleicht sein Widerwillen.

Drei Jahre lang warb ich vergebens um seine Gunst. Man sagt wohl, wir Weiber können Wunder wirken mit einem Lächeln, einer Thräne — nichts wäre uns unmöglich. Mir scheint leider die Natur das glückliche Talent versagt zu haben. An den Launen meines Alexis scheiterte jede Kunst. Er scheint für mich von jenen bezauberten Quellen getrunken zu haben, aus denen Ariosts Rinaldo seinen unbesiegbaren Haß gegen Angelika schöpfte.

Ich habe endlich — und drei Jahre sind eine lange Schulzeit — mich an den Haß meines Gemahls gewöhnt; vielleicht gewöhnt er sich an meine Liebe, die ich ihm schuldig bin. Sehen wir am Ende, wer den Preis gewinnt.

Ja, geliebte Julie, da du nun das Geheimniß meines Schicksals weißt, so wisse denn Alles. — Ich habe seit drei Jahren unaussprechlich gelitten, und der verborgene Kummer hat meine Kräfte fast bis zur Neige aufgezehrt.

Einst war ich der Liebling meiner fürstlichen Aeltern. Die Liebe wiegte mich groß; die Freuden erzogen mich. Wohin ich mich wandte, flog mir das Herz freundlicher Menschen entgegen. Ich kannte in der Welt keine Fremdlinge; kannte keine Sorgen, als die, Vergnügen zu geben und zu empfangen; keine Thränen, als solche, welche beim Anblick der Leidenden, oder beim Lesen eines Gedichts, oder unter den schwermüthigen Tönen der Musik stilles Mitgefühl meinen Augen entlockte. Jeder Morgen weckte mich zu einem kleinen Feste; unter schmeichelnden Erwartungen schlummerte ich Abends ein. Ein Tag glich dem andern; jeder trat wie ein freundlicher Genius lächelnd zu mir, und schied von mir lächelnd.

So ward ich dem Sohn des größten Monarchen vermählt. Ach! mit weissagendem Kummer sah ich hinter mir das kleine Wolfenbüttel verschwinden, wie ein Eden, dessen ich werthlos erklärt zu sein schien.

Schon der erste Anblick dessen, dem meine Hand bestimmt war,

füllte mich mit bangen Ahnungen. Nicht, daß Alexis kein Mann gewesen wäre, der durch sein Aeußeres wohl zu gefallen hoffen dürfte. Der Großfürst ist von hohem schlanken Wuchs und männlicher Haltung. Schwarzes Haar und schwarze Augen, ein angenehmer Ernst in seinen Gesichtszügen, und ein gewisses, unerklärbares Etwas, welches ihn, er stehe und thue, wie er wolle, den Erben des größten Reichs der Welt nennt, geben seiner Gestalt Interesse. Er spricht die deutsche Sprache geläufig. Er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig sein — aber — er will es nie.

Seine Erziehung war versäumt. Während der Czar, sein erlauchter Vater, Europa durchreiste, Künste und Wissenschaften milderer Himmelsstriche auf seinen nordischen Schnee zu pflanzen; während er einem nie beschifften Meere Flotten, wilden Völkerstämmen Sitten, und undurchdringlichen Wäldern Städte gab, vergaß er, dieser neuen Schöpfung einen Thronerben, ihrer würdig, zu bilden. Der Prinz, umgeben von mißvergnügten Bojaren und abergläubigen Pfaffen, sog mit der Muttermilch alle Vorurtheile seiner Nation, und den Haß gegen alle Neuerungen seines erhabenen Vaters ein. Das Schicksal seiner Mutter Eudoria, welche der Czar ins Kloster schickte, und sie den Schleier zu nehmen zwang, goß neue Bitterkeit in seine Seele. Ein finsterer Trotz ward seinem Gemüth eigen. Er haßte, was von seinem Vater stammte. Was diesen kränkte, machte ihm Freude. Er nahm den Aberglauben der dummen Popen, die rohen Sitten der Bojaren an, und gefiel sich, der Abgott des niedrigen Pöbels zu werden. So verwilderte der Prinz. Sein Betragen ist roh, seine Kleidung wahllos und unreinlich, seine Gesellschaft ein Haufen Mönche und verdorbener Wüstlinge.

Julie, und dieser ist mein Gemahl!

Am Tage unserer Vermählung zog mich der Czar zu sich an ein Fenster des Versammlungssaales, wo der Prinz stand. „Sieh,“

sagte er zu seinem Sohn, „du kannst die alten Gebräuche nicht vergessen, und die langen Bärte verdrehen dir noch immer den Kopf. Mir folgst du nicht. So hoff' ich denn Alles von der Herrschaft einer schönen, geistvollen, tugendhaften Frau über dein Herz. Und gehst du auch aus dieser Schule ungebessert hervor, so bist du wahrhaftig für die ganze Welt verdorben."

Ich schlug die Augen nieder und fühlte es, wie meine Wangen brannten. Diese Anrede, welche alles Zartgefühl so tief verwundete, mußte den Prinzen mit Argwohn und Verdruß gegen mich füllen. Ich hatte es schon in den ersten Tagen aus tausend kleinen Zügen bemerkt, daß Alexis mich nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl seines Vaters zu seiner Gemahlin erhoben. Und als ich mit furchtsamer Verlegenheit nun die Augen aufschlug, zu dem Neuvermählten — o Julie, da las ich in den düstern Falten seiner Stirn, in den finster vor sich funkelnden Augen den Schwur seines ewigen Widerwillens, und mein entsetzliches Schicksal.

So ward es — so blieb es.

Sei verschwiegen und liebe mich.

Die Großfürstin an dieselbe.

Kaum hatte ich, geliebte Julie, den letzten Brief abgesandt, so empfing ich den deinigen! — Wie bezaubernd ist das Familiengemälde, so du mir gibst, und in welchem du selbst die angebetete Göttin bist!

Ich sehe dich auf deinem ländlichen Schlosse, im Schatten majestätischer Kastanien und Eichen, zu deinen Füßen den lachenden Garten, über welchen selbst der Herbst noch hundert Blumen streut, und das frohe Dorf im Hintergrunde, dessen Bewohner dich wie ihren Schutzgeist ehren. Ich sehe, dich glückliche Mutter, den

schönen Säugling an deiner Brust, wie er tändelnd die Aermchen nach deinen herabfallenden Locken streckt, und den Mann deines Herzens, wie er entzückt vor der reizenden Gruppe dasteht, bald mit väterlicher Zärtlichkeit dann den flügellosen Liebesgott auf deinem Schoose küßt, bald seine glühenden Lippen mit der Innigkeit des Bräutigams an die deinigen schließt.

Ach, was habe ich verschuldet, daß ich auf diese Freuden Verzicht thun muß! Wie wäre mein Herz ganz für dieselben geschaffen, wie geringen Ersatz gewährt mir der Glanz meines traurigen Ranges!

Töchter der Fürsten, unter allen Weibern des Erdbodens die beklagenswürdigsten, beneidet die Tochter eures ärmsten Unterthans; denn sie darf lieben, darf ihre Hand dem geliebtesten der Männer reichen, und an seiner Brust ihr Dasein verträumen, an seiner Brust mit stiller Seligkeit sterben. Wie die Sklavinnen des Morgenlandes geschmückt, werden wir dem Mächtigen dahin gegeben, der uns fordert; die Staatskunst schließt den Vertrag, und unser gebrochenes Herz ist eine Waare.

Man heißt uns Götter der Erde, aber nimmt uns den Himmel. Wir sind Menschen, und man raubt uns das heilige Recht des Willens; wir haben ein Herz, und wir dürfen es nicht bekennen; die Natur ist unsere Mutter, und wir müssen sie verläugnen. Mit Thränen sehen wir von unserm Thron auf die häuslichen Freuden der Armuth, die uns versagt sind. Mit unsern Juwelen und Schätzen können wir die Glückseligkeit nicht kaufen, die unter dem Strohdach des Landmanns wohnt. Wir schmücken unsern Leib mit kostbaren Metallen und Steinen; wir hüllen uns in prächtige Stoffe, und die Leckerbissen fremder Welttheile und Meere zieren unsere Tafeln — aber den tiefern Ständen lassen wir die höhern Güter des Lebens; unsere Kleinodien erwärmen das Herz nicht; unsere Kronen werben uns keinen Freund? ach! und ob Millionen ihre Knie vor uns beugen, und die Völker des Erdballs uns be-

wundern — diese todte Herrlichkeit gilt nicht die lebendige Liebe und Treue eines Einzigen.

Barbarische Ordnung, gestiftet vom Wahnsinn des Ehrgeizes, welche dem Geringsten der Sterblichen alles gab, was das Leben Reizendes tragen mag, und uns zu goldenen Kerkern verdammte! —

Verzeihe mir, Julie, wenn ich einen Augenblick unter dem Elende meines fürstlicheu Standes erliege. Meine Klagen ändern die Einrichtung der Welt nicht; das Vorurtheil des Ranges und der Geburt behauptet seine Herrschaft, so lange die Volker ihrer Barbarei nicht entbunden sind. Tausend bittere, heimliche Thränen benetzten schon den Purpur der Fürsten, und werden ihn noch lange benetzen. Ach, Niemand versteht mich, als du — Niemandem klag' ich, als dir.

Ich lebe — empfange denn, als Gegenstück des deinigen, auch ein Familiengemälde von mir — das einsame Leben einer Wittwe, ungeachtet des glänzenden Hofstaats, mit welchem die Güte des Czars mich umringt hat, und ungeachtet der Kette von Festtagen, welche er durch mein Leben in Rußland flocht, um mir den Kummer zu zerstreuen. Ich stehe in diesen feierlichen Versammlungen, bei diesen Lustbarkeiten und Spielen, wie eine fremde Zuschauerin; meine Augen irren suchend durch das schimmernde Gewühl, mein Herz bleibt leer, und meine Sehnsucht nach dem Bessern bewegt es allein.

Zuweilen seh' ich den Czar und seine Gemahlin, die Kaiserin Katharina Alexiewna. Mir ist wohl bei diesem edeln Paar; doch ihre Sorgen um das unermeßliche Reich erlauben ihnen selten einen freiern Augenblick.

Man erzählt in Europa so manches von dem wunderbaren Mann, dem ich, wie einem zweiten Vater, mit kindlicher Liebe zugethan bin; sein Wesen erscheint in den tausend Mährchen oft sehr entstellt. Ich will meinem Briefe eine Anekdote einflechten, die noch

zu neu ist, um dir bekannt zu sein, und einen bedeutenden Charakterzug von ihm und der Czarin gibt.

Es ist ungefähr ein Jahr, daß der Monarch bei einem hier angesessenen fremden Kaufmann zu Mittag speiste. Er sah dessen Tochter, welche in der That den Namen einer Schönheit verdient, verliebte sich in sie, und verschwendete alle Künste der Beredsamkeit, sie zu bewegen, ihrem Gatten die Treue zu brechen. Sie aber widerstand mit edelm Muthe seinen Anträgen. — Sie zitterte vor den Folgen der Leidenschaft eines in seinem Staate allmächtigen Fürsten, nahm einiges Geld zu sich, und verschwand noch denselben Tag, ohne ihre Familie wissen zu lassen, wohin? — Sie flüchtete in ein Dorf, wo ihre Amme lebte, die Frau eines Köhlers; ließ sich in den Wald führen, wo letzterer arbeitete, und derselbe ihr eine Hütte aufrichten mußte. In dieser wohnte sie nun, aller Welt verborgen. Die getreue Amme brachte ihr täglich die nothwendigen Lebensmittel.

Den Tag nach der Flucht kehrte der Czar in das Haus des Kaufmanns zurück. Er wollte die Tochter sehen. Zitternd erzählte der Vater, wie sie sich entfernt habe. Der Fürst war wüthend vor Zorn, ließ das ganze Haus und die Häuser aller Verwandten durchsuchen, und sah alle seine Bemühungen fruchtlos.

Es verstrich ein Jahr. Man vernahm nichts mehr von dem schönen und tugendhaften Flüchtling. Man hielt sie für todt, wie denn ihr Gatte ebenfalls in der Zeit gestorben war. Durchs Ohngefähr entdeckte sie ein Oberster, der in demselben Walde jagte, worin ihre Hütte stand. Es gelang ihm, sie wegen den Nachstellungen des Czar zu beruhigen, und sie in das Haus ihrer Aeltern zurückzuführen. Er meldete seinen Fund der Kaiserin. Diese führte ihn selbst zum Czar, hier mußte er alles erzählen, was die tugendhafte Frau während ihrer Entweichung gelitten. Der Czar, gerührt bis zu Thränen, überhäufte sich selbst mit Vorwürfen. Er

gelobte, sein Unrecht zu vergüten. Die junge Wittwe ward Gemahlin des Obersten; der Czar machte den Eheleuten die ansehnlichsten Geschenke, und sicherte dem ehemaligen Gegenstand seiner Liebe eine Pension von dreitausend Rubeln zu.

So wechseln in seinen Handlungen unaufhörlich Seelengüte und Härte, Achtung für Tugend und rohe Leidenschaft. Er ist ein Sohn der wilden Natur, die ihn umgibt, stürmisch, wohlthätig und erhaben, wie sie; mit unermeßlichen Wünschen und furchtbarer Kraft.

Die Fürstin von Ostfriesland und die Gräfin von Königsmark sind meine alltäglichen Gesellschafterinnen. Es ist mir unmöglich; mit jener ein enges, trautes Band zu knüpfen. Nur im Hofwesen athmend, nur der Etiquette huldigend, unbekannt mit edlern Gefühlen, sieht sie in mir ewig die künftige Kaiserin Rußlands, nie das leidende Weib. — Interessanter ist die noch immer, ungeachtet ihres Leichtsinns, liebenswürdige Königsmark. Sie schmiegt sich mit unendlicher Gewandtheit an jeden meiner Wünsche, an jede meiner Klagen. Sie ist eines von jenen zarten, gefälligen Wesen, welche, das Gegentheil spröder Selbstständigkeit, tief in die Denkart Anderer eindringen, und unwillkürlich die Laune, die Empfindungsweise des Andern zu ihrer eigenen machen. Unter den Frohen ist sie die Muthwilligste, unter den Ernsten die Philosophin, unter den Unglücklichen die Beklagenswürdigste; sie bildet sich selbst ein, das Alles zu sein, und ist doch nur ein zartes Echo, ein liebenswürdiges Chamäleon.

Du kennst den alten Herbert? Erinnerst du dich seiner noch, wie er uns als Kinder bald in kleinen Wagen durch den Schloßgarten zog, und unser Pferdchen hieß; bald mit uns über Zaun und Graben ging, bald unser Schiffmann, bald unser Baumeister wurde? Dieser treue Diener ist noch immer bei mir, noch immer derselbe, und seine Laune noch immer die rosenfarbene, wie sonst.

Er ist mir unentbehrlich geworden. Wenn ich ihn verlieren sollte, ich wäre untröstlich.

Siehe da, nun kennst du die wichtigsten Personen, welche mich umgeben. Alle übrigen gleiten vorüber, wie Schattenspiel an der Wand; ich sehe sie, und vergesse sie. Jedes treibt sich in seinen Sphären umher, macht mir den Hof, um sich glänzend zu zeigen, und kümmert sich minder um mich, als um Spieltische und Tafeln.

Die einzige Freude, so mir gewährt ist — du bist Mutter, meine Julie, und eräthst es voraus — ist meine kleine Natalie. Wie reizend ist der kleine Engel! Wie beklag' ich ihn schon jetzt, daß er eine Fürstentochter ist, daß er einst das Loos seiner Mutter tragen soll.

Indem ich diesen Brief schließen will, kömmt Herbert und meldet die Ankunft des Großfürsten Alexis, meines Gemahls. O Julie, mit zitternder Hand schrieb' ich diese Zeilen. Herbert, um mir ein Schrecken zu ersparen, bereitete mich lange auf diese Nachricht vor, und doch vergebens. Mein Elend erneuert sich nun. Ach, daß ich den mit Furcht und Beben begrüßen muß, dem ich mit der Wonne des Wiedersehens an die Brust fliegen sollte! — Lebe wohl, und beweine mich.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Noch immer datiren sich meine Briefe aus der Hauptstadt des russischen Reiches. Ich bin an diesen wilden Boden gebannt, wie durch einen Zauber. Während in Frankreich noch alle Lauben grünen, noch hundert Blumen glänzen, und an den Hügeln der Gesang der Winzer schallt, verkürzen sich hier schon die neblichen Tage; das Laub sinkt welkend von den Bäumen, und von den finstern Tannen glänzt schon der Reif kalter Nächte und verkündet den nahen Schnee.

Dennoch — in dem Augenblick, da ich sie verlasse — gefällt mir die rauhe Weltgegend. Auch sie hat ihren Schmuck und ihre Wunder. Die Sonne, wenn sie röthlich durch den grauen Nebel bricht, und melancholisches Licht über die schwarzen Wälder, über die kahlen Ebenen und armseligen Hütten streut, hat einen Reiz, wie sie kaum zeigt, wenn sie über den üppigen Gefilden der Champagne in voller Glorie schwebt. Die hölzernen Häuser haben etwas Einladend-Heimliches. Die behagliche Wärme der Stuben lockt zu vertraulicher Geselligkeit.

Lachen Sie immer, mein Bellisle: aber die Welt ist überall weder häßlich noch schön; sie ist ein farbenloses Bild, das sich unsere Seele erst selbst ausmalen muß. Erst wir tragen Leben und Anmuth hinein, wir erblicken sie nicht, sondern unser Selbst in ihr. Dem sibirischen Nomaden gefällt sein Dorf in der Schneewüste so wohl, als dem Pariser Künstler das prächtige Rom. Gewohnheit macht Alles erträglich; aber die Stimmung unsers Herzens ist die Zauberkraft, welche eine Sandsteppe zum Feengarten verwandelt.

Ich bin Ihnen noch die Erzählung von meiner Vorstellung bei der Großfürstin Christine schuldig, und die Erklärung des geheimnißvollen Gemäldes. Ich will mich selbst vergessen, und die fabelhafte Geschichte so einfach erzählen, als wär's ein Ammenmährchen.

Auf meiner Reise durch Deutschland streifte ich einst am Harzgebirge vorüber. Ich schickte Pferde und Wagen in die nächste Stadt voraus, um diese Gegend zu Fuß durchwandern zu können. Sie wissen, wie sehr ich Gebirgslandschaften liebe.

Eines Tages, die Mittagssonne brannte heftig, verließ ich die große Straße; ich glaube, es war in der Nähe eines Ortes Namens Blankenburg; ich wählte den Fußweg, welcher im Schatten eines Gehölzes neben der Fahrstraße in gleicher Richtung zu laufen schien. Die Landleute, so im Felde arbeiteten, versicherten mich, daß ich in Verfolg desselben nicht fehlen könnte.

Ich gerieth immer tiefer in die Wildniß des Waldes. Der Pfad hatte sich unmerklich unter meinen Füßen verloren. Ich kehrte zurück, fand einen Weg, verfolgte ihn, entdeckte bald, daß er mich ganz von meiner Richtung ableitete, verließ ihn wieder, suchte den ersten, und verirrte mich zuletzt so tief, daß ich nicht wußte, woher ich gekommen sei, oder wohin ich sollte.

Der Abend trat ein, noch immer war ich in dem verwünschten Buchenwald; je weiter ich ging, unendlicher schien er zu werden. Ich machte mich schon gefaßt, mein Nachtlager auf weichem Moose zu nehmen und mit Bären oder Wölfen ein Abenteuer zu bestehen. Indem drang ich aus dem verhaßten Dickicht auf eine vom Walde rings umschlossene kleine Wiese. Das Gras stand hoch. Ich beschloß, sie zu durchkreuzen, in der Hoffnung, eine betretene Spur zu entdecken.

Noch stand ich unentschlossen, wohin ich mich zuerst wenden sollte, als auf der andern Seite der Wiese zwei Frauenzimmer aus der Finsterniß des Waldes, wie ein Paar freundliche Elfen, hervortraten. Sie erblickten mich; sie riefen und winkten. Ich flog, der schönen Erscheinung froh, dahin. Ihre einfache, aber kostbare und geschmackvolle Kleidung ließ mich errathen, daß sie von gutem Hause seien; aus ihrer Verwirrung und Aengstlichkeit schloß ich, daß ihnen etwas Unangenehmes begegnet sei.

O Bellisle, und als ich näher trat — als mir die jüngste zurief: „Führen Sie uns nach dem Jagdhause zurück! wir haben uns verirrt — wir können keine halbe Viertelstunde weit davon sein?“ — da glaubte ich, die alten Wunderzeiten der Feenwelt haben sich in diesem Walde verjüngt. Die beglückteste Phantasie eines Dichters in Schäferstunden seiner Muse sah kein solch Ideal edler Schönheit, als hier mit unendlicher Anmuth meiner Hilfe begehrte.

Ich selbst ein Verlorner in dem bezauberten Forst, vergaß, daß ich diese unbekannten Gegenden zum erstenmal betrat. Das

Unmögliche schien mir möglich zu werden. Ich begleitete die jungen Damen in derjenigen Richtung zurück, in welcher sie hieher gekommen zu sein schienen. Sie waren ermattet. Sie ruhten unterwegs. Sie fragten um meinen Stand, Namen und Vaterland. Ich antwortete. „Wie?“ rief die jüngste der Grazien lächelnd: „So sind sie selb st fremd hier und verirrt? Und Sie wollen uns führen?“ Ich sprach ihr mit einer Zuversichtlichkeit Muth ein, daß sie mir zuletzt glaubte. Wir setzten unsern Weg fort. Ermüdet lehnten sich beide an meinen Arm. Ja, Bellisle, ich war der glücklichste aller Sterblichen in diesen köstlichen Augenblicken, wo vertrauensvoll das unbekannte Wesen neben mir schwebte, welches von nun an Abgott meiner Wünsche und Träume werden sollte. Ach, wie süß, wie unvergeßlich sind mir jene Augenblicke, jene Gespräche, jene kleinen Sorgen, die ich für den wundersamen Engel tragen durfte. Bald mußte ich ihr Kleid von einem Dorn befreien, bald ihr Bahn durchs verwachsene Gebüsch brechen; und wie sie dann jedesmal zum Dank mich so gütig anlächelte, mit einem Blick, der die reinste Wollust der Seligen über mich goß!

Plötzlich standen wir auf freiem Felde, an einem Fahrwege, der neben dem Walde hinzog. Nicht weit von uns hielt wartend ein prächtiger Wagen. Er fuhr heran. Die Damen dankten mir, stiegen ein und verschwanden.

Lange, wie ein Berauschter, wie ein Träumender, starrt' ich ohne Bewegung dem Wagen nach, dessen Spur der wolkende Staub bezeichnete. Mir war's, als würde meine Seele mir entrissen. Ich folgte dem Wege, welchen die Unbekannte genommen. Nur einmal noch wollt' ich sie sehen — —

Doch nein, ich wollte Ihnen meine Geschichte mit dürren Worten erzählen. Nun denn, wie in stillem Wahnsinn lief ich den Weg hin, und dachte nur sie. Es war dunkel. Die Sterne leuchteten am Himmel. Ich ward nicht müde; kam von Weg zu Weg,

Gott weiß, wohin, bis ich gegen Mitternacht ein Dorf erreichte. Mein Forschen nach dem Wagen und den beiden Frauenzimmern war vergebens. Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Wahrscheinlich hatt' ich wieder zehnmal des Weges gefehlt, und mich mehr von denen, die ich suchte, entfernt, als mich ihnen genähert.

Genug, ich sah die Zauberin des Waldes nicht wieder; erfuhr weder ihren Namen, noch Wohnort, und kehrte mit einer hoffnungslosen Sehnsucht in mein Vaterland zurück.

In einsamen Stunden versucht' ich's, das liebliche Engelsgesicht, voll süßer Kindlichkeit und hoher Würde, aus dem Gedächtniß zu malen. Sie sahen das Bild.

Das ganze Abenteuer war einfach; aber es entschied über den Gang meines Lebens. Oft hat der Untergang eines Reiches nicht so viel Interesse, als die Geschichte eines Augenblicks. Ich liebte, was ich verloren — einen Traum, ein Ideal — aber genug, meine Seele hing mit unüberwindlichem Eigensinn daran. Kein Romanenheld konnte lächerlicher sein, als ich mir selbst — aber ich liebte. Ich wagte keinem meiner Freunde eine Silbe zu gestehen, um nicht ihr Spott zu werden; aber das Geheimniß erfüllte dafür mein ganzes Wesen mit unsterblicher Glut.

Und nun bin ich in Rußland — in die fernsten Zonen folgte mir das zauberhafte Bild. Es gaukelte vor mir in den Schrecken der Schlacht; es ging mit mir durch die Prunksäle der Großen; es lächelte, wie ein tröstender Seraph, vor meinem Krankenlager; es zog den Himmel in meine Fieberträume.

O Bellisle, und diejenige, welche in der festlichen Versammlung zu Peterhof am Arm der Gräfin Königsmark in den Saal trat, — die holde Fee des Buchenwaldes war es wieder — die längst Verlorne — jetzt — Gemahlin des Großfürsten Alexis, die Erbin des russischen Throns.

Fordern Sie nicht, geliebter Bellisle, daß ich Ihnen sage

wie mir ward. Ich zweifelte an Allem, was ich sah, an der Wahrheit des Tages selbst. Und während ich mir's tausendmal rief: „Du bist dem Wahnsinn nahe, armer d'Aubant; glaub' es nicht, du siehst es nicht; es ist wildes Blendwerk!“ verging ich in Anbetung und Entzücken.

Die Fremden wurden ihr nach der Reihe vorgestellt. Auch ich mußte mich ihr nähern. Mir war's, als trät' ich in die Sphäre eines überirdischen Wesens.

Sie bemerkte meine Verwirrung; mich zu schonen, schien sie es zu übersehen. Der Haushofmeister nannte ihr meinen Namen.

„Wie!“ sagte sie, „Chevalier d'Aubant?“ und sah mich aufmerksamer an, und zweifelnd setzte sie hinzu: „Ich erinnere mich dieses Namens dunkel; auch Ihrer, daß ich Sie schon einmal gesehen. Vielleicht in Deutschland.“ Und indem sie dies sprach, flog über ihr schönes Gesicht eine matte Röthe, wie ein Widerschein des Morgenhimmels.

Ich zitterte. Die Antwort starb auf meinen Lippen. Ich stammelte endlich eine Lüge. Ich gab vor, die nie gesehen zu haben, deren Bild mich seit Jahren nicht verließ. Ich wußte nicht, was ich that und sagte.

„Gewiß!“ sagte sie nach einer kurzen Pause: „Sie sind's, der eine meiner Freundinen und mich einst aus dem Walde führte, wo wir uns verloren hatten. Sie sehen, daß Dankbarkeit wenigstens ein treues Gedächtniß hat.“

Wie gern gestand ich's nun, daß jener Tag der schönste, der unvergeßlichste von allen meines Lebens sei! — Sie nannte sich mit einem Lächeln, womit wohl auch ein Thron, ein Leben bezahlt worden wäre, meine Schuldnerin, und wandte sich zu den übrigen Fremden.

Jetzt, Bellisle, kennen Sie meine Lage! — Und wenn mir die Advokaten daheim den ganzen Rest meines kleinen Vermögens

verschlängen, und wenn ich daheim ein Bettler würde — ich kann Petersburg noch nicht verlassen. Fragen Sie nicht, was ich wolle, was ich hoffe — schelten Sie meine Leidenschaft nicht — nennen Sie mich nicht einen Rasenden! Nein, Sie irren sich! Ich liebe die Großfürstin nicht — dies wäre Raserei. Aber ich verehre sie, wie man ein höheres Wesen ehrt, dessen Nähe uns über uns selbst erhöht. — In dieser Fürstin Dienst zu sterben, dies, Bellisle, ist mein letzter Wunsch.

Die Großfürstin an Julie.

In der That, der Großfürst, mein Herr und Gemahl, ist aus den Bädern zurück mit seinem ganzen Gefolge. Erst den zweiten Tag nach seiner Ankunft in Petersburg würdigte er mich seines Besuchs. Was soll ich dir, meine Julie, von diesem Besuche erzählen. Er erfüllte keine meiner Hoffnungen, mit denen ich mich so gern schmeichelte, ungeachtet ich die finstere Gemüthsart des Czarewitz kannte.

Alexis kam nach langer Abwesenheit die Gattin wieder zu finden, welche unterdessen an den Pforten des Todes gestanden. Ach, warum hatten sich diese Pforten nicht geöffnet!

Ich war auf seine Ankunft vorbereitet. Ich hoffte ihm diesmal liebenswürdiger denn je zu erscheinen, denn ich war ja Mutter. Ich schmückte mich mit meinem schönsten Kleinode — Natalien in meinem Arme ging ich ihm entgegen. Dies reizende, holdselige Geschöpf sollte, mit dem Lächeln der Unschuld, für die Mutter das Herz des Vaters gewinnen.

Alexis, als hätte er meine Entwürfe vorausgesehen, als hätte er gefürchtet, durch die Gewalt der Naturstimme, die zu ihm sprechen würde, überwunden zu werden, hatte sich mit aller ihm möglichen

Kälte bewaffnet, und, um jedem vertraulichern Worte zu entrinnen, den tückischen Schmeichler, den General Glebof, zur Gesellschaft mit sich genommen.

Was konnten zwei Gatten in der Anwesenheit eines solchen Dritten sich sagen? Und doch vergaß ich den häßlichen Glebof, sobald Alexis hereintrat. Ich eilte ihm lächelnd entgegen. Ich bot ihm sein Kind dar; ich sagte ihm, was Liebe und Treue ihm sagen konnten. Ach! ein Fremdling aus den entferntesten Weltgegenden würde mehr geantwortet haben, als Alexis. Keine Umarmung belohnte die Gattin; kein väterlicher Kuß segnete das Kind. Nicht einmal ein freundliches Lächeln konnte er sich abzwingen. Er fragte in allgemeinen Ausdrücken nach meinen Gesundheitsumständen, nach meinen Beschäftigungen, besah meine neuen Gemälde, und überließ es dem Glebof, mich mit faden Schmeicheleien zu quälen. So verließ er mich nach einer halben Stunde wieder; und als er verschwunden war, weint' ich in meiner Einsamkeit bittere Thränen auf mein verlassenes, vom Vater ungeliebtes Kind.

Alexis verachtet mich. Auf keinem der Bälle, auf keinem der Feste, welche mir die Gnade des Kaisers veranstaltet, erscheint er. Immer hat er Vorwände, sie zu meiden; bald ist er unpäßlich, bald fällt auf den Tag eine Jagd, bald hindern ihn andere Geschäfte. Und während ich heimlich meinen Gram verschmerzen muß, solltest du es glauben, befindet sich Alexis in der rohen Gesellschaft, die er wählte, sehr wohl, und berauscht er sich zum Ueberfluß mit seinen Russen in starken Getränken.

Je mehr ihn sein Vater, der Czar, wegen dieses Betragens mit Vorwürfen überhäuft, je mehr Ursache glaubt er zu haben, mich zu hassen. Ach! wenn er nur wüßte, wie oft ich den Kaiser mit Thränen beschworen habe, sein zu schonen! Wenn er es nur wüßte, wie ich ihn unaufhörlich entschuldige!

Da bin ich nun wieder so einsam, und doch füllt jeder Tag meine Säle mit schimmernder Gesellschaft; ich bin eine leidtragende Wittwe, und doch lebt mein Gemahl mit mir in den Ringmauern einer Stadt; ich bin so arm, und doch die Gattin des Thronerben und die Schwester einer Kaiserin.

Niemand versteht mich; Niemand redet zu meinem Herzen. Es ist kalt, verschlossen; es liegt in meiner Brust, wie in einem Sarge, nur die Geisterstimmen der Musik durchdringen zuweilen die todte Welt und sprechen verständlich zu seinem Innern.

Julie, du hast geliebt, du wurdest geliebt; du kennst ein Glück, dessen Größe mir Geheimniß ist; du kennst die Größe deines Glücks, und also auch die meines Unglücks.

Was ist denn auch alle Herrlichkeit des Lebens, aller Glanz, alle Hoheit, wenn unsere edlern Gefühle darben? Was kümmern und freuen den Todten die Kronen und Fahnen, die Marmorbilder und silbernen Ornamente neben seiner Asche? — Ehe ich Fürstin war, war ich ein Weib. Welch eine traurige Entartung des Menschengeschlechts! Es quält sich von der Wiege zum Grabe im Unnatürlichen, und Millionen hauchen mit Thränen ihr elendes Leben aus, und verdammen eine Welt, die an sich das Vollkommenste ist, worin nur sie selbst durch eigene Schuld das Unvollkommenste sind. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier übertrifft uns im Preise der Vollendung; denn jedes ist, was es nach seiner Natur sein soll, und ist nie mehr, nie weniger, als dies. Nur wir Menschen, ausgerüstet mit hohen Gaben, verstümmeln uns selbst, und sind und bleiben jammernde Krüppel, häßliche Karrikaturen.

Julie, Julie! Meine Knie zittern, mein Herz ist gebrochen! — O wie elend bin ich!

Es war ein heiterer Sonnentag, eine Seltenheit für dieses

Land. Ich hörte, daß mein Gemahl im neuen Schloßgarten wandle. Ich hüllte mich warm ein, und flog, ohne alle Begleitung, dahin, ihn zu sehen, ihn zu sprechen, ihn durch freundliche Unterhaltung zu binden.

O Julie, bin ich denn so häßlich? Sagt nicht, wenn auch meine Selbstliebe und mein Spiegel mich belögen, der Mund derer, die mich nicht lieben, daß ich wenigstens kein Gegenstand des Abscheu's sei? Wußt' ich sonst nicht Tausenden zu gefallen? Trug mich nicht Alles sonst auf seinen Händen, wie einen Liebling? — Hat mein Geist nicht einige Bildung empfahen unter der zärtlichen Sorgfalt der Aeltern? Bin ich nicht tugendhaft gewesen in Wort und Wandel; oder hätte nur mein Gewissen kein Gedächtniß?

Und doch bin ich so tief gesunken, daß ein Geschöpf von schlechter Erziehung und noch schlechterm Wandel, ein Geschöpf, welches keinen Anspruch auf Schönheit und Geist machen kann — daß ein gemeines Mädchen, kaum gut genug, rohe Lüstlinge zu fesseln, eine Dirne, auferzogen in den Schulen des Lasters, über mich triumphirt, und das Herz meines Gemahls gewonnen hat!

Ich ging mit schüchterner Ungeduld durch den Garten. Ich suchte Alexis, und fürchtete immer, ihn zu finden. Ich hatte ihm unendlich viel zu erzählen und zu sagen, und war doch verlegen, wie ich ihn anreden sollte.

Und wie ich nun um einen Heckengang bog — da sah ich in einiger Entfernung ihn auf einer Bank sitzen neben — seiner Buhlerin. — Ihre Hände lagen vertraulich in einander. Die Dirne schlug ein gellendes Gelächter auf, und hielt ihm die Hand vor den Mund, als weigere sie sich, seine Zärtlichkeiten oder Scherze zu hören.

Ich stand still, wie vom Strahl des Blitzes getroffen, odemlos, vernichtet. Die Dirne bemerkte mich, sprang auf und wollte davon. Er hielt sie, sah nach mir, und lachte bald eben so ausgelassen, wie sie vorhin. Unterdessen rang sie sich von ihm los,

und lief den Gang hinunter, Er lachte nach wie vor, rief einige Mal: „Euphrosine! Euphrosine, sei keine Närrin!“ und folgte ihr mit behenden Schritten.

Um mich, die da stand erniedrigt, verwirrt, vom Schmerz betäubt, um mich, die ihm gern gefolgt wäre, wie ihn jene floh, um mich, seine Gattin — um mich bekümmerte sich Alexis nicht.

Nun denn, so will ich mich mit meinen zerstörten Hoffnungen verschließen, und mit meiner unendlichen Sehnsucht. Ach, warum bin ich noch so jung; warum sind meine Kräfte noch so eisern — warum findet mich der Tod nicht, er, der so manchen Seligen mitten in der Freude entführt?

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Breslau, 3. Mai 1715.

Das erwarten Sie nicht, geliebter Bellisle, so bald mich auf der Heimreise nach Frankreich zu wissen! — Mich, der noch seinen letzten Brief mit hohen Schwüren füllte, in Petersburg leben und sterben zu wollen; mich, der Sie noch ersuchte, statt meiner alle häuslichen Angelegenheiten im Vaterlande zu berichtigen. — Ersparen Sie sich die Mühe nun; ich komme selbst. Sie sagen, der größte Theil meines Vermögens sei verloren; Sie trösten mich! — Wahrlich, die Nachricht hat mich wenig betrübt. Ich kann arm sein. Ich verliere nur einige Mittel, die ich zum Besten Anderer angewandt hätte; für mich bedürft' ich dessen Alles nicht.

Ich bin ein Flüchtling, habe den größten Theil meiner Sachen in Petersburg gelassen, und rettete, außer einigem Gelde, nichts als mein Leben. Das also, und Kapitänsrang, ist die ganze Ausbeute mühseliger Jahre, die ich in russischen Diensten verbrachte. Andere thaten weniger als ich, und stiegen von Stufen zu Stufen;

Andere hatten minder Kenntnisse, und brüsten sich mit Ansehen und Reichthümern. Man rühmte meine Talente, benutzte sie, und vergaß mich; man überhäufte mich mit Schmeicheleien, wegen gesellschaftlicher Tugenden; Jeder wollte mein Freund sein, und Keiner war es. Die Menschen sind in sich selbst verliebt, und lieben außer sich keinen andern. Wer sich für sie aufopfert, heißt ihnen ein nützlicher Thor.

Glauben Sie aber nicht, daß es dieser kleinliche Verdruß wegen Vergessung und Zurücksetzung sei, was jetzt meine ganze Seele füllt. Nein, ich würde mich dessen schämen, und ihn wie einen ekelhaften Flecken vor Ihnen verhüllen. — Ich hoffte von jeher mehr durch Launen des Zufalls, durch ein gefälliges Zusammentreffen holder Umstände, als durch Güte und Tugend der Menschen glücklich zu werden. Wer die Bürger dieser seltsamen Welt nicht anschaut, wie sie sein sollten, sondern wie sie sind, dessen Hoffnungen können nie getäuscht werden. Viele sind ihrer berufen, aber Wenige auserwählt. Jeder liebt das allgemeine Wohl, insofern es sein eigenes nicht schmälert, und dies wird Vaterlandsliebe geheißen; Jeder liebt und dient dem Andern, wenn er Gegendienste erwarten kann; dies heißt in der Sprache des Lebens Freundschaft. Nur Einer steht immer unter Millionen, welcher ohne Rücksicht auf die Meinung der klugen Menge, ohne Rücksicht auf eigenen Verlust und Gewinn, will und handelt wie er soll, und wenn auch Schmach und Armuth und Tod folgten.

Heiliger Enthusiasmus der Tugend, mag die rohe Menschheit dich ewig verkennen, dich, den tausend Dichter, tausend Priester, tausend Philosophen rühmen, obgleich keiner von allen oft Muth genug hat, ihn zu nähren in eigener Brust — ich lebe dir treu! — Ich kann versinken; aber in mir selbst gerechtfertigt, mag mich die Welt verdammen.

Doch zur Sache. Sie sehen wohl, lieber Bellisle, ich bin allzubewegt, der Strom brauset; aber noch kennen Sie seine Quelle nicht.

Ich lebte still und froh zu Petersburg. Mein Gepäck war angekommen von Moskau, doch dacht' ich an keine Abreise. Ich wünschte — doch meine Wünsche sind Ihnen kein Geheimniß.

Nur die freundliche Gelegenheit erwartete ich, noch einmal der angebeteten Fürstin mich nähern zu können, ihr sagen zu dürfen, daß ich in ihren Diensten zu leben mein höchstes Glück nennen würde. Aber sie hatte mein vergessen. Umsonst hofft' ich mit jedes Morgens Anbruch, daß er den schönen Tag verkünde, an welchem ich eine Einladung zum großfürstlichen Palast erhalten würde.

So verstrichen Wochen und Monden. Meine Unthätigkeit ward mir zur Last. Noch einmal Dienste beim Czar zu fordern, schämt' ich mich, da er mir die Entlassung hatte ausfertigen lassen. Und doch war es das einzige Mittel, durch welches ich mich in dieser Weltgegend erhalten konnte, die durch Christinens Gegenwart die reizendste des weiten Erdenrundes geworden.

Schon war ich, nach langem innerm Kampfe, entschlossen endlich, bei einer der öffentlichen Audienzen, wo jeder Bittende das Recht hat, dem Czar sich unmittelbar zu nähern, den Monarchen um Wiederaufnahme in sein Heer anzugehen, als der unglücklichste Zufall von der Welt mich aus Rußland und für immer bannte.

Ich war eines Abends beim Obersten Larive zum Schmause in Gesellschaft vieler anderer Offiziere. Nachdem die Speisen abgetragen waren, ward auf gut russisch tapfer gezecht. Jeder sprach nach seinem Sinn, und mancher Muthwille ward geübt. Unter andern lenkte sich auch das Gespräch auf den seit einiger Zeit aus den Bädern zurückgekommenen Großfürsten Alexis. Man redete ziemlich frei von den Ursachen der Spannung, die zwischen ihm und seiner Gemahlin herrschte. Man nahm Partei. Viele vertheidigten den Czarewitz, viele die tugendhafte Christine. Ein

junger roher Russe, Offizier und naher Verwandter des Marschalls Scheremetoff, verfocht das Betragen des Großfürsten, und stieß die gröbsten Verleumdungen gegen Christinens Tugend aus. Die Andern belachten seine tollen Einfälle; das gab ihm Muth, und er ward in seinen Reden gegen die Fürstin noch zehnmal frecher. Als Verwandten Scheremetoffs widersprach ihm Keiner, und wer es wollte, fürchtete sich doch vor den trunkenen Lachern.

Wenn ein elender Mensch ohne Geist und Herz da steht, und mit seinem armseligen Verstand das Erhabene, was er nicht begreifen kann, verspottet; wenn ein unwissender Tropf die Thaten und Entwürfe eines Weisen bekrittelt: dann kann ich auch zu den Lachern treten, oder die Achsel zucken über den ärmlichen Gesellen, der sich selbst an den Pranger stellt. Aber wenn ein Wicht es wagt, mit schadenfrohem Witz, was gut und edel ist, zu lästern; wenn er die Tugend verdächtigen und große Handlungen verkleinern will: dann ist's nicht mehr Verstandesschwäche, die uns zum Lachen reizen kann, dann ist es Bosheit, die unser Herz empören muß. Wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Tugend verhöhnt; wer gelassen lächeln kann, wenn ein Bösewicht Leidende zum Gegenstand des Gelächters macht — der ist mit ihm verwandt, und selbst Bösewicht.

Ich näherte mich dem Russen, und bat ihn ernst und höflich, daß er sich zähmen möge; daß er nicht vergessen solle, Christine sei die Tochter eines edeln deutschen Fürsten, die Schwester einer Kaiserin, die Schwiegertochter unsers erhabenen Monarchen.

Der Russe, wahrscheinlich einer von den Anhängern des Alexis, die sich durch ihren Haß gegen die Fremden bei ihm einschmeicheln, glaubte hier Gelegenheit zu finden, sich seines Herrn würdig zu bezeigen. Er sah mit höhnischem Blick mich seitwärts an und antwortete mit einer Grobheit, die man nur dem Mann des Pöbels nachsehen kann. Die Andern füllten ihre Becher und lachten aus

voller Kehle über meine unsanfte Abfertigung. Die munterte ihn zu neuen Schmähreden auf. Ich bat ihn, zu schweigen — ich drohte. Alles umsonst. Er schimpfte nur immer ärger; die Andern aber lachten nur immer wilder. Was sollt' ich unter diesen Trunkenen? Ich ergriff Hut und Degen, um mich zu entfernen. Der Elende, stolz auf seinen Sieg, ging mir gegen die Thür nach, und rief, indem er mir einen Fußtritt gab: „So soll man alle Fremdlinge, Glücksritter und Abenteurer aus unserm Lande treiben!“

Ich drehte mich, gab dem unverschämten Laffen eine gellende Ohrfeige, und als er mit mir handgemein werden wollte, schleuderte ich den Wüthenden mit starker Faust zu Boden, daß ihm die Luft verging.

Langsam schritt ich meiner Wohnung zu. Aber noch hatt' ich kaum zweihundert Schritte gethan, als mir der Russe mit bloßem Säbel nachsprang, und mich mit hundert Schimpfreden zum Stillstehen mahnte. Ich machte mich zur Gegenwehr bereit. Der Mond schien hell. In der Ferne blieben einige Andere aus unserer Gesellschaft stehen, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Ich versprach dem Russen Genugthuung zu geben auf den andern Tag, und bat ihn, seinen Rausch zu verschlafen. Eitle Mühe! Er griff mich rasend an; kaum konnt' ich mich vor seinen Säbelhieben decken. Es währte nicht zwei Minuten, so lag er entseelt zu meinen Füßen. Ich beugte mich zu ihm nieder. Er seufzte noch einmal und starb. Ich rief die Andern herbei. Sie trugen ihn zurück. Ich eilte in meine Wohnung, packte das Unentbehrlichste zusammen und verschwand mit Tagesanbruch aus Petersburg, um nicht nach Sibirien zu müssen.

Jetzt, mein Bellisle, wissen Sie Alles. Ich hoffe in wenigen Wochen bei Ihnen zu sein. Hart ist mein Loos, und doch werd' ich's vielleicht einst segnen. Ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben, daß jedes Uebel die Quelle eines Wohls, und jede Lust

die Mutter eines Schmerzes sei. Entfernt von der Einzigen, die ich von Allem, was unterm Himmel wohnt, am höchsten ehre wird mein Herz die ganze Stille wieder gewinnen. Sie aber wird von meiner That und meiner Flucht vielleicht vernehmen, und mein Name wenigstens so glücklich sein, wieder von ihr gehört zu werden.

Leben Sie wohl, mein Bellisle, wir sehen uns bald wieder. Ach, ich habe Ihnen noch Vieles zu sagen; aber es ekelt mich an, Buchstaben zu malen. Ich bin mißvergnügt — erbittert gegen Menschen und Geschick — ich möchte mir eine wilde, große Zerstreuung geben, worin ich mich, wie in einem brausenden Strom, tauchen und Alles — Alles — und mein Selbst vergessen könnte! — Mein elendes, schlechtes Selbst, welches, so tief verwöhnt von Vorurtheilen und Erziehung, immer sein Glück noch in äußern Dingen, nie in sich suchen, und immer Andern Vorwürfe machen will, und nie sich, da es dieselben doch allein verdient.

Leben Sie wohl!

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Ja, Julie, ich will mein Schicksal tragen und deinem Rathe folgen, ob ich gleich nicht die reizende Hoffnung im Hintergrunde der Zukunft sehe, die du mir vorspiegeln willst. Es ist vergebens die Erwartung, daß ich den wilden Sinn meines Gemahls bändige. Er haßt, er verachtet mich; er ist nicht fähig, mich zu verstehen; er ist nicht fähig, mich zu lieben. Sein Wesen ist nun einmal so geformt; er kann seine Natur nicht ablegen.

Aber auch ich, Julie, kann ihn nicht mehr lieben. Er selbst hat zwischen mir und sich die unzerstörbare Scheidewand aufgebaut. Ich werde es als des Himmels höchste Gunst empfahen, wenn mich der Tod von diesem qualvollen Zustand freispricht, oder wenn der

Großfürst einst, zu eigener Macht gestiegen, mich in irgend ein einsames Kloster verstoßen wird.

Daß er die Finnländerin Euphrosine mir vorzog — ich konnte es ertragen. Ich fühlte meinen Werth, und beklagte nur den verirrten Mann. Aber — o daß ich's schreiben muß — Julie, ich bin eine Fürstentochter, ich bin einer edeln Behandlung gewohnt — Julie, er mißhandelt mich, wie eine Sklavin kaum mißhandelt wird von ihrem barbarischen Herrn.

Gestern trat er in mein Kabinet, düster wie gewöhnlich. Ich nahete mich ihm schmeichelnd. Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu bewegen, ein Fürwort beim Kaiser, seinem Vater, für den Chevalier d'Aubant einzulegen. Dieser d'Aubant, ein Infanterie-Hauptmann, ist eben der junge Mann, welchen wir einmal im Walde bei Blankenburg fanden, wo wir uns verloren hatten, und der uns auf die Straße zurückführte. Vielleicht erinnerst du dich seiner nicht mehr. Er stand seitdem in russischen Diensten, gerieth vor einigen Tagen mit einem jungen Russen in Händel, der zu Petersburg mächtige Verwandte hat, und erstach ihn in einem Duell. Man behauptet, ich sei unschuldigerweise des Streites Ursache gewesen; der Russe habe schlecht von mir bei einem Trinkgelage geurtheilt, und d'Aubant habe sich meiner mit allzugroßer Heftigkeit angenommen. Genug, d'Aubant ist seit dem Tage unsichtbar geworden. Man vermuthet, er habe sich in Petersburg verborgen; überall wird er aufgesucht; und sollte der Bedauernswürdige ertappt werden, so ist seine Verweisung nach Sibirien unvermeidlich.

Kaum sprach ich den Namen des unglücklichen d'Aubant aus, so warf der Großfürst einen fürchterlichen Blick auf mich, und befahl mir, zu schweigen. Ich gehorchte mit Zittern. Nie hatt' ich ihn so gesehen; nie hat ein Mensch jemals so zu mir geredet.

Ich wollte mich entfernen. „Wohin?“ schrie er, ergriff mich beim Arm und schleuderte mich mitten ins Zimmer zurück: „Ge-

wiß wieder zum Kaiser, um mich bei ihm anzuschwärzen, daß ich seine Vorwürfe überall und vor aller Welt hören muß! Aber, Madame, ich bin dieser Kabalen satt, und verbitte mir's ernstlich und ein- für allemal, daß Sie nicht ferner sich bemühen, den Haß des Kaisers gegen mich zu vermehren."

Ich konnte nicht antworten. Ich schluchzte und streckte meine Arme gegen ihn aus. Er achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, mich zu bedrohen. „Wehe Ihnen!" rief er, „wenn es Sie gelüsten sollte, mich beim Kaiser zu verklagen. Ich schwör' es Ihnen, dann werd' ich anders mit Ihnen sprechen."

„Wer aber," erwiederte ich, „wer war boshaft genug, mich bei meinem Gemahl so zu verleumden? Und hätt' ich die gerechtesten Ursachen, zu klagen, so würde dennoch kein Wort wider den Gemahl über meine Lippen gehen."

„O!" schrie er: „Ich weiß Alles! Sie brennen sich nicht rein. Ich habe noch der Freunde mehr, als der Kaiser und seine neuerungssüchtigen Ausländer glauben. Das merken Sie sich. Es werden aber noch einmal andere Tage kommen. Nur Geduld!"

„Ich bitte nur um die einzige Gnade," versetzte ich, „nennen Sie mir diejenigen, welche behaupten, daß ich Sie bei Sr. Majestät angeklagt habe! Bin ich schuldig, so bin ich Ihres Hasses werth; bin ich unschuldig, o so verstoßen Sie die Liebe Ihrer Gemahlin nicht. — Erlauben Sie also, daß ich mich wenigstens vor Ihnen rechtfertige gegen jeden Verdacht!"

Er befahl mir nun wieder, zu schweigen, und wiederholte seine Drohungen mit noch herbern Worten, falls ich dem Kaiser wieder plaudern würde. Thränen verhinderten meine Stimme. Ich konnte nichts, als stumm meine Arme gegen ihn ausbreiten. Ich wollte mich an seine Brust werfen, und an seinem Herzen Zuflucht gegen meine Verleumder suchen. — Er stieß mich mit einer Heftigkeit, mit einem Ungestüm von sich, daß ich zu Boden gestürzt sein würde,

hätte ein vorstehender Sessel es nicht verhindert. Ich schlug aber gegen die Wand mit der Stirn, daß sie verwundet aufschwoll. Der Großfürst achtete nicht auf mich, sondern verließ das Zimmer und schmetterte die Thür wüthend hinter sich zu.

Ich lag lange betäubt im Lehnstuhl; alle meine Sinne waren in dumpfer Thätigkeit, wie in einem Fieber. Erst nach und nach entnebelte sich Alles, und ich übersah das Fürchterliche meines Zustandes. Ein Thränenstrom machte meinem gepreßten Herzen Luft. Ich wollte mich zerstreuen, um meinen Schmerz vor fremden Augen verbergen zu können. Ich ging durchs Zimmer; aber meine Knie sanken unter mir ein. So auf dem Teppich des Fußbodens daliegend, streckte ich meine Hände zum Himmel und flehte den barmherzigen Gott um Rettung an, oder um Kraft, mein Verhängniß muthvoll zu ertragen.

O Julie, wie groß und schön ist die Kraft des Gebets! — Welche Seligkeit liegt schon in dem Gedanken an Gott allein! Wenn weit umher uns Alles verläßt, wenn Menschen ihre Brust verschließen gegen unsere Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewittersturm des Lebens zusammenbricht, wenn wir einsam stehen mit unserm Schmerz in der weiten Schöpfung — dann, Julie, ein Blick auf den, der unsern Schmerz versteht, und es ist uns schon geholfen. Er war's, der uns in seine Welt gerufen; er ist's, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann.

Gestärkt erhob ich mich, und muthiger und heiliger, als vorher. Erstorben war in mir nun alle Leidenschaft, und aller Groll um die erlittene Schmach. — Gott klagte ich sie; — dir nenn' ich sie. Aber tröste mich nicht, Julie, denn ich bin schon getröstet!

Ich schellte meinen Kammerfrauen. Sie erschienen. Ich bemerkte, daß sie vor meiner Gestalt erschraken. Ich nannte die Verletzung meiner Stirn eine Folge meiner Unvorsichtigkeit, ließ

allen Besuch verbitten, und nahm, da mir nicht wohl war, nur den Besuch des Arztes an.

Sieh, Julie, so steh' ich nun da — fern von dir, von meinen Aeltern, in einem fremden Lande, ungeliebt von den Russen, gehaßt und mißhandelt von meinem Gemahl, ohne Jemanden, dem ich mich vertrauen darf, ohne Aussicht erträglicher Tage.

Schreibe mir bald. Schildere mir dein Glück. In dem Gemälde deiner Freuden erhebt sich meine Seele wieder; ich vergesse meinen Gram und lebe dann nur in deinem Himmel. O, wie gern würd' ich mit der ärmsten Bäuerin deines Dorfes tauschen, wenn ich nur in Deutschland, nur in deiner Nähe, unter deinem Schutze wohnen könnte!

Der Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Villiers, 25. Juli 1715.

Den Muth nicht verlieren?" — O mein Bellisle, wie urtheilen Sie von Ihrem d'Aubant! — Schüchtern im Schoos der Fortuna, aber muthvoll, wenn Noth und Tod gegen uns im Felde liegen! Das ist so mein Wahlspruch.

Nun ja! mein Vermögen ist dahin — rein verflogen, oder vielmehr, ich habe nie Vermögen gehabt! Ich habe gerechnet mit den Gläubigern meines Vaters, Alles ganz ausbezahlt. Güter, Heerden und Fahrhabe, Alles ist verkauft. Der mir bleibende Rest von den glänzenden Herrlichkeiten und Herrschaften meiner Ahnen besteht netto in sechsunddreißigtausend Livres, und kein Sou darüber und darunter. Wenn's mir wohl geht, bring' ich das Kapitälchen zu fünf Prozent unter, und habe dreihundert Thaler jährliches Einkommen; — der ärmste Dorfpfaff hat mehr für seine Messen. Ich begreif' es wohl, es läßt sich damit nicht figuriren —

ich würde wahrlich den Ritter von der traurigen Gestalt machen. — Ich soll meinem Stande gemäß leben, darf kein Handwerk treiben, darf nicht dreschen, darf nicht krämern — zu betteln schäm' ich mich.

Ich bin inzwischen lange nicht so froh gewesen, als jetzt. Noch vier Wochen darf ich im väterlichen Hause wohnen, dann zieht der neue Eigenthümer förmlich ein. Er läßt schon jetzt überall ausbessern, sägen, putzen und lärmen in allen Ecken. Dieser neue Eigenthümer ist ein großer, dicker, guter Mann, Namens Maillard, der sich als Kaufmann eine runde Summe zusammenspekulirt hat, und keinen andern Fehler zu haben scheint, als den, daß er weiß, er sei reich, und nun gern den Großmüthigen, den Gönner und Patron spielen will. Er bot mir, auch wenn er eingezogen sein würde, mit recht vornehmem Anstande Wohnung bei sich; ich aber, ungeachtet ich noch nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen soll, schlug's natürlich aus. — Arm sein, Bellisle, thut nicht weh; aber Protektionsmienen begüterter Wichte, denen der Himmel das liebe Geld im Schlaf zuschüttete, Protektionsmienen reicher Wichte, die unterm Himmel kein Verdienst haben, als den vollen Kasten — o Bellisle, die schmerzen. Ja, Bellisle, ich wollte mir lieber, wenn ein Zufall meine paar tausend Livres und meine gesunden Gliedmaßen verschlänge, das tägliche Brod von Haus zu Haus bei unsern Bauern zusammenbetteln, als Pensionen von Leuten mit Gönnermienen nehmen.

Was ist's denn mehr? Ich bin arm, aber mir ist's wohl dabei. Was ich bin, ward ich ohne mein Verschulden; was ich werden werde, soll der Zeuge meiner Kraft — eigene Schöpfung sein.

Nicht die Armuth ist's eigentlich, die den meisten Menschen beschwerlich fällt zu tragen, sondern der unbefriedigte Wunsch ihres Ehrgeizes. Sie wollen in höhern Sphären schimmern. Brod und Wasser schmecken so übel nicht, aber darüber ertappt zu werden, das ist den Leuten bitter.

Armuth ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Ozean und Gebirge, die Priesterin des bessern Lebens. Reichthum erschlafft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geistes, erstickt und tödtet ihn mit Sinnenlust, entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laster.

Der Arme ist reich an Hoffnungen, an Entwürfen; sein Leben fliegt vorüber unter Gedanken und Ahnungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muße, sich selbst zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick ist ihm ein neues Gut. Die karge, selbst verdiente Mahlzeit ist ihm eine Schwelgerei; der süße Schlaf mit goldenen Träumen erfüllt. Armuth führt uns an die Brust der Natur zurück; Reichthum leitet uns zur Unnatur, zum Rangstreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibischen Gelüsten.

Sehen Sie, Bellisle, ohne daß ich's wollte, machte ich der Armuth eine Lobrede. Aber mit dieser ist's mein ganzer Ernst. Der Reiche fühlt nur, was er hat, der Arme aber, was er ist. Auch ich empfinde zum erstenmal lebhaft, was ich bin, und dies Gefühl macht mich stolz und froh. Der von der vornehmen Welt so geheißene „Bettelstolz“ ist oft der edelste und ehrwürdigste Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es ist die richtige Würdigung des wahren und falschen Werths, der wesentlichen und zufälligen Güter — Verachtung todter Titel, bordirter und gefranzter Kittel eitler Gecken, gefüllter Kisten, wohlgemästeter Dümmlinge, und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunken — der Weisheit ohne Charlatanerie.

Sie fragen, was ich anfangen werde? — Ich gehe in einigen Wochen nach Paris. Ich zeige mich meinen Verwandten; zeige mich den Ministern. Ich habe einige Kenntnisse, bin erfahren, man kann mich gebrauchen — ich werb' um eine Civil- oder Militär-

stelle, sei die Einnahme auch noch so gering. Ich will mit Brod und Wasser mich begnügen, aber thätig, nützlich sein.

Und wenn's dann manchmal einen trüben Tag gibt — nun dann, Bellisle, seh' ich auf den Abgott meiner Träume — und ich bin wieder froh. Eine Welt, die solch ein Engel bewohnt, muß doch die beste Welt sein.

Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie B.

Petersburg, 2. September 1715.

So traurig immerhin der Anlaß sein mag, wünsch' ich mir doch Glück, den Faden der Bekanntschaft mit Ihnen, Frau Gräfin, anspinnen zu können; mit einem Frauenzimmer, dessen Geist, dessen Seelengüte wenige Ihresgleichen haben müssen, da selbst unsere geliebte Großfürstin Christine nie ohne Bewunderung von Ihnen spricht, und bei der Nennung Ihres Namens selbst auf dem Krankenbett ihre Blicke vom schönen Enthusiasmus der Freundschaft glänzen.

Ja, unsere angebetete Fürstin ist krank. Auf Befehl derselben muß ich die Feder nehmen, um Ihnen dieses und damit die Ursache anzuzeigen, warum unsere gnädige Fürstin Ihre verschiedenen, freundschaftsvollen Briefe nie beantwortet seit einigen Monaten.

Sie hatten das Glück, die Jugendgespielin derselben zu sein; Sie blieben ihre einzige und geliebteste Vertraute. Ich ward nur durch die schrecklichsten Unfälle zum Rang Ihrer Nebenbuhlerin erhoben, oder zum Mittel, die vertraulichen Unterhaltungen unserer erhabenen Freundin mit Ihnen fortzusetzen.

Die unangenehmen Verhältnisse derselben mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Alexis, sind Ihnen nicht mehr unbekannt. Aber schwerlich werden Sie wissen, welche unendliche Aufopferungen die Großfürstin machte, um sich die Huld ihres Gemahls zu erwerben,

mit welcher Engelssanftmuth sie seine unverdiente Härte trug; welche unbeschreibliche Geduld sie seiner unversöhnlichen Grausamkeit entgegensetzte; wie sie ohne Unterlaß immer seine erste Fürsprecherin bei Sr. Majestät dem Kaiser war, wenn dieser dem Sohn mit den Ausbrüchen seines furchtbaren Zorns drohete; wie sie voll rührender Ergebenheit ihren Gemahl mit Wohlgefallen überhäufte, während sie von ihm die kränkendsten Mißhandlungen duldete. Wohl glich sie der Balsamstaude, welche die mörderische Hand noch mit ihren Wohlgerüchen bethaut, von der sie geknickt wird.

Aber jede Liebkosung, jede Thräne, jede Wohlthat blieb fruchtlos, des Czarewitz Herz zu rühren. Geschenke, welche er aus den Händen seiner reizenden Gemahlin empfing, Arbeiten, die sie selbst für ihn in einsamen Stunden geschaffen, gab er in gleicher Stunde an seine Finnländerin, die nicht erröthete, mit den schönen Arbeiten der Großfürstin öffentlich geschmückt zu erscheinen. Feste, die sie ihrem Gemahl zu Ehren veranstaltete, wurden entweder von ihm nicht besucht, oder nur Gelegenheiten, diejenige mit schmerzlichen Kränkungen zu beladen, die Alles einzig und allein für ihn that und war.

Wer die hartnäckige, wilde Denkart des Czarewitz kennt; wer seinen Haß kennt, welchen er theils durch seine vom Kaiser ins Kloster verstoßene Mutter, theils durch diejenigen, welche ihn während der öftern Entfernung des Kaisers umgeben, gegen alle dessen Unternehmungen einsog; wer da weiß, daß er aus eben der Ursache die schöne und geistvolle Prinzessin von Wolfenbüttel haßte, weil sie ihm von der Hand seines Vaters zugeführt ward — der hofft nicht mehr auf Aussöhnung dieses unglücklichen und erlauchten Ehepaars. Der Czarewitz, täglich in der Gesellschaft verdorbener Menschen, ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Kenntnisse — täglich seine Geisteskräfte durch unmäßigen Genuß des Branntweins zerstörend, wird täglich ausgelassener, roher, tyrannischer. Nichts, als seine

nur allzugerechte Furcht vor dem Kaiser, seinem Vater, hält ihn von größern Ausschweifungen zurück.

Unter solchen Verhältnissen bleibt der leidenden Großfürstin keine andere Hoffnung, als durch förmliche Scheidung von ihrem Verfolger getrennt zu werden, oder mit Gelassenheit das qualreichste Leben ihrem Grabe entgegen zu tragen. Der Czarewitz hat es ihr selbst mit schrecklicher Freimüthigkeit gestanden, daß er sie eben so lange verabscheuen würde, als sie seine Gemahlin wäre. Er deutete ihr selbst an, daß er die Trennung dieser Ehe von Herzen wünsche, aber von der Unbiegsamkeit des Kaisers nimmermehr die Einwilligung zu erhalten hoffen dürfte.

Die Großfürstin hatte die Gnade, mir ihr Vertrauen zu widmen. Es sollte ein leiser Versuch gemacht werden, die allfälligen Gesinnungen des Kaisers über die Scheidung zu vernehmen. Ich wandte mich an den Fürsten Menzikoff, um durch diesen Liebling des Monarchen denselben zu erforschen. Die Gelegenheit dazu erschien. Menzikoff warf mit seiner ihm eigenthümlichen Gewandtheit einige verlorne Worte hin. Diese aber reizten den Jähzorn des Czaren in einem so fürchterlichen Grade, daß Menzikoff nie wieder für einen ähnlichen Versuch Muth behielt.

„Wehe dem Alexis!“ rief der Kaiser: „Wenn ich diesen Ungerathenen, diesen Widerspenstigen, diesen Unwürdigen, der täglich tausend Mal des Vaters Herz bricht, wenn ich ihn bisher mit wohlverdienter Strafe schonte, so ist's aus Achtung und Liebe für seine Gemahlin. Weh' ihm, wenn dieser Engel einst ihm fehlt!“

Ungeachtet Menzikoff dem Kaiser feierlich schwor, daß der Gedanke von einer Scheidung nie in die Seele des Großfürsten gekommen, daß es nur eigener Einfall gewesen, schien jener doch den Argwohn beibehalten zu haben. Wenigstens sprach dafür die härtere Begegnung seines Sohnes von jenem Tage an, welche den Großfürsten bis zur Raserei gegen seine Gemahlin erbitterte.

Machen Sie sich nun darauf gefaßt, theuerste Gräfin, noch das Entsetzlichste zu erfahren. Man hat einen Versuch gemacht, die Großfürstin durch Gift aus der Welt zu schaffen. Zum Glück ist die Frevelthat nicht ganz gelungen. Die Großfürstin hat nur sehr wenig von der vergifteten Suppe genossen; die zufällige Ankunft des kaiserlichen Leibarztes in gleichem Augenblick, da die Fürstin die Wirkungen des Giftes empfand, die Schnelligkeit, mit der er das Uebel entdeckte, und die Kraft seiner Gegenmittel, verhüteten das größte Unglück.

Alles ward mit dem tiefsten Geheimniß behandelt, und soll es bleiben. Die Gesundheit der leidenden Großfürstin kehrt zurück. Vielleicht genießt sie schon in einigen Wochen das Vergnügen, Ihnen selbst wieder schreiben zu können.

Nie erschien an allen Höfen Europens eine liebenswürdigere und unglücklichere Fürstin; nie ein Weib, welches durch Schönheit und Tugend und Geistesgröße des schönsten Menschenlooses werther gewesen, und es minder empfangen hätte, als sie. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Verzweiflung bin, und rathlos. Der Kaiser läßt sich nicht einreden, der Großfürst sich nicht verwandeln, und die Unschuldigste, die Edelste unsers Geschlechts wird das Opfer dieser Verhältnisse.

Nicht ein einziges Mal hat der Czarewitz seine Gemahlin, während der Krankheit, eines flüchtigen Besuches gewürdigt; nicht ein einziges Mal den Anstand nur so weit beobachtet, nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Denken Sie sich noch hinzu, daß die Großfürstin in einigen Monaten ihre abermalige Niederkunft erwartet.

Ich beschwöre Sie, wenn Sie uns vielleicht durch einen glücklichen Gedanken in dieser peinlichen Lage rathen können, säumen Sie nicht. Ich sehe keine Hilfe — diese Heilige wird früher oder später durch namenlose Barbarei zu Grunde gerichtet. — Bereiten

Sie sich daher immerhin vor, einst das Schrecklichste erfahren zu müssen.

Chevalier d'Aubant an L. Bellisle.

Paris, 2. Oktober 1715.

Acht Wochen lang, mein geliebter Bellisle, tret' ich nun schon das Straßenpflaster von Paris; laufe von der Morgenfrühe bis zur Mitternacht; gähne halbe Tage lang in den Vorzimmern der Großen; schreibe unterthänige Vorstellungen und Suppliken; lasse mich mit Hoffnungen und Möglichkeiten, mit Achselzucken und theilnehmenden Mienen abspeisen, bin und bleibe nach wie vor der arme, amtlose Chevalier d'Aubant, und komme keinen Schritt weiter.

Man lobt meine Arbeiten, man findet Talente an mir — und das ist Alles. Kommt's bei einer erledigten Stelle zur Wahl, siehe, da springt ein Anderer rüstig vor, und pflanzt sich hin, wo ich sitzen möchte — und immer ein Anderer, dem ich vielleicht an Kenntnissen, an Thätigkeit, an Güte des Willens gleich, auch wohl zehnmal überlegen wäre.

Ach, ich weiß es wohl, was mir gebricht. Schmücke dich mit Salomons Weisheit, mit des Seraphs Tugend, und vereinige in dir die Gelehrsamkeit aller Akademien, du wirst nichts mehr sein und gelten, als eine kostbare Denkmünze, die aber im Handel und Wandel des Lebens nicht gangbar und bräuchlich ist. Gold ist der Firniß, welcher der Tugend erst Glanz, der Weisheit erst Ansehen gibt. Gold ist die moralische Universaltinktur, unter welcher sich Koth in Perlen, Albernheit in Grazie, Feigheit in Heldenthum, Kleinigkeitskrämerei in Geistesgröße verändern.

Nun denn, die Universaltinktur fehlt — ich muß mich also ergeben.

„Aber Ihre Verwandten, Ihre Freunde in Paris!“ werden Sie sagen. Ach, lieber Bellisle, diese lieben Leute sind unendlich gütig. Sie laden mich zu ihren Festen ein, wo sie mit ihrem Ueberfluß schimmern können; sie würden ein paar Tausend Thaler in einer einzigen Mahlzeit verschwenden, ohne es sich gereuen zu lassen; aber einen wahrhaften Dienst zu leisten, wo es nur um einfache, schlichte, biedere That zu thun ist — daran denkt keine Seele.

So sind die Menschen; aber wer ändert sie?

Und was nun weiter beginnen? — Ich weiß es nicht. Ich bin so verlassen, daß es mir selbst an Rathgebern fehlt; und guter Rath ist doch das Wohlfeilste in der Welt, womit selbst der Geizhals verschwenderisch sein kann.

Doch nein, ich will nicht ungerecht sein. Mein alter, getreuer Knecht Claude, der mich nie verließ, und den ich nie verlasse, gibt mir alle Tage neuen Rath, und wird nicht müde damit. Bald meint er, ich soll bei irgend einem Regiment Oberster, oder wenn auch nur Hauptmann werden; bald in die Lotterie setzen, bald Mitglied des königlichen Staatsrathes werden, bald eine reiche Wittwe mit zehn Landgütern heirathen.

Heut' — ich hatte kaum meine schmale Mahlzeit beendet — kam er vollen Sprungs gelaufen, und rief: „Herr Hauptmann! gute Nachricht! jetzt wollen wir der ganzen Welt ein Schnippchen schlagen.“

„Daraus wird sich die ganze Welt nichts machen!“ versetzte ich.

„Wollen Sie ein Marquisat, eine Baronie, ein kleines oder großes Fürstenthum?“

„Wenigstens ein großes!“

„Nun gottlob, Herr Hauptmann, daß Sie das nur wollen; so ist uns denn Allen geholfen. Machen Sie mich dann zu Ihrem Minister, oder zu was Sie wollen, denn ich bin Ihnen doch immer

der Nächste gewesen: und einen treuern Menschen finden Sie unter Sonne, Mond und Sternen nicht wieder, als Ihren Claude. Ihre Pferde sollen die prächtigsten sein, tausend Meilen in der Runde. Lassen Sie mich nur dafür sorgen."

„Aber wo ist mein Fürstenthum, Claude?

„In der neuen Welt, Herr Hauptmann; da — warten Sie — ja, — am Mississippi, in dem großen Königreich Louisiana, nicht weit von Amerika. Alles läuft jetzt dahin. Ich habe mit sechszehn Familien gesprochen heut' an der Wirthstafel; sie kommen weit her; es sind sogar Deutsche und Schweizer darunter. Alles geht nach der Louisiana. Man bekömmt dort so viel Land, als man nur will, ohne einen Sou dafür zu bezahlen; macht sich so viel Sklaven, als man Amerikaner findet, und kann leben, wie ein König."

„Du bist ein Narr, Claude."

„Wahrhaftig aber ein Narr, der nicht mit Gold aufzuwiegen ist. Der Schiffskapitän de Blaizot wohnt in der Straße Richelieu, Nummer 595, im zweiten Stock. Er macht Werbungen für die Louisiana. Bei ihm muß man sich melden. Er hat die Landkarte auf dem Tisch, und theilt jedem, der zu ihm kommt, Besitzungen darauf aus. Wenn Sie erlauben, geh' ich ohne anders zu ihm, und nehme für uns eine ganze Provinz in Beschlag, da es doch ein Fürstenthum geben soll. Ich bitte Sie, Wasser, Kalk, Waldungen umsonst: es fehlt nichts, so viel Städte frisch aufzubauen, als ganz Frankreich hat — nichts, als der Wille fehlt."

„Den Willen hab' ich wohl."

„Nun, Herr Hauptmann, so haben wir gewonnen Spiel. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, was das sagen will, eine ganz neue Welt! noch total neu und nicht zum hundertsten Theil so abgenutzt und verbraucht, wie unsere alte Welt hier zu Lande. In der Erde liegt dort gewiß das baare Gold klumpenweis bei-

sammen; die Bäume sind dort so groß, daß unsere dickste Eiche nur ein Ast an solchem Baum sein würde. Das haben mir die Leute selbst gesagt. Hier kann man sich für sein baares Geld kaum satt essen; das Menschengedränge ist zu groß. Dort sind eigentlich noch wenig Menschen; Alles muß daher spottwohlfeil sein. Mit einem Livre stell' ich dort Bankette an; mit zwei Livres baue ich mir einen Palast, der sich neben den Tuilerien sehen lassen darf. Für einen alten eisernen Nagel geben mir die dummen Wilden einen Kochtopf voll ungeprägter Dukaten; für eine Pfeife Tabak, für ein Stückchen Spiegel bekomm' ich mehr Leibeigene, als ich will. Sie müssen nur wissen, Herr Hauptmann, die Wilden kennen das Alles noch nicht! nur eine alte blinde Fensterscheibe gilt bei ihnen schon für ein Juwel. Aber, wie gesagt, wir müssen eilen, eh' Andere kommen und sie klüger machen. In meinem Leben sollte man kein Volk aufklären und gescheidt machen, wenn ehrliche Leute dabei einen Schnitt für sich machen möchten!"

So schwärmte mir Claude eine ganze Stunde lang von den Herrlichkeiten in Louisiana vor, und ich lachte mir fast Kopfweh an. Es ist gewiß, das Kapitän Blaizot Kolonisten für Louisiana wirbt, und daß die Herren Werber es nicht an Aufschneidereien mangeln lassen, Menschen in ihr ödes Kanaan zu locken.

Für heut' beruhigte ich meinen glückstrunkenen Staatsminister Claude mit dem Versprechen, den Kapitän morgen selbst zu besuchen und mir mein Fürstenthum mit eigenen Augen auszuwählen. Morgen hat Claude aber gewiß schon einen andern Plan.

Und ich, wie er! Der Mensch ist nicht so froh durch das, was er besitzt, sondern durch das, was er hofft. Und so bin ich froh, wie ein Gott!

Kümmern Sie sich, geliebter Bellisle, meines Schicksals wegen nicht. Ein gesundes Herz in gesunder Brust, ein freier Geist im freien Körper — diesen gehört die Welt an.

Schon seit Langem fehlen mir von Petersburg alle Nachrichten. Umsonst durchblättere ich alle Zeitungen und suche unter den Artikeln Rußland. Keiner nennt die Nennenswürdigste des Nordens; nur meine Träume erzählen mir. Bald muß sich mein Horizont erhellen. Der Winter rückt heran, ich muß wählen.

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Petersburg, 5. Oktober 1715.

Das erste Opfer meiner wiedergekehrten Kräfte wird dir, geliebte Julie, gebracht — vielleicht auch ist's das letzte; und wär' es, so klage nicht, sondern wünsche deiner Freundin Glück, daß sie bald ihr Ziel errungen.

Die gute Königsmark hat dir meine Krankheit und deren Ursache gemeldet. Du weißt's, daß mir nach dem Leben getrachtet wird — ich aber weiß, daß es mir endlich unmöglich wird, den Nachstellungen meiner Meuchelmörder zu entrinnen. Und wer bürgt mir dafür, daß nicht jetzt schon wieder ein geheimes, langsames Gift durch meine Adern schleicht?

Niemand, als die Königsmark und du und meine bekannten Mörder wissen von dem schrecklichen Ereigniß. Einer meiner Köche ist seitdem unsichtbar geworden. Ich will ihn nicht verfolgen; den Bösewicht verfolgt die Erinnerung seiner That.

Ich fühle das nahe Ziel meiner Laufbahn. Ich sehne mich nach ihm. Ein solches Leben zu verlieren, ist Gewinn.

O Julie, wie umgewandelt ist das Alles, seit wir beide von einander schieden! Ach, hätt' ich's ahnen können damals, ich wäre im Schoose meiner schönen Heimath gestorben. Ausgerüstet mit Sinn für jede Schönheit der Natur, entzückt von jedem kommenden Frühling, begeistert schon durch jene rührenden Schilderungen,

welche Reisende uns von der Majestät der Alpen, von dem Zauberland Italien gaben, sehnt' ich mich mit unaussprechlicher Begier, nur einmal jenen Wundergarten des Erdballs sehen zu dürfen — mein Wunsch blieb unerfüllt. Die willenlose Fürstentochter ward auf ewig in die kalten, traurigen Wildnisse an den entlegensten Enden unsers Welttheils verbannt, wie aus dem Paradiese in das Land, worauf des Schöpfers Zorn haftete. Mit einem Herzen, welches voller Schwesterliebe sich an jedes Wesen schloß, und immer Liebe forderte, verwies das Schicksal mich zu Halbbarbaren, die nur rohe Instinkte kennen, mich nicht verstehen. Ich sehe sie zu Mord und Hader eifrig, und nur vergnügt, wenn berauschende Getränke ihren Verstand verwirren. Noch sind sie von den umherschweifenden Tataren durch nichts geschieden, als daß sie zur Kenntniß eines geringen Theils vom Luxus des gebildeten Europa's gelangt sind. — Könnt' ich Beherrscherin dieser Wilden sein, ich zöge den Stand der ärmsten Unterthanen im freundlichen Deutschland vor.

Ich mußte abbrechen. Meine Kräfte verließen mich. Aber ich nehme die Feder wieder, theuerste Julie, um dir das Lebewohl zu sagen. Dies Blatt soll dir der stumme Zeuge meiner Treue sein, die mein Herz an dich knüpft, bis der Tod es bricht. Wohl ist's der Zeuge — nur ein letztes, unverständliches Stammeln — Zeuge meines Absterbens, daß ich selbst davor erschrecken möchte. Denn in mir glühen noch tausend Gefühle; ich möchte sie dir noch nennen; aber ich bin gelähmt. Ich streue nur todte, kalte Worte auf dies heilige Blatt. Es ist mein Winter da. So steht die ewige Sonne in sich glühend, dunkel schimmernd hinter falben Dezemberwolken; statt der erwärmenden Strahlen vom Himmel streut sie Schneeflocken auf die erkaltende Welt.

Glaube mir, Julie, ungeachtet meiner Jugend scheid' ich ohne Kummer von der Lebensbühne, wo ich überall Dornen fand, Mißtöne hörte. Ich klage nicht mit diesen Worten den Schöpfer an, sondern die Thorheit der Menschen, welche die Ordnung der Schöpfung verwirren. Aber diese Thorheit, ist sie nicht wieder eine traurige Nothwendigkeit in der Natur? Führt der Weg zur Wahrheit nicht immer erst durch das Labyrinth des Irrthums? War's nicht Werk und Willen der Natur, daß der Mensch unermüdlich sein mußte, sein Glück zu erweitern; und war's beim Mangel seiner Erfahrungen seine Schuld, wenn er unter den Mitteln falsch wählte?

Der Mensch, im Stande der Natur, ohne Entwickelung seiner schlummernden Kräfte, Begierden und Leidenschaften, nur noch Thier mit wenigen Erinnerungen und wenigen Hoffnungen — und der Mensch in seiner höchsten Vollendung, wo er mit gebildetem Geist, unermeßlichen Kenntnissen und erhabenen Gefühlen die einfachen Gesetze der Natur wieder lieb gewinnt, und den Despotismus zerstört hat, welchen die gesetzgebende Leidenschaft übte — nur die sind glücklich. Alles, was zwischen diesen beiden wandelt, die ungeheure Masse der Halbwilden — und von den Ufern des Tajo bis zum Ladoga, seh' ich nur diese Halbwilden — ist elend durch Verwirrungen, durch Unnatürlichkeiten, durch Widersprüche seiner Begierden und Ordnungen mit den unbeugsamen Geboten der Natur.

Ach, Julie, vielleicht verstehst du mich nur kaum. Ich deute aus der Ferne nur bloß auf meine Todeswunden.

Erhebe dich mit mir über das rege Getümmel der armen Sterblichen, und beobachte ihr Wirken und Treiben! Was erblickst du? — Sieh', überall Seufzer, überall Thränen, überall Sorge und Kummer! Wie sind der Glückseligen so wenig! Sie leben nur einzeln und einsam, und hüten sich wohl, der Berührungspunkte mit der Welt zu viel zu haben.

Darin ist Alles nur eine Stimme, daß der Glücklichen wenige sind; ja, die Leidenden kennen sogar die Ursache ihres Elends. Aber wer wagt den großen moralischen Aufruhr, welcher die Welt von ihrem Jammer befreit? Wer hat Muth genug, die Fesseln abzuwerfen, die ihn hindern, einzutreten in sein Paradies? Wer kündet dem grauen, allmächtigen Vorurtheil Krieg an, und stiftet Versöhnung des entarteten Menschengeschlechts mit der Natur?

Mustere die selbstgeschaffenen Verfassungen und Ordnungen der Sterblichen — sind es nicht Werke der vernunftwidrigsten Begierden? — Mustere ihre Heiligthümer, vor denen sie anbetend knien: sind es nicht wahnwitzige Vorurtheile?

Um ihren Göttern angenehm zu sein, trennen sich Männer und Weiber, entsagen sie mit blutenden Herzen den heiligsten und schönsten Gefühlen; verdammen sie sich in Klöster zu ewigen Kerkern, zu Arbeiten, welche weder dem Himmel frommen, noch der Erde, und die Mächtigen des Erdballs schirmen die Barbarei, vor der der rohe Naturmensch, wie der vollendete Weise schaudert — und nennen es ein heiliges, gottgefälliges Leben.

Andere, um sich Wohnungen in den Gefilden einer bessern Welt zu bereiten, bezeichnen ihre Bahn zum ewigen Leben mit Strömen Brüderbluts. Den Dolch in der Faust und Gott auf den Lippen, verfolgen sie den Mitbürger, der ihren Glauben oder ihre Hirngespinnste nicht theilen will. Selbst da, wo Völker sanftere Sitten angenommen haben, und Religionskriege verabscheuen, erröthen sie nicht, mit christlichem Erbarmen Andersgläubige zu hassen, und sie von den Rechten der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen, so weit ihr Arm reicht.

Ein unersättlicher Ehrgeiz erfand die erblichen Vorrechte und Nachtheile der Geburt. — Menschen, aus gleichem Stoff gebildet, in gleiches Vaterland gestellt, zu gleichem Wohl und Weh erkoren, trennen sich in ihrem Wahnsinn, wie Wesen fremder Art,

und verachten und verehren sich, als könnte es nun nicht anders sein. Der Edelmann blickt mitleidig auf den Bürger, der Graf auf den Edelmann, der kleine Fürst auf den Grafen, der König auf den Fürsten herab, und jeder nennt es Entweihung, sich mit demjenigen zu verbrüdern, an dessen Wiege weniger Titel hingen. Und die Königin und die Bäuerin, und der Taglöhner und der Kaiser nennen sich doch Alle Kinder Gottes, und vor ihm gleich, und modern im Grabe auf gleiche Weise und lassen Alle ihre Titel über dem Aschenhügel zurück.

So durch unzählige Schranken, bald durch Meinungssätze, bald durch Reichthum und Armuth, bald durch selbstgeschaffene Vorstellungen von Ehre und Schande, bald durch weiße und schwarze Farbe der Haut, ist das Menschengeschlecht von einander geschieden, vereinzelt, ohne Liebe, ohne Freuden, stets im Widerspruch, immer wilder entartend.

O, meine Julie, du begreifst nicht, was und warum ich dir dies sage! — Aber lies es, und lies es wieder, und vielleicht steigt dir aus den Trümmern dieser Gedanken eine schöne Ahnung entgegen, wie ein Geist aus dem Grabe, der dich einst tröstet, und dir die Thränen vom Auge trocknet, die ich dir nicht trocknen darf.

Wenn ich nur einmal, ach! Julie! nur noch einmal dich sehen könnte! — Es ist mein letzter Wunsch, den keine Hoffnung krönt. Ich wollte meine bleichen Wangen an dein Herz legen, und mit dem Gedanken an die schönen Tage meiner Kindheit sterben und übergehen zur neuen Kindheit des zweiten Lebens. —

Weine nicht, meine Einzige! — Früher oder später, wenn die Gewalt des Himmels nicht meinen Willen bricht, werde ich wieder vor dir erscheinen — nicht ich selbst, aber mein Geist! Er soll zu dir reden, ach! und vielleicht werd' ich deine Erwiederungen ver-

nehmen! — Zweifle immerhin an dieser Geistererscheinung; aber einst will ich dich meines Wortes erinnern.

Leb' wohl! — vergiß deiner Freundin nicht. Der Gedanke an deine Liebe soll mir den letzten, schweren Kampf erleichtern, und in einem seligern Leben zu den ersten meiner Freuden gehören.

Leb' wohl! — Immer werf' ich das Blatt hin, immer nehm' ich es wieder, und die Macht meines Schmerzes hindert mich, dir, was ich leide, zu sagen. Liebe mich ewig! — Geister werden nicht getrennt.

Noch eins, geliebte Julie, muß ich dir sagen. Betrachte, was ich dir anvertraue, als ein heiliges Vermächtniß deiner Freundin. — Es sind nun .....

Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie.

Petersburg, 9. November 1715.

Wenn ich, was schon ganz Europa durch Trauerboten und Zeitungen erfahren hat, Ihnen erst jetzt melde, meine theuerste Frau Gräfin — o, so verzeihen Sie es meinem traurigen Gemüthszustande, meiner Verwirrung, meinem unermeßlichen Schmerze. Ich will Ihnen weder diesen schildern, noch Sie trösten. Die hochselige Fürstin, die wie eine Heilige lebte, wie eine Heilige starb, und schon längst von den Vorgefühlen ihres Todes umgeben war — sie ist wohl des Opfers unserer Thränen werth. Nur einige nähere Umstände ihres Todes, dessen Zeuge ich war, darf ich Ihnen nicht verschweigen.

Am zweiundzwanzigsten Oktober ward ich zur verewigten Großfürstin gerufen. Ihre längst erwartete Niederkunft war schon geschehen. Sie hatte einen Prinzen geboren, der in der Taufe den

Namen Peter, und den Titel eines Großfürsten empfing. Die Nachricht von dieser Geburt erfüllte ganz Petersburg mit Freude. Nie sah man Seine Majestät den Kaiser so vergnügt. Nur ein einziger Mensch mischte seine Stimme nicht in den allgemeinen Jubel, und dieser einzige Gefühllose war, — o Sie errathen ihn wohl.

Aber die öffentliche Freude ward bald durch die Nachricht vom Uebelbefinden der Großfürstin getrübt. Sie ward das Opfer ihrer langen Leiden. Als sie die Annäherung ihres Todes empfand verlangte sie nur noch den Czar zu sehen. Sie dankte ihm für seine väterliche Huld, nahm auf ewig Abschied von ihm und ihren Kindern, die sie mit Thränen benetzte. Sie empfahl beide dem Kaiser und übergab sie dann dem Czarewitz, ihrem Gemahl. Dieser nahm die Kinder mit sich in sein Gemach, und kehrte nicht mehr zu seiner sterbenden Gemahlin zurück, verlangte sogar nicht einmal Nachricht von ihrem Befinden, sondern begab sich auf eins seiner Landhäuser.

Die Aerzte wollten die Fürstin noch überreden, einige Arznei zu nehmen; sie aber rief mit heftiger Bewegung: „Beunruhigt mich nicht länger! Laßt mich in Ruhe sterben; ich habe keine Ursache mehr zu leben!"

Sie gab ihren Geist auf am ersten November. Auf ihr ausdrückliches Verlangen wurde ihr Leichnam nicht geöffnet und einbalsamirt, sondern in aller Stille begraben*). Eben dies befahl auch ihr Gemahl, der Großfürst, welchem der Todesfall durch Eilboten gemeldet worden war. Am siebenten November wurde die Todtenfeier in der Hauptkirche begangen, mit all' dem Pomp und den Ehrenbezeugungen, welche ihrem erhabenen Range gebührten.

---

*) Diese Nachrichten vom Tode der Prinzessin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewitz, stimmen wörtlich überein mit denjenigen, welche Peter Heinrich Bruce erzählt hat.

Der schreckliche Tag, an welchem ihr Gemahl sie mit Schlägen und Fußtritten so abscheulich mißhandelte, und sie ohnmächtig und im Blute schwimmend verlassen hatte — ich weiß nicht, ob Ihnen die Hochselige jemals von solchen Ereignissen, die leider öfters geschahen, geschrieben hat — und jener Vergiftungsversuch, welcher nur durch ihre Jugendkraft und die schnelle Hilfe der Aerzte vereitelt ward, haben ohne Zweifel den größten Anlaß zu ihrem frühen Tode gegeben. Sie war kaum einundzwanzig Jahre alt!

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese Begebenheiten, durch welche die Tochter eines der edelsten Fürstenhäuser von Deutschland der Brutalität eines Unmenschen preisgegeben, und eine Prinzessin von den seltensten Vorzügen des Geistes und des Herzens, mit deren Schönheit und deren Tugenden keine an allen europäischen Höfen wetteifern durfte, unverzeihlich grausam hingerichtet ward.

O wie elend ist das häusliche Leben der Großen, während, vom Glanz des Aeußern geblendet, die Menge des unwissenden Volks sie, wie beneidenswürdige Halbgötter, anstaunt! — Welche Verbrechen muß oft der Purpur bedecken, welchen Abscheulichkeiten dient oft die fürstliche Krone zum Schilde gegen das rächende Urtheil der Welt! — Könnte das Auge eines frommen Bettlers in die schwarzen Geheimnisse manches mächtigen Hauses dringen, er würde schaudernd sich zu seinen verschimmelten Brodrinden wenden, und mit dankbarem Blicke seinen Bettelstab segnen!

Unter den nachgelassenen Papieren der seligen Großfürstin fand ich noch einen langen, unvollendeten Brief, den sie bei ihrem Leben für Sie, meine theuerste Frau Gräfin, bestimmt hatte. Ich lege ihn, als ein köstliches Denkmal der treuen Liebe, diesem Schreiben bei.

Wir wollen mit Wehmuth das Andenken der erhabenen Dulderin ehren, und über ihrem Grabe den Bund der Freundschaft schließen.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 7. November 1715.

Wie sehr, geliebter Bellisle, rührt mich Ihre beispiellose Freundschaft! — Wahrlich, eine That, wie die Ihrige, gehört heutiges Tages zu den schönen Fabeln! — Sie treten mir und meinen möglichen Nachkommen die Hälfte Ihres großen Vermögens ab; schenken mir das prächtige Landgut bei Bordeaux, das Ihnen die letzte Erbschaft zuwarf, und fordern für dies Alles nichts als meine Einwilligung.

Ich konnte, denn ich war allzubewegt, ich konnte mich nicht enthalten, Ihren Brief, diese köstliche Urkunde menschlicher Herzensgüte, einigen meiner Verwandten vorzulesen. — Alle waren — nicht gerührt, sondern erstaunt. Sie wünschten mir Glück. „Hat der Mann Kinder?" fragten Andere. „Allerdings, und zwar einen Sohn und eine Tochter!" erwiederte ich. Nun war die Verwunderung noch größer. Ein alter, kinderloser, sehr begüterter Herr Vetter schüttelte bei dem Allem den Kopf, als dürfte er dem Mährchen nicht trauen. Er fragte hundert Dinge über Sie, und all' die hundert Dinge, wie ich endlich merkte, zielten zuletzt nur dahin, um zu erfahren, ob Sie nicht dann und wann von Geistesschwäche und Blödigkeit des Verstandes litten.

Sehen Sie, mein Bellisle, so unglaublich ist Ihre That den gewöhnlichen Menschen. Alle diese Leute bilden sich auch ein, zu wissen, was Freundschaft sei. Es gibt unter ihnen einige Herren, welche poetische Sachen gelesen haben mögen, und die sich sogar über den Mangel wahrer Freunde, und die Abwesenheit zarter und großer Empfindungen bei den Menschen beklagen. Aber daß sie irgend einen, der ihnen lieb ist, beobachten sollten, ob und wo er leide; daß sie einen Theil ihres Vermögens, nur einen geringen, daran wenden sollten, den, so sie lieben, in glücklichere Verhält-

nisse zu setzen: das fällt diesen zarten, erhabenen Seelen weder wachend noch schlafend ein. Sie schreiben Ihnen die gefühlvollsten Epistein, sie schwören Ihnen Treue in Noth und Tod; sie heißen jeden ihren eigenen Feind, der Sie zu kränken wagt; sie vermessen sich, in den feierlichsten Ausdrücken, ihr Blut für Sie hinzugeben, wenn die Noth es begehrt; sie wollen ihres eigenen Lebens nicht achten, wenn es darauf ankömmt, Sie glücklich zu machen. — Aber, mein Lieber, nur kein Geld müssen Sie erwarten, und wenn ein paar hundert Louisd'or von der Hölle und vom Tode loskaufen könnten! — Alle bilden sich auch gutmüthig genug ein, wirkliche Freunde zu sein, und wahre Freunde zu haben: es erinnert sich aber wahrlich keiner von ihnen, weder eine große Freundesthat gethan, noch empfangen zu haben.

Doch kein Wort mehr von diesen armen Sündern, die, wenn sie Geschichte edler Freunde in einem Buche lesen, oder auf der Bühne dargestellt sehen, entzückt die Hände zerklatschen, oder sich wehmuthvoll die Augen roth greinen; in der Wirklichkeit aber nicht den hundertsten Theil ihrer Habe an die Erhaltung eines treuen Herzens wenden möchten.

Ja, mein geliebter Bellisle, ich danke Ihnen. Ihr Geschenk ist mehr werth, wenigstens achte ich es höher, als wenn Sie selbst für mich das Leben geopfert hätten. Deuten Sie meine Worte nicht übel. Man wird weit leichter Menschen finden, die, hingerissen von einer schönen Schwärmerei gegenseitiger Zuneigung, ihr Leben für einander lassen, als eine Zahl solcher, die ihr Hab und Gut, oder auch nur einen namhaften Theil desselben, einem Freunde schenkten. Aller Enthusiasmus, und wenn eine seiner geheimen Quellen selbst nur Eigenliebe gewesen wäre, vergißt bald seines dunkeln Ursprungs und vernichtet die kriechende, gefräßige Selbstsucht. Hingegen beim Geldzählen will kaltes Blut sein; da hat der Egoismus wieder sein Wort, und er wörtelt und kalkulirt

so lange, bis die schon dem Freunde gewidmeten Geldsäcke in den heimathlichen Kasten zurückkehren. Dann besinnt sich der zärtliche Freund auf irgend eine poetische Tirade; weint auch, wenn es nicht zu vermeiden ist, eine bittere Thräne der Wehmuth an Ihrer Brust, und klagt die Grausamkeit des unerbittlichen Verhängnisses an.

Und nun, geliebter Bellisle, am Schluß meines ewigen Geschwätzes noch eine Bitte. Ihre Güte enthob mich aller Nahrungssorgen, und setzte mich in den Stand, meinem Range, meinen Verhältnissen gemäß, sogar mit einigem Aufwand, leben zu können Aber ich würde im Besitz dieses Geschenks minder glücklich sein, als ich's jetzt bin — erlauben Sie daher, daß ich's Ihnen zurückgebe, ohne Gebrauch davon zu machen. Ich behalte nichts, als die ewige Verbindlichkeit, Ihnen dankbar zu sein — ach! daß ich's sein könnte.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Gabe zurückweise. Wenn das Bedürfniß mich drückte, ich würde ohne Zaudern mich an Sie wenden, und fordern; ich würde Ihr Eigenthum als einen Theil des meinigen ansehen, so wie ich nichts besitze, was nicht Ihnen gehört.

Aber ich wandle noch unter den Blüthen meines Lebens; ich fühle meine Kraft, und ich bin noch nicht aller Mittel beraubt, mir so viel zu erwerben, als ich für die Kummerlosigkeit späterer Jahre bedarf. — Und ein Bäumchen von unserer eigenen Hand gepflanzt, gewährt uns höheres Vergnügen, als ein ganzer Wald, den uns der Zufall schenkte.

Und — warum soll ich's Ihnen verbergen! — Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich's ertragen könnte, von Ihnen in den schönsten Beweisen der Freundschaft überwunden worden zu sein. Ich fürchte, Sie weniger lieben zu können, wenn ich Sie als meinen Wohlthäter ehren muß. Nichts darf unser Gleichgewicht stören, keiner erhaben über den andern stehen, wenn wir nicht die zarten Gefühle verändern wollen, welche bisher unsere Herzen erwärmten.

Und nun noch ein seltsames Abenteuer!

Vorgestern, als ich durch den Hof des Louvre ging — es war schon spät und Dämmerung — zog mich ein Bekannter mit sich zu einem benachbarten Billard.

Ich fand großes Gewühl. In allen Zimmern waren die Spieltische besetzt. Ich ging von einem zum andern.

„Kennen Sie den Rothrock da?“ fragte mein Bekannter, und deutete verstohlen auf die Seite. Es stand nicht weit von mir ein kleiner, breitschultriger Mann, in scharlachenem Ueberrock, dessen Farbe zu den pechschwarzen, ungepuderten Haaren, und dem bleichen, starkknochigen Gesicht grell abstach. Er sah den Spielern gelassen in die Karte.

„Ich kenne ihn nicht!“ gab ich zur Antwort.

„Er verläßt Sie mit seinen Augen nicht!“ sagte mein Bekannter.

Ich achtete dessen nicht weiter, ließ Punsch geben, und trat ins Nebenzimmer. Da fand ich den Rothrock wieder, und bemerkte wirklich, daß er mich von Zeit zu Zeit scharf mit seinen vorragenden großen Augen anblickte. Mir behagte weder der Mensch, noch sein Blick. Ich eilte in den Saal zum Billard; der Rothrock war auch da. Ich stellte mich vors Kaminfeuer. Mein widerlicher Beobachter pflanzte sich neben mich. Ich spann ein Gespräch mit ihm an; seine Sprache verrieth ihn als einen Fremdling. Ich würde ihn der Aussprache nach für einen Engländer gehalten haben, wenn er nicht so ein widriges Zigeunergesicht gehabt hätte. Er antwortete mir meistens sehr einsilbig. Nach einer Weile zog er plötzlich die Uhr hervor, drehte sich zu mir, und sagte: „Die Gemahlin des Czarewitz, die Prinzessin von Wolfenbüttel, ist gestorben!“ — Ich erstarrte, indem er diese Worte sprach. Er wandte sich von mir. Ich suchte ihn in dem Gewühl. Er war verstoben. Auch hatte ihn keiner gekannt, von allen, so gegenwärtig waren; jeder sagte, er habe ihn diesen Abend zum ersten Mal gesehen.

Ich eilte sogleich zum Sekretär der russischen Gesandtschaft, den ich wohl kannte. Ich theilte ihm, noch zitternd vor Schreck, die entsetzliche Neuigkeit mit; ich fragte um Bestätigung oder Grundlosigkeit. Er lächelte und sagte: „Die letzten Kurriere melden das Wohlbefinden der Prinzessin von Wolfenbüttel, und daß ihre Niederkunft täglich erwartet werde."

O! ich war selig bei diesen Worten, wie ein Gott. Was konnte auch der Rothkittel für eine Absicht haben, mir das abscheuliche Mährchen aufzubürden? Und wenn er mich, wie es doch sein muß, gekannt hätte, wie wußte er um das Geheimniß meiner Brust, und was ich für die göttliche Christine empfinde?

Doch der fade Spaß ist schon vergessen. Ich wünsche Ihnen, solche Zigeuner selbst nicht im Traum zu sehen.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 18. Dezember 1715.

Wenn keiner Ihrer lieben Briefe seit sechs Wochen von mir beantwortet wurde, o so verzeihen Sie mir — ich gehörte mir selbst nicht an; — war Beute eines grenzenlosen Schmerzes, welcher mir endlich mit wohlthätiger Gewalt das Bewußtsein raubte. Ich rang mit fürchterlichen Fiebern. Heute ist's der dritte Tag, daß ich das Bett auf einige Stunden verlassen darf. Mit matter, zitternder Hand kann ich Ihnen meine Genesung melden. Dank sei es dem braven Arzt, der mit mir im gleichen Hause wohnt, und dem Beistand meines treuen Claude.

Sie lebt nicht mehr! O, Bellisle! die Einzige, die Göttlichste unter den Weibern — sie lebt nicht mehr.

Tadeln Sie nicht meinen unmäßigen Schmerz; — nur wenn ich mich ihm ganz überlasse, ist's mir erträglicher.

Ich mag, ich kann Ihnen nicht erzählen, wie ich litt, seit ich die unglückliche Zeitung in die Hand nahm, und die ausführliche Nachricht vom Tode der Großfürstin las; wie ich an Claude's Arm bewußtlos über die Straße nach meiner Wohnung zurücktaumelte, wie ich da entkräftet zusammensank und bald alle Besinnung verlor.

Seit ich Christinen in ihren väterlichen Hainen zum ersten Mal gesehen, lebte ich, athmete ich nur für sie. In meinem Wesen war eine wunderbare Veränderung ergangen; die ganze Welt war mir um dieses ihres schönsten Schmuckes willen reizender geworden, und jede Erscheinung der Natur bedeutungsvoller.

Sie mir zu denken in der Glorie unaussprechlichen Liebreizes, sie mir gegenwärtig zu denken bei den wichtigern Augenblicken meines Lebens, im Hintergrunde aller meiner Träume auch den beseligendsten schimmern zu sehen, einst wieder in Deutschland oder Rußland mich ihrem Hofe nahen, in ihren Diensten leben zu dürfen, — das war mir Alles Bedürfniß geworden, und Bedingung meines Handelns und Denkens, wie das Leben selbst.

Liebe — was man nur im Umgang mit Weibern Liebe heißt — war meine Empfindung n i c h t. Es war ein unendliches Entzücken in der Erinnerung des Heiligsten und Schönsten, was je in den Wunderkreis der Schöpfung trat.

Und nun mußt' ich alle meine Hoffnungen so plötzlich auslöschen, und an das Bild meiner Heiligen den Gedanken an das Vergängliche knüpfen, an Tod, an Verwesung . . .

Ach, Bellisle! die große Verwandlung mit mir ist geschehen. Hinter mir liegt verschwebend der Lenz meines Daseins, und vor mir der ewige Winter. Glanz und Anmuth sind aus der Natur; ich lebe für nichts mehr, als für den verzögernden Tod.

Daß ich diese Stunde und diesen Zustand erfahren mußte! daß meine Täuschungen von mir gerissen wurden, wie ein Schleier, der mir meine und des Lebens Elendigkeit bisher so wohlthätig ver-

barg! — Die Schöpfung mit ihren Herrlichkeiten ist ein entsetzliches Gähren, welches Geburten neben Geburten aufwirft, wie einen flüchtigen Schaum, der in sich selbst zusammenfällt. Wo hast du, Natur, im weiten Reiche deiner Geheimnisse einen einzigen Balsam für die ewige Wunde eines Herzens, das du selbst so fühlend schufst? Warum riefst du meinen Namen in die dunkle Welt todter Stoffe und Keime herein, und mich aus dem stillen, bewußtlosen Nichts lebend hervor? Kannst du einen einzigen Schmerz, den wir dulden müssen, mit deinen tausend Freuden bezahlen? — Furchtbare, eherne Despotie der Natur, die, weil sie es will, uns zu leben befiehlt, statt nicht zu sein; zwischen Dornen und Rosen uns wirft, und uns tödtet, wenn sie es will.

Paris, 3. Januar 1716.

Es kann sein, lieber Bellisle, wie Sie sagen, daß mein letzter Brief noch sehr fieberhaften Puls hat. — Ihre gute Laune ist unüberwindlich! Ihre Einfälle beleben die meinigen wieder. Ich will Alles versuchen, mich in meine ehemalige Heiterkeit zurückzukünsteln; ich will mich mit Gewalt in Täuschungen werfen, und den Rest meines Lebens, wie in einem Rausch, verbringen; denn wahrlich, nüchtern ist dies armselige Dasein nicht werth, genossen zu werden. Das fühlen alle Menschen, sobald sie dem verworrenen, nebelhaften Kindesalter entwachsen sind, und deutlicher zu sehen und zu denken beginnen. Woher entspräche auch sonst wohl der Hang der Nationen, durch Wein der Trauben und Palmen, durch Biere, gebrannte Wasser, Opiate und betäubende Tabakspflanzen ihre Sinne auf längere und kürzere Zeit zu verwirren? Es muß doch eine sehr allgemein empfundene Wollust sein, die Welt, diese langweilige Prosa, nicht zu genießen, wie sie uns aufgetischt ward.

Europa gefällt mir nicht; ich suche mir einen neuen Welttheil zur Wohnung; auch wär' es mir gleichgültig, wenn ich der neue Robison eines unbewohnten Eilandes würde. Was ist am Ende daran gelegen, wohin mein Staub fällt! Ich lebe; und eine Zeit wird kommen, wo ich nicht mehr bin.

Sie werden sagen: „Aendere dich, aber nicht den Welttheil!" Der alte Gemeinspruch hat an mir sein Recht verloren. Ich bin frei; warum soll ich bei Schlafenden wohnen, wenn ich wachen, bei läppischen Buben, wenn ich ernst sein will? Mich ekelt Europa mit seiner halben Kultur an. Ich will unter Weisen, oder einfältigen Kindern der Natur leben; beide sind gleich liebenswürdig, weil sie einfach, wahrhaft, ungeziert einhergehen. Die Völker unsers Welttheils stehen noch in den Knabenschuhen, und sind linkisch, widerspruchsvoll, und reich an unreifer Schulweisheit, wie Knaben. Jeder scheint, Niemand ist.

Mein Handel mit dem Schiffskapitän de Blaizot ist im Reinen. Ich verlasse Europa und gehe in die Louisiana. An den schönen Ufern des Mississippi will ich meine Wohnung bauen, und Oberhaupt einer kleinen Kolonie werden, die mich zu ihrem Führer gewählt hat. Es sind sechs Handwerksleute, welche auf eigene Kosten nach Nordamerika gehen wollen; diese treten in meine Dienste. Schon habe ich ansehnliche Bestellungen in Bordeaux zum Ankauf von allerlei Samen, Vieh, Acker- und Hausgeräth gemacht. Künftigen Monat reise ich von Paris ab, und im März schiffen wir uns ein.

Glauben Sie nicht, daß ich, wie tausend Andere, dahin eile, um Schätze von edeln Metallen zu sammeln, die Ponce de Leon dort gefunden haben soll. Mögen sie für mich in Frieden ruhen noch manches Jahrtausend; ich werde ihretwillen keines Indianers Ruhe stören. Keine Leidenschaft, außer derjenigen, welche Religionseifer zeugt, ist so fürchterlich, Alles verheerend, ist grausamer

in ihren Mitteln, nichtiger in ihren Zwecken, als der Durst nach Gold. Millionen Menschen wurden ihre Schlachtopfer; Millionen zogen über entlegene Meere und verdarben elend in den Wüsten fremder Welttheile unter ihren Hoffnungen. Die Unglücklichen! Und wenn sie nun Haufen Goldes zusammengescharrt und nach Europa zurückgeschleppt hätten, wären sie froher, glücklicher, reicher gewesen? Konnten sie mehr, als ihren Hunger stillen, sich in Kleider hüllen gegen Frost und Hitze, und sanft schlafen? — Was ist eine Tonne Goldes neben einem siechen Körper? Was ist ein ganzes Potosi neben einem krankenden Herzen?

Nein, darum verlasse ich den vaterländischen Boden nicht. Ich sehne mich nach einem schönern Leben. Ich will der Stifter einer glücklichen Gesellschaft werden, welche durch Arbeitsamkeit blühend, durch Unterricht weise, durch bürgerliche und religiöse Freiheit kraftvoll und beneidenswürdig sein soll. Ich werde mich tief in das Innere des Landes ziehen, von den Pflanzstätten habsüchtiger Europäer und von den beunruhigten Meeresküsten fern. Ich werde Verträge mit meinen indianischen Nachbarn schließen, und unsere einfachen Bündnisse sollen heiliger sein, als die ewigen Frieden arglistiger Politik der Europäer.

Sivray, 20. Februar 1716.

An den reizenden Ufern der Charente, schon neunzig Stunden von Paris entfernt, schreib' ich Ihnen. Die ersten Blumen des jungen Frühlings sollen mich vom Boden fremder Inseln anlächeln; nichts wird mich zurückhalten, wäre auch ganz Frankreich voller Zauberei, wie eine Feenwelt.

Vielleicht erstaunen Sie, Geliebter, mich entfernt von der gewöhnlichen Straße in einem armen, unbedeutenden Städtchen rasten

zu sehen. Sie haben Recht. Sie werden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon seit neun vollen Tagen diese Gegenden nach allen Richtungen durchkreuze, wie ein Jäger, der die Fährte eines kostbaren Wildes verfolgt. Aber — lächeln Sie nur immerhin — Zauberei umgibt mich überall. Ich weiß nicht mehr, ob ich träume, ob ich wache, ob ich rase? Die unnatürlichen Dinge werden zur Wirklichkeit; meine Träume verkörpern sich, und Engel, die ich in den Entzückungen meiner Einbildungskraft sehe, schweben mich hier auf Erden als menschliche Wesen an.

Von meinem Claude begleitet, verließ ich die Hauptstadt. Meine Seele wandelte schon in jenen Gefilden am Mississippi, welche mit Aegypten, dem glücklichen Yemen, Indostan und China unter gleichem Himmelsstrich ruhen. Ich sah mich dort schon umgeben von meinen Hütten, meinen Pflanzungen, meinen Heerden in philosophischer Einsamkeit; sah meinen Garten von allen Blüthen geschmückt, welche der ewige Lenz zwischen den Wendezirkeln streut, und sah im finstersten Heiligthum meiner selbstgepflanzten Gebüsche das Monument, welches ich dem Andenken der angebeteten Fürstin weihen wollte. — Sie ist nicht mehr, aber ich bin noch, und bin und athme nur für sie. Ich werde sie beweinen, so lange meine Augen Thränen haben; ich kann das Unvergeßliche nicht vergessen, und keine Freude der Welt gilt meinem Herzen so viel, als die stille, hoffnungslose, immer rege Sehnsucht nach ihr.

So kamen wir nach Poitiers. Hier macht' ich Rasttag, um einen alten Kriegsgefährten, den Obersten Brouin, zu besuchen im Vorbeigehen. — Es war Morgens. Ich fand ihn nicht zu Hause. Ein Lohnbedienter führte mich durch die Stadt umher, mir die Merkwürdigkeiten und Alterthümer derselben zu zeigen.

Die schönste Gegend von Poitiers ist vor dem Thore St. Lazare. Hier erheben sich von verschiedenen Seiten Trümmer ein=

gesunkener Römerwerke; auch ein altes, zerfallenes Schloß, und nicht weit davon fällt ein kleiner Fluß in den Clainstrom.

Die Landschaft hatte ungemein viel Anmuth und ein romantisches Leben. Ermüdet setzt' ich mich, unweit der Burg, auf ein zerfallenes Mauerstück, und, während mir mein wohlunterrichteter Cicerone von der alten Herrlichkeit Poitiers erzählte, und wie Kaiser August sie selbst gebaut habe, wie vorzeiten hier berühmte Kirchenversammlungen gehalten worden wären, und unter Karl VII. sogar das Parlament von Paris sich hieher geflüchtet habe, gedacht' ich des Verstäubens und Verwesens alles Irdischen. Der glückliche Augustus und der unglückliche Karl, die frommen Männer der Konzilien und die Demosthene des Parlaments sind nicht mehr, und ihre Werke sind vergangen. Alle haderten, sorgten und litten um uns, und starben nach einem freudenarmen, verkümmerten Leben. Und ich gedachte der schönen Kirchenlehre von der Auferstehung und dem Wiederkommen aller Dinge. Da schauderte meine Seele froh. Unter den Millionen würde dann auch die Einzige verklärt stehen, und ich würde sie unter den Millionen finden.

Und indem ich's dachte — o Bellisle — trat sie hinter der halbverschütteten Ringmauer des Schlosses hervor, in der Mitte einiger Herren und Frauen, ging den Steig hinab gegen den Fluß, wo ein Schifflein sie erwartete, und fuhr mit ihren Gesellschaftern den Strom hin, wo sie mir zwischen den Gebüschen und Uferkrümmungen verschwand, ehe ich mich von meinem Schrecken, von meiner unaussprechlichen Verwirrung erholte. — War sie's selbst? war's ihr Geist? war's Augentrug? war's ein Wunderspiel der Natur, die ihr schönstes Werk zweimal erschuf, um durch den Tod der Großfürstin nicht das edelste Glied in der Kette ihrer Schöpfungen fehlen zu lassen?

Christine ist nicht mehr, und doch sah ich sie — sie war's. Ihre Gestalt, ihre Grazie, ihr Angesicht, ihr lichtbraunes, üppiges Hauptthaar, ihre Bewegung — Alles war sie selbst!

Ich sprang auf und eilte dem Ufer zu, da es schon zu spät war. Ich fragte den Lohnbedienten um die Namen der Gesellschaft. Der Tropf wußte mir nichts zu antworten. Er schwatzte mir statt dessen, mit behender Zunge, viele Mährchen von einem großen Steine vor, der bei Poitiers auf vier andern Steinen liegen soll, und wollte mich dahin führen. Ich lief das Ufer entlang, um das Schiff noch in der Ferne einmal zu entdecken; allein die Gesträuche hinderten mich, vorzudringen.

Wie ein Berauschter kehrt' ich in die Stadt zurück. Der Oberst Brouin nahm mich mit Liebe auf; vergebens forscht' ich aber nach den Namen der Personen, die mich so lebhaft angezogen hatten.

Urtheilen Sie nicht zu früh über mich ab, Bellisle. Lesen Sie diesen Brief zu Ende! Was ich gesehen zu haben glaube, ist mehr als Wahnsinn!

Am Abend desselben Tages — ich weiß nicht, welches Fest die Leute in Poitiers hatten — ging ich mit Brouin und seiner Familie in die Messe. Wir traten in das Innere einer altgothischen, prächtigen Kirche, deren hohe, kühne Massen, Pfeiler, Wölbungen und hundert Altäre vom Glanz unzähliger Lampen und Kerzen erleuchtet waren. Kaum fanden wir noch Raum für uns, so groß war die Menge des Volks.

Sei es die Feierlichkeit des Orts, die Pracht der Erleuchtung, die Gewalt der Musik und der Chöre, zuweilen vom majestätischen Ton der Orgeln unterbrochen — genug, ich erlag bald unter den heftigen Empfindungen der Wehmuth. Christinens Bild umschwebte mich; meine Sehnsucht ward ungestümer, und ich fühlte all den namenlosen Schmerz wieder, der mich bei der Nachricht von ihrem Tode und Begräbniß fast getödtet hatte. Meine Augen schwammen in Thränen, und ich seufzte mit zitternder Stimme gen Himmel: „O warum gabst du mir dies Herz und des Jammers so viel!“

Indem ich die Augen wieder senkte, überflogen sie seitwärts die

Stühle der Frauenzimmer, und Bellisle — da sah ich dieselbe Gestalt wieder, welche mir diesen Morgen bei dem alten Schlosse erschienen war. Ihre seelenvollen Blicke ruhten auf mir! — Bellisle, auf mir! — Sie war es wieder, ganz die Großfürstin, in allen Zügen, in allen Bewegungen, nur möcht' ich sagen, frischer, blühender, schöner, als ich sie in Petersburg zuletzt gesehen hatte, wo schon der Gram sie dem Tode langsam zuführte. Wie am Morgen, war sie auch jetzt in schwarzen Trauerkleidern, und am Busen trug sie wenige Blumen.

Meine starren Blicke hingen an der Wundergestalt. Sie bemerkte es, schien betroffen und zog den schwarzen Schleier schnell über ihr himmlisches Angesicht. Und doch war mir's, als beobachtete mich ihr Auge noch durch die Finsterniß des Schleiers.

Ich aber hatte fast mein Selbst verloren in diesen lyrischen Augenblicken meines Daseins, in diesen seltenen Licht- und Verklärungspunkten meines schattenvollen Lebensgemäldes. Wie soll ich Ihnen meinen Zustand schildern? Ich gedachte nicht des ungeheuern Widerspruchs, daß die russische Großfürstin im kaiserlichen Begräbniß zu Petersburg den tiefen Schlaf des Todes schlafe, und zugleich in einer Kirche zu Poitiers Messe höre. Ich sah nicht mehr die Kirche mit ihren glänzenden Altären und verdämmernden Schwibbogen und Hallen, sondern es war mir, als athm' ich in einer Vorhalle des Himmels, wo die seligen Geister, alles Irdischen entkleidet, sich sammeln unter süßen Ahnungen, ehe sie gerufen werden in das Allerheiligste. Und die Fülle der Strahlen, die aus der Finsterniß auf mich niedersanken, und die Betenden alle, und das Gewühl heiliger Harmonien aus der Höhe, fügten sich in meinen Traum oder in meine überirdische Vision. Ich fand nichts mehr unbegreiflich; und hätte ein Gott mir diesen Zustand verewigt, ich würde unter allen Wesen der Schöpfung das seligste geblieben sein.

Die Zeit verfloß. Viele verließen die Kirche. Auch das wunderbare Ebenbild Christinens schien sich zum Aufbruch zu rüsten. Da erst genas ich von meinem Taumel. „Wer ist die schwarze Dame dort?“ fragt' ich ängstlich den Obersten Brouin neben mir. „Ich kenne sie nicht!“ — Also eine Fremde? — „Sehr wahrscheinlich; denn ich sah sie nie in Poitiers. Die junge Dame neben ihr, mit der sie sich unterhält, ist eine Tochter aus dem Gasthofe zum goldenen Stern.“ — Kennen Sie diese genauer? — „Ich sah sie einigemal auf Bällen. Sie tanzte vortrefflich.“ — Ich beschwöre Sie, lieber Oberst, fragen Sie Ihre Bekannten um Namen und Vaterland der schwarzen Dame. — „Mit Vergnügen!“

Während unsers Gesprächs hatten sich jene Frauenzimmer schon im Gewühl der Menge verloren. Wie gern wär' ich ihnen nachgeeilt! aber ich mußte dem Anstand ein Opfer bringen.

Am folgenden Morgen ließ ich vom Obersten nicht ab, bis wir mit einander zum Gasthof vom goldenen Stern gingen. Der Oberst erkundigte sich bei der artigen Tochter des Wirths nach der fremden Dame.

„Sie ist von Lyon!“ war die Antwort: „Ihr Vater heißt de l'Ecluse; er scheint ein Kaufmann zu sein. Diesen Morgen ließ er in aller Frühe anspannen, und reiste mit seiner liebenswürdigen Tochter ab.“

„Wohin?“ rief ich.

„Wir wissen es nicht. Er erkundigte sich gestern nach der Route von Sivray!“ antwortete die Befragte: „Es scheint,“ setzte sie lächelnd hinzu, indem sie mich schalkhaft ansah, „Sie haben sich einander in Lyon gekannt, und hier bei uns unerwartet zusammengetroffen. Waren Sie nicht gestern Abend mit dem Herrn Obersten in der Kirche St. Eustache?“ —

Ich bejahte es.

„Nun wohl, Mademoiselle de l'Ecluse befragte mich um Sie. Ich konnte ihr nur erwiedern, daß Sie ein Fremder wären."

Dies war nun Alles, was wir von der Unbekannten erfahren konnten, die sich mit ihrem Vater kaum zwei Tage in Poitiers aufgehalten hatte.

Vergebens waren Brouins Bitten. Ich reiste noch denselben Morgen ab nach Sivray. Wohin ich kam, forscht' ich nach dem Kaufmann von Lyon und seiner Reisegesellschaft. Man wies mich bald rechts, bald links. Immer glaubt' ich die Spur entdeckt zu haben; immer fand ich mich wieder getäuscht, bis ich die Hoffnung aufgab, jemals das räthselvolle Abenteuer aufklären zu können.

Morgen reis' ich ab von hier. Mögen Sie auch, mein Bellisle, immerhin sagen, daß die lebhafte Einbildungskraft mir den Streich gespielt, daß ich ein artiges Mädchen von Lyon, einiger Aehnlichkeit wegen, für eine Geistererscheinung genommen; daß es nichts weniger, als wunderbar sei, wenn ein Frauenzimmer, unaufhörlich von den Augen eines jungen Mannes verfolgt, endlich neugierig genug werde, nach dem Namen dieses Mannes zu fragen — den Tag von Poitiers vergeff' ich nicht. Auch ihm bau' ich in meiner Einsiedelei am Mississippi ein Monument.

Bordeaux, 13. März 1716.

Nachdem ich kaum meine ersten Besuche in dieser blühenden Handelsstadt abgestattet hatte, erschien bei mir der Banquier Herr Duchat, und fragte, ob ich die in seinem Bureau für mich liegenden Geldsummen in Wechselbriefen oder baar beziehen wolle? Welche Geldsummen? Herr Duchat hatte, ehe ich nach Bordeaux gekommen, weder mich noch einen meiner nähern Freunde zum Korrespondenten. Nicht einmal eine Karte hatte ich an ihn durch Sie, geliebter Bellisle, erhalten. Ich bezeigte ihm meine Verwunde-

rung; ich behauptete, er irre sich schlechterdings in meiner Person. Er wies mir einen Brief, ohne Ort und Namensunterschrift, vor, und fragte mich, ob ich der darin bezeichnete Chevalier d'Aubant sei? ob ich in russischen Diensten gestanden? ob ich entschlossen sei, mit Kapitän de Blaizot in die Louisiana zu gehen? — Ich läugnete es nicht, und er zeigte mir noch einmal an, daß ich bei ihm ein Kapital von 150,000 Livres zu beziehen habe. Nähere Auskunft wollte er mir nicht geben. Denn daß die Ordre dazu, wie er vorgab, von London komme, wo keine Seele weiß, daß der Chevalier d'Aubant im März zu Bordeaux eintreffen werde, um sich nach Amerika einzuschiffen — das ist wohl ein Mährchen.

Wer ist mein unbekannter Wohlthäter? — O Bellisle, darf ich auf einen Andern, als Sie, rathen? Nur ein Freund, wie Sie, ist fähig, seinem Freunde ein so königliches Geschenk zum Abschiede mitzugeben! — Ja, ich nehme die Summe an, aber vermehren Sie mir den Werth derselben durch das Geständniß, daß Sie der Geber seien.

Santa Cruz, 8. Juli 1716.

O Bellisle, das seltsamste Schicksal verfolgt mich, welches jemals einen Sterblichen neckte. Der unermeßliche Ozean trennt mich von Europens Küsten, und was ich dort sah, seh' ich wieder hier; und was mich dort bezauberte, übt auch hier ihre feenhafte Gewalt an mir. Mein Lebenslauf gleicht einem schönen Gespenster-Mährchen; dieselbe Wundergestalt, welche mich in dem deutschen Hain entzückte, die ich am Hof des russischen Kaisers als Großfürstin glänzen sah, die mich an den Ufern des Clain überraschte, im Tempel zu Poitiers begeisterte — nennt meinen Namen unter den Palmen von Teneriffa.

Doch ich will Alles in stiller Ordnung erzählen, damit Sie

nicht wieder auf die Verworrenheit meiner Briefe schmählen. Meinen letzten Brief, welchen ich Ihnen aus Funchal in Madera schrieb, werden Sie schon erhalten haben; denn wir mußten dort, widriger Winde wegen, noch viele Tage liegen bleiben. Der Kapitän de Blaizot ließ endlich die Anker am dritten Juli lichten in der Frühe; schon am vierten gegen Abend konnte man in dämmernder Ferne die Insel Teneriffa am Horizont erblicken, die wir jedoch erst am folgenden Tag erreichten.

Der Kapitän wollte sich auf dieser Insel mit Wein versorgen. Wir mußten also auch hier einige Tage verweilen. Ich ging mit de Blaizot ans Land, und hatte beim Anblick des majestätischen Pics, der sich kegelförmig in die Wolken emporstreckt, nichts Geringeres im Sinn, als diesen berühmten Berg zu besuchen. Doch der Schiffskapitän hinderte mich daran; ich habe nichts verloren darum, denn ich erblickte dafür die geliebte Ueberirdische.

Es war gestern ein heerlicher Tag. Ich begab mich am Abend auf den Spaziergang am Ufer, die Almeide geheißen, wo ich im Schatten hoher Palmen und Kastanienbäume eine schöne Stunde mit Träumereien über meine Zukunft genoß. Der Anblick des ewig regen, unendlichen Meeres, und dann wieder des sanft jenseits der Stadt anschwellenden Gebirgs, dessen höchste Gipfel ein Kranz von gekräuselten Silberwolken umfloß — die leichtere, reinere Luft, in der ich tiefer und gesunder zu athmen wähnte — der aromatische Geruch, der mir von unzähligen, wildwachsenden Stauden und Pflanzen und Gesträuchen fremder Gestalt entgegenströmte — das geschäftige Getümmel der Arbeiter, Lastträger und Matrosen am Gestade — Alles war mir ein so neues, schönes Bild, wie ich's nie gesehen, und welches meine Brust mit den lieblichsten Gefühlen schwellte.

Siehe da! — ich war zum Ausgang der Almeide gegen die weit in die See hinausgebaute Lastadie gelangt — kömmt athem-

los, mit einem Päckchen unterm Arm, derselbe Mensch gesprungen, den ich Ihnen in meinen Briefen aus Paris nur den Rothrock nannte. Es war dasselbe Zigeunergesicht, nur statt des Scharlachrockes trug er ein leichtes grünes Reisekleid. Er lief an mir vorüber, sah mich, blieb verwundert stehen und rief: „Herr Chevalier, Sie hier? Willkommen auf Teneriffa! Wohin geht die Reise?“ — Ich antwortete eben so schnell, als er fragte: „In die Louisiana, nach Neu-Orleans.“

„Viel Glück!“ rief er, und lief davon, die Lastadie entlang. Es verdroß mich die Eilfertigkeit dieses Sonderlings. Ich rief ihm nach. Er hörte mich nicht. Gern hätt' ich ihn gesprochen. Langsam folgt' ich ihm. Die Seiten der Lastadie wimmelten von Booten, die landen, oder abstoßen wollten. In eins solcher Boote sah ich meinen Grünkittel springen; es waren darin zwei Frauenzimmer und ein ältlicher Herr. Ich trat näher. Das Boot war schon abgelöst vom Ringe, und ruderte seewärts. Ich hörte eine weibliche Stimme aus dem Fahrzeuge: „d'Aubant!“ rufen. — O mein Freund, und es ward dunkel vor meinen Augen — es war die göttliche Lyonerin, die Großfürstin, das Mädchen vom deutschen Walde — nennen Sie es, wie Sie wollen.

Mit Vogelschnelle flog das Boot dahin, und verlor sich unter den Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker lagen. Ich Elender, alle Besonnenheit hatte mich verlassen, und alle Geistesgegenwart! Ich beschloß zu spät, der Wunderbaren nachzueilen, und endlich das unbegreifliche Räthsel zu lösen. Ich lief die Lastadie auf und ab, und suchte ein Boot zu miethen um jeden Preis. Ich fand alle schon versagt; bei andern fehlten die Schiffer, und wieder bei andern hatt' ich Mühe, mich den Leuten deutlich zu machen, die nur Spanisch redeten.

Als ich endlich ein Fahrzeug gewonnen, sah ich drei große Schiffe mit gespannten Segeln ins Meer gehen. Ein Landwind,

der bei Teneriffa zu den Seltenheiten für Schifffahrende gehört, begünstigte sie. Ich zitterte vor dem Gedanken, daß eins derselben die wunderbare Unbekannte entführe. Ich kam zum Ankerplatz und fragte von Schiff zu Schiff, und meine Furcht fand ihre Bestätigung. Die Frauenzimmer waren auf das französische Schiff, der Delphin genannt, an Bord gegangen, welches unter den Absegelnden gewesen. Man wußte mir nur noch zu sagen, daß der Kommandeur des Delphins nur dieser Damen willen die Abfahrt verzögert, und bei ihrer Ankunft schon die Anker aufgewunden gehabt habe.

Es war dunkel, als ich wieder ans Ufer trat — ich lief in die Almeide zurück, wie ein Verzweifelter, und machte — ich erröthe nicht, es zu bekennen — in tausend Thränen meinen Schmerzen Luft. — Meine Augen fanden keinen Schlummer in dieser Nacht.

Sobald der Morgen graute, ging ich aus, zu erforschen, wo sich die Frauenzimmer während ihrer Anwesenheit auf der Insel befunden haben konnten. Es war in Santa Cruz selbst, wo sie in einem Privathause gewohnt hatten. Der Eigenthümer des Hauses, ein Weinhändler, wußte mir nichts zu sagen, als daß die Dame, so mich interessirte, die Tochter eines Deutschen sei, der nach Westindien zu seinen Verwandten reise. Das zweite Frauenzimmer habe er für die Bediente der Tochter gehalten; und eine andere Mannsperson, die nach der davon gegebenen Beschreibung keiner, als mein Rothrock zu Paris, oder der Grünrock von Teneriffa sein kann, schien der Bediente des Herrn Walter zu sein, der ihm schlechtweg nur Paul gerufen habe.

So weit meine Aufklärungen, wenn ich Aufklärung nennen darf, was meine Verwirrung noch vergrößert. — Ich erhielt ohne Mühe, daß mir auch das Zimmer gezeigt wurde, welches die schöne Walter bewohnt hatte. Ich betrat es mit sanftem Schauer, wie das Allerheiligste eines Tempels. Ihr Geist schien aus diesen ein-

fachen Geräthen und Verzierungen mich noch anzusprechen, und jedes schöner und bedeutender zu sein, weil es von ihrer Berührung geweiht worden. Dieser Boden hatte sie getragen, dieser Sessel sie umfangen, dieser Spiegel ihre himmlische Gestalt zurückgestrahlt. Ich durchspähte Alles mit Blicken der Neugier und heiligen Scheu, und suchte Spuren und Reliquien, wie ein Pilger, welcher die heilige Erde Jerusalems betritt, und das Grab sieht, welches der Erlöser bewohnt hatte.

Auf einem Winkeltischchen lagen einige zerschnittene Papiere, von denen noch eins die abgerissenen deutschen Worte enthielt:

Vergessenheit aus Lethe's dunkeln Wellen,
Der Hoffnung grüner Feenkranz . . .

Man sah es den Zügen der Schrift an, daß eine weibliche Hand sie gebildet hatte. Auch der Weinhändler bestätigte, daß er die schöne Fremde in diesem Zimmer einmal schreibend gefunden. Dies war genug für mich. Das Blättchen mit den sinnvollen Zeilen ward mein Kleinod.

Bellisle, Bellisle! wer ist diese Wunderbare, die mir unter wechselnden Gestalten und Namen in den verschiedensten Gegenden des Erdballs begegnet? Ist es nicht eine — sind es mehrere? Daran glaube ich nicht mehr, seit ich meinen Namen von ihr ausgesprochen hörte auf der Lastadie. Die Tochter Walters und die Lyonerin de l'Ecluse sind dieselben. Die Tochter Walters und die Gemahlin des Großfürsten Alexis sind in meinen Vorstellungen wundersam verwandt durch den sogenannten Paul, der ihr Diener ist, und in Paris mir doch — und warum gerade mir, — den Tod der Prinzessin von Wolfenbüttel verkündete, ehe die Gesandtschaft davon unterrichtet war. — Bellisle, hier walten seltsame Geheimnisse? Wer kennt die vor der Welt verhüllte Geschichte manches Fürstenhauses? Die Gemahlin des Czarewitz ist gestorben, ihr Leichnam ist in das kaiserliche Begräbniß beigesetzt wor-

den — aber eben diese Prinzessin wandelt noch lebend unter dem Himmel! Die Prinzessin von Wolfenbüttel schwebt in diesen Augenblicken auf den Wellen des Meeres zwischen den Wendezirkeln, während Europa sie beweint.

Ich ruhe nun auf Erden nicht, bis ich die Unerklärliche gefunden. Als das schwankende Boot sie übers Meer trug, sprach sie mit süßer Stimme meinen Namen — und dieser Ruf zieht mich ihr nach durch alle Wüsten, alle Paradiese — und immer tönt es noch vor meinen Ohren, und mein erloschenes Leben flammt wieder mit verjüngter Gewalt auf.

Der Delphin trug sie zu den Küsten Amerika's. Er wird doch zu erforschen sein. Ich will rastlos und unstät von Hafen zu Hafen, von Land zu Land ziehen, bis ich ihre Spur entdecke — und dann — mir blüht noch ein Arkadien, und dieser Stern wird mich nicht belügen!

Vielleicht erhalten Sie nun in langer Zeit keine Briefe von mir — senden Sie die Ihrigen für mich immerhin nach Bilori, oder, wenn Sie lieber wollen, nach der neuen Kolonie Neu-Orleans am Mississippi. Dahin werd' ich, von meinen Abenteuern müde, einst gewiß zurückkehren.

Zweites Buch.

Aus den Tageblättern von Augustine Holden.

1.

Die Palme streut ihren leichten Schatten auf das Fenster meiner Hütte; ein unbekanntes Gebirg strahlt mit beschneiten Gipfeln vom fernen Horizont; ein namenloser Bach rauscht in der Tiefe zwischen Felsen und entwurzelten Stämmen; eine fremde Natur

umschwebt mich mit reizender Farbenmischung; selbst jene Bäume, die ihre ungeheuern, finstern Aeste durch diese Lüfte schwingen, jene Gesträuche am Fuße des Hügels kenn' ich nicht, und aus den Wiesen steigen unbekannte Blumen.

Hier ist mir wohl, und hier beginnt neues Leben, hier meine Ruhe und meine Sicherheit.

Sei mir gegrüßt, du wundervolle, freundliche Wildniß, ich will deine Bewohnerin sein. Ich will eure Schwester heißen, ihr gutmüthigen Wilden, die ihr eure Kinder und eure Todten zwischen den Zweigen der Bäume wieget. So soll mich einst eure Hand in den ewigen Schlaf wiegen unter kühlen Zweigen. Fürchtet das schwache Weib von Europa nicht. Reichet mir die Hand, ihr Kinder der Natur, lasset mich in eure Hütten treten, einfach zwischen Pfählen und Reisern geflochten und mit Laub bedeckt; ich will die Gesänge eurer Weiber lernen, und sie die Künste meines Vaterlandes lehren. Ich will die Zeugin eurer Feste, eurer Tänze sein, und eure Sieger mit den schönsten Glasperlen schmücken, und eure stillen Wohnungen mit nützlichem Geräth bereichern.

2.

Julie, o meine Julie! denn du bist's, mit der ich immer in meinen Gedanken rede; dir weih' ich diese Blätter meines Tagebuchs, diese Früchte der Einsamkeit und Schwermuth — — Julie, die du von mir in unendlicher Ferne wohnest, und mich beweinst, wie man die Todten beweint — deine Freundin wandelt unter einem fremden Himmel und liebt dich noch, und gräbt mit zärtlichem Sinnen deinen Namen in die Zedern eines fremden Welttheils.

Ich sehe dich erblassen und mit zitternder Hand die Papiere aufschließen, die einst — wenn unser beider Leben schon zur Neige eilt, und Europa mich längst vergaß und das Gedächtniß meiner

nur in deiner treuen Liebe einsam dauert — die dann vielleicht dein Eigenthum sein werden.

Warum bebest du ohnmächtig zusammen. Hast du der Verheißung vergessen, daß mein Geist dir einmal wieder erscheinen werde nach langer Zeit? — Du wankst und zweifelst? O meine Julie, erkennst du nicht die Züge meiner Hand mehr? Es ist dieselbe Hand, die in den Gärten unserer Kindheit dir so manchen Blumenstrauß gewunden; es ist dieselbe, die dir mit leisem Druck ewige Freundschaft schwor; es ist dieselbe, die krampfhaft einst die deinige umschloß, und von dir nicht lassen wollte, als wir scheiden mußten.

Ja, Julie, ich lebe. Dahinten blieb meine erhabene Verwandtschaft, meine Aussicht. Selbst meinen Namen überließ ich dem Moder des Grabes; Augustine Holden ist ein neugebornes Wesen.

Vor meiner Thür, wo sonst Kammerherren und Gräfinnen Befehlen entgegenhorchten, sitzen jetzt Indianerinnen, welche ihre Kinder säugen. Statt der Konzerte und Redouten hör' ich den Gesang eines Wilden, der einsam durch den Wald irrt, oder das Lied unbekannter Vögel, oder sehe den Tanz der Eingebornen im Mondenschein. Mooskissen liegen an der Stelle meiner Sammetpolster, und Kräuter, Mais und kühlende Früchte der heißen Zone füllen meinen Tisch. — Und doch, Julie, beklage mich nicht, denn ich bin glücklich! Noch ist keine Thräne des Heimwehs um Europa aus meinen Augen gefallen, seit ich den Boden Amerika's berührte!

In meiner Brust, o Julie, ist ein Himmelreich, und ein neuer Sinn ist in mir aufgeschlossen für den Werth des Lebens. Ich gehe mit Entzücken durch die grüne Nacht dieser ungeheuern Wälder; sitze mit frohem Schauer am Abhang dieser einsamen Wasserfälle; athme tiefer in diesen lauen Lüften unter balsamischen Gesträuchen, und weine nur Thränen schwermüthiger Wollust, wenn Abends des grauen Herberts Flöte durch die horchende Einöde tönt, und

sie das liebliche Bild meiner verwaiseten Kinder, ihr Lächeln, ihr anmuthiges Liebkosen, ihre unschuldsvollen Tändeleien in meiner Phantasie erneuert. — Ach, Julie, nur diese holden Kleinen noch einmal zu sehen — nur ungekannt im Gewühl anderer Zuschauer stehen und aus der Ferne ihre Spiele sehen zu dürfen — dies ist mein letzter brennender Wunsch. Aber sie hatten ihre Mutter kaum gekannt; sie werden den Verlust derselben nie beweinen. Nur ich betraure euer Loos, o meine Natalie, mein Peter!

3.

Nur dir, Geliebte, will ich das Geheimniß meines Lebens entschleiern. Aber ich beschwöre dich, streue diese Blätter in die Flammen, daß keine ungeweihten Augen sie durchstreifen, und die Verrätherei nie den Gram meiner Aeltern verjüngen. Ach, was sollte sie trösten, wenn sie nun wüßten, daß ihr geliebtes Kind unter den Wilden wohne, im Innern von Amerika? — Wer würde die Wenigen retten, die meine Flucht mitleidsvoll veranstalteten? Würde man nicht, und wär' es noch so spät, mich wieder in die Heimath zurückfordern? Würde man nicht diese Einöden durchforschen lassen, um mich zu finden? — Mir graut vor der entsetzlichen Möglichkeit — ich würde entschlossen sein, lieber den Tod, als die Küsten von Europa zu sehen.

Glaube es, Julie, nur die schrecklichsten Schicksale konnten mir gebieten, das Außerordentlichste zu wählen. Ich habe einen großen Kampf gekämpfet, und habe Blut geweint über der Wiege meiner verlassenen Kinder. — Verzeih' es Gott meinem Gemahl.

Unter Thränen entschlief ich jeden Abend, mit Bangigkeit erwacht' ich jeden Morgen vom leichten, unruhigen Schlummer. Es verlor sich fast kein Tag, an welchem ich nicht Beschimpfungen von meinem Gemahl erlitt, und die peinlichsten Drohungen. Es war

mir eine Gnade, wenn er mich mied. Doch wenn er kam, dann ward mein Jammer neu. Meistens zeigte er sich nur, wenn er vom Branntwein berauscht, ohne Verstand und Sinn, an mir den Zorn kühlen wollte, welchen die erbitterten Bojaren, Strelitzen und Popen gegen seinen Vater in ihm angefacht hatten; oder wenn er aus dem Kloster kam, worin seine Mutter, mit ihrem abscheulichen Galan Glebof, Ränke und Pläne gegen den Kaiser geschmiedet hatten; oder von seiner Tante, der Prinzessin Marie, die gegen ihren kaiserlichen Bruder den Haß der verstoßenen Czarin theilte.

„Geduld, Geduld!“ schrie er dann oft, „der Czar ist nicht von Eisen. Besteig' ich einst den Thron, Madame, dann hat unsere Ehe ein Ende, und ich jage Sie in dasselbe Kloster, worin jetzt meine unschuldige Mutter schmachtet. Den schelmischen Großkanzler, den Graf Goloffin, will ich zur Belohnung seiner Kuppelerei lebendig auf einen Pfahl spießen lassen; denn er ist Schuld allein, daß ich eine Wolfenbüttlerin heirathen mußte. Und den Fürsten Menzikoff und seinen Schwager will ich ebenfalls lebendig spießen lassen, dem Galoffin zur Gesellschaft. Die Favoriten des Czar sollen in Sibirien Zobel fangen lernen, und all' die vermaledeiten Fremden mit ihren neuen Sitten und Künsten, diese Glücksritter, Lungerer und Abenteurer — ich will sie mit eisernen Ruthen aus Rußland wegfegen, wie ein lästiges Ungeziefer, und mit Knuten soll man ihnen den Zehrpfennig auf dem Heimweg reichen.“

Dies wiederholte er mir oft — dies schwor er mir mit den gräßlichsten Flüchen vor. Einst hing ich mich liebkosend, weinend an seinen Hals um seinen Unmuth zu beschwichtigen: da warf er mich, wie eine freche Bettlerin, zurück und gab mir einen Backenstreich, der mich betäubte. — Ach! Julie, dies ist die erste Mißhandlung, die ich in meinem Leben dulden mußte — ich, die von

Tausenden immer nur, seit meinen Kinderjahren, geschmeichelt worden war, ich, der Liebling meiner Aeltern — ich, die Fürstin! — Nein, und wenn ich könnte, ich würde dir nicht die Empfindungen schildern, unter welchen ich damals verging.

Aber keiner Seele offenbarte ich meine Kränkung, die nachher nur allzuoft wiederholt ward. Vielleicht hätte ich mein herbes Loos versüßen können, wenn ich in die Verwünschungen meines Gemahls gegen des Kaisers Günstlinge, gegen die Weisesten und Tugendhaftesten des Landes eingestimmt — wenn ich mit all den Mönchen und ausschweifenden Wollüstlingen, die meinen Gemahl umgaben, zügelloses Leben begonnen, und mit seiner schändlichen Buhlerin, die ihn bezaubert hielt, Schwesterschaft geschlossen hätte. — Ich konnt' es nicht.

Beklagenswürdiger ist kein Geschöpf, als das schirmlose Weib, welches vor dem Manne unaufhörlich zittert, von dem es Schutz empfahen sollte. Es ist kein qualenreicherer Zustand zu ersinnen. Die Unglückselige steht vereinzelt in der Welt, mit und neben ihrem Mörder; sein Name ist der ihrige, seine Ehre die ihrige. Sie muß die Grausamkeit ihrer Folterers verheimlichen, um ihren Leumund in der Welt nicht zu entweihen. Sie muß den Mund rühmen, der sie schilt, und die Hand schmeicheln, von der sie geschlagen wird. Durch tausend kleine häusliche Verhältnisse mit ihm zusammengeflochten, wird jedes ihr zum neuen Dorn im Märtirerkranz.

Lange konnt' ich, lange all mein Elend tragen. Jahre hindurch versuchte ich jedes Mittel, den Unempfindlichen zu rühren. Ich stellte seinem Hasse meine Liebe, seinen Flüchen meine Thränen, seiner Brutalität meine Liebkosungen, seiner Wuth meine Gelassenheit, seinen Niederträchtigkeiten oft den edeln Stolz entgegen, mit welchem Unschuld und Bewußtsein uns bewaffnen — ich siegte nicht. Meine Sanftmuth stärkte nur die Rohheit seines Sinnes, mein Ernst brachte ihn zur Raserei.

Einst fand mich so, du weißt es, von ihm mißhandelt, die Gräfin von Königsmark. Ihr Mitleid regte meine Kraft auf. Er hatte mir oft die Scheidung angeboten, doch furchtsam vor des Kaisers Zorn nie gewagt, das Wort öffentlich auszusprechen. Ich wagte es, den Vorschlag zur Trennung dem Monarchen wissen zu lassen. Fürst Menzikoff sollte ihm den Gedanken annehmlich machen. Menzikoffs Kunst scheiterte an des Kaisers unbeweglichem Sinn. Der Czar, welcher in seinen Staaten keinen furchtbarern Feind kennt, als den ungerathenen Sohn, der, überall in der Mitte der Mißvergnügten, des dummen Pöbels und der beleidigten Mönche Liebling, das große Werk seines Vaters zu zerstören droht — der Czar hätte eher seine Waffen vor Karl XII. strecken, als sich in einen Wunsch und eine Neigung dieses Sohnes fügen können.

Ich wandte mich flehend in eigenhändigen Briefen an meinen theuern Vater in Deutschland um Einwilligung, und um sein hohes Fürstenwort zu meiner Erlösung. Mit väterlichem Ernst wies er die unglückliche Tochter zurück. So ward ich für die Ehre meines Hauses hingeopfert — nicht einmal gestattet wurde mir die Gunst, nach Wolfenbüttel auf einige Zeit zurückkehren zu dürfen.

So mir selbst und meiner Verzweiflung überlassen, gab ich jede Hoffnung eines frohen Lebens auf. Mein Gemahl verdoppelte seine Unmenschlichkeit. Meine jugendlichen Kräfte vereitelten seine Mühe, mich durch Gram und Kummer früher zum Tode reif zu machen. Da ward ich vergiftet, und — gerettet.

4.

Düsterer, denn jemals — es war ein melancholischer Abend, Wind und Regen rauschten gegen die Fenster meines einsamen Gemachs — erwog ich einst mein Schicksal, musterte die freudenarme Gegenwart und die furchtbaren Möglichkeiten der Zukunft. Ich

verlor mich in verzweiflungsvollen Planen, und beklagte, daß die Kunst der Aerzte mein elendes Leben aus den Gefahren des Gifttodes gerettet hatten.

„Was hab' ich," so sprach ich in mir selbst, „was hab' ich zu hoffen? Ist denn irgend für mich Friede, als im Grabe? Wird der grausame Czarewitz, den ich Gemahl heißen muß, wird er nicht jedes Mittel wählen, sich meiner zu entledigen? Bin ich nicht in seiner Gewalt? Früher oder später falle ich durch ihn. Wer einmal das Entsetzen vor einer Gräuelthat verlernt hat, dem ist kein Verbrechen weiter unmöglich. Er kann mir den Tod in meinen Lieblingsspeisen reichen; er kann ihn in meinen Wein füllen; er kann mich im Schlaf an seiner Seite erwürgen.

„Was hätt' ich zu erwarten, wenn dieser Wilde einst den Thron seiner Väter bestiege? — Den Tod oder den ewigen Kerker? — Wer ist mein Schutz? Verlassen bin ich von Allen.

„Der Schlaf des Todes ist süß. Gott erbarme sich meines unmündigen Kindes — mein Leben ist ihm unnütz. Mein Tod wird vielleicht den grausamen Mann erschüttern, und ihn zu einem zärtlichen Vater machen, da er kein zärtlicher Gemahl war."

Schnell reifte der Entschluß zum Selbstmord. Ich ging zu meinem Arzneischrank, und zog die Flasche mit Opium hervor. Ich füllte einen Becher. Ich ließ mir meine Tochter Natalie bringen, um sie noch einmal zu segnen. Ich nahm das holde Geschöpf an meine Brust; ich weinte bitterlich; es schlief unter meinen Thränen ein.

Als ich das Kind zurückgegeben hatte, befahl ich den Kammerfrauen, mich allein zu lassen, und erst am folgenden Morgen zu kommen, denn ich wollte schlafen gehen. — Sie gehorchten. — Ich verschloß das Kabinet. Ich sank auf meine Knie, um zu beten.

Aber ich konnte die Hände nicht emporheben, meine Seele war wie vernichtet. „Selbstmörderin und Mörderin des Kindes unter

deinem Herzen, kannst du zu deinem Schöpfer reden, während du über Verbrechen brütest?" So rief's in mir. Ich konnte nicht beten. Ich sank weinend zur Erde, meine Stirn berührte den Boden. „Nein, o mein Gott, mein Schöpfer," stammelte ich, „ich bleibe dir getreu, ich will mein Leiden tragen, und den bittern Kelch leeren — vergib dem schwachen, verzweifelnden Weibe!"

So lag ich da. Es war still und dunkel umher. Ich war ermattet und ohnmächtig. Es fehlte mir an Kraft, mich emporzurichten; zwischen Schlaf und Ohnmacht, in wohlthätiger Betäubung, verlor sich allmälig mein Bewußtsein.

Grüne, schimmernde Inseln schwammen, wie in einem Morgentraume, vor mir vorüber. Sie faßten mich auf; ich irrte in unbekannten Hainen, und über pfadlose, blühende Auen, und von allen Zweigen tönten mir Gesänge der Vögel entgegen, und links und rechts gaukelten fallende Blüthen purpurn und silbern in der Luft um mein Haupt. Ach, mir war's, als leb' und web' ich wieder in einem der wunderschönen Frühlinge des reizenden Deutschlands; und meine Brust erweiterte sich tiefathmend, als möcht' ich den ganzen Himmel mit einem Zuge trinken.

„Aber wo bin ich denn?" fragte ich einen Greis, der ehrwürdig mit schneehellem Haupt und Bart, und weißen Kleidern, gleich einem Braminen am Ganges, neben mir wandelte. „Dies ist Amerika!" sprach er, „und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen!"

Da stiegen mir heiße Freudenthränen ins Auge. „Also entflohen dem unermeßlichen, winterlichen Kerker Rußlands? Ich bin frei — für mich ist kein Rußland, kein Czarewitz mehr! — Und hier werd' ich fortan wie eine Selige wohnen." So dacht' ich und bog mich nieder, und küßte segnend den blühenden Boden Amerika's.

Mein Traum erlosch und mein Schlaf verflog. Ich erhob mich

vom Fußteppich. Schon war es um Mitternacht. Ich warf mich in meinen Kleidern aufs Bett, den schönen Traum zu erneuern.

Julie, wenn es noch göttliche Eingebungen gibt — und warum soll ich sie bezweifeln? warum soll der Vater der Welt nicht mit seinen leidenden Kindern reden, wie einst, er, der noch jetzt, wie sonst, ihre Gedanken regiert? — so war dies eine göttliche Stimme, die mir's sprach: Hier ist Amerika, und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen! — Heiter erwachte ich spät am Morgen; mein Herz aber war voll unnennbarer, tiefer, schmerzlicher Sehnsucht nach dem blühenden Boden des fernen Welttheils.

Die Gräfin von Königsmark besuchte mich. Sie erschrak über die Blässe meines Angesichts. Ihre Augen wurden feucht. Sie küßte meine Hand mit der Heftigkeit des lebhaften Mitgefühls, und ich fühlte ihre warmen Thränen fallen auf meine Hand.

„Nein,“ rief sie, „meine Fürstin, ich kann es nicht ertragen. Ich kann Sie nicht so hinsterben sehen unter der Grausamkeit Ihres Gemahls. Gebieten Sie über mich, und wenn es mein Leben gelten sollte, ich will Sie erretten. Fliehen Sie nach Wolfenbüttel, in den Schutz Ihrer erlauchten Aeltern; ich nehm' es auf mich, Ihr Entrinnen zu veranstalten. Keine Seele soll es früher vernehmen, bis Sie den deutschen Boden betreten haben werden.“

Ich umarmte schweigend das gute Weib, und reichte ihr den harten Brief meines Vaters, worin er mir die Heimkehr untersagte.

„Mag er es doch!“ rief sie: „Sind Sie nur einmal in Wolfenbüttel, so wird er Sie nicht zurückstoßen.“

— Aber er wird mich wieder nach Petersburg ausliefern, und mein ganzes Leben ist mit heilloser Schmach bedeckt. Wie könnt' er dem gebietenden Fordern des Kaisers widerstehen? Ja, liebe Königsmark, Sie verdienen mein Vertrauen. Ich fühle es, daß ich mein qualreiches Dasein nicht lange mehr führen könne. Wär' ich nur getröstet um das Loos meines Kindes, und desjenigen, so

ich unter meinem Herzen trage — mein Entschluß wäre schon genommen.

„Was können Sie für Ihre Kinder fürchten? Der Czar wird sie nicht verlassen. Die ganze Liebe des Monarchen, so er jetzt Ihnen weiht, wird sich über seine Enkel ausdehnen. Er wird ihr Loos zu sichern wissen, selbst wenn der Großfürst ein so unnatürlicher Vater wäre, wie er ein unnatürlicher Sohn ist. Und gesetzt, theure Fürstin, Sie blieben in Petersburg, sind darum Ihre Kinder beschützter? Oder wenn Sie die Beute Ihres Kummers werden, und früh aus dem Leben gehen — ist Ihren Nachkommen damit mehr geholfen? Ich beschwöre Sie, retten Sie sich! In Petersburg ist Ihr Leben in täglicher Gefahr."

— Ich weiß es, Gräfin. Ich will mich retten.

„Und wie?"

— Durch eine neue, freiwillige Todesart. Erschrecken Sie nicht! Ich will keinen Selbstmord begehen. Aber sterben will ich, für Petersburg, für Europa — ich flüchte mich übers Meer und verberge mich unter fremdem Namen im Innern eines entlegenen Welttheils in unbekannten Gegenden, welche nie der Fuß eines Europäers betrat. Da werd' ich gleichsam in ein zweites Leben treten; wie ein Kind anfangen, eine neue Sprache zu stammeln, neue Verbindungen zu schließen, neue Dinge kennen zu lernen. Ich werde in einer neuen Welt, wie auf einem neuen Sterne wandeln, und, gleich einer Abgestorbenen, mich der Vergangenheit dunkel nur, wie eines frühern Lebens auf dem Erdplaneten, erinnern. Ich werde nichts mehr erfahren von meinen Freunden, von meinen Kindern, meinen Aeltern, von Allem, was in der bekannten Welt geschieht. Man wird nichts mehr von mir erblicken; man wird mich, wie eine Begrabene, betrauern und vergessen. Ich werde einem abgeschiedenen seligen Geiste gleichen, ohne den Tod empfunden zu haben. Sie schaudern vor diesem

Gedanken, liebe Königsmark? Mir gewährt er namenlose Lust. Es ist ein Selbstmord ohne Sünde. Ich erfülle eine heilige Pflicht, und rette mein Leben, ohne die Vorurtheile der Welt, ohne die Begriffe meiner Verwandten von fürstlicher Ehre zu verwunden. Alles hängt nur von der Verheimlichung meiner Flucht ab. Sollte das Geheimniß jemals verrathen werden, wahrlich, untröstlich würden meine Verwandten sein, vielleicht minder wegen meines Looses, als wegen der vermeintlichen Schande, die ich auf unser Haus werfe. Menschen, unvertraut mit meinem Elende und all den tausend Ursachen des verzweifelten Entschlusses, würden mich in den Rang der Abenteurer setzen, und statt den Muth zu ehren, mit welchem ich dieses Vorurtheil zertrat, um die verlorne Ruhe und Freiheit wieder zu gewinnen, mich verdammen mit hartem Herzen.

So ungefähr sprach ich zur Gräfin. Wenig Mühe galt es, sie zum Beistand zu überreden, und manche Besorgnisse um den gewagten Plan zu zerstreuen. Sie schwor mir treue Verschwiegenheit und veranstaltete das Nöthige zu meiner Flucht, die nach meiner Niederkunft geschehen sollte, sobald mir die nöthigen Kräfte zur großen Reise wieder gekommen sein würden.

5.

Mein alter, treuer Diener Herbert, ein Mann von Tugend und großem Muthe, war der erste, welchen ich in unser Geheimniß zog. Seine Hilfe war uns unentbehrlich; ich wollte mich nicht ohne Begleitung in die weite Welt hineinstürzen. Seit meinen Kinderjahren war er mein Freund, mein Vertrauter; ihm hatt' ich viele meiner bessern Kenntnisse zu danken. Ich ehre ihn mehr, wie einen zärtlichen Vater, als daß ich ihn wie einen Diener am Hofe behandelt hätte.

Ehemals war er der Zeuge meines Frohsinns, nun seit dem Tage der Vermählung der meines Grams gewesen. Oft stand er von ferne, mit einem Antlitz voller Schmerz, und beobachtete mich; oft, wenn ich ihm klagte, wußt' er mir Muth einzuflößen; oft, wenn ich verzweifeln wollte, wußt' er durch seine Vorstellungen mir neue Hoffnungen anzuzünden. Mir war's, als sei es die hehre Gestalt des himmlischen Traumes, durch welchen mein Schutzgeist zu mir geredet hatte.

Herbert, als ich ihm das große Vorhaben enthüllt hatte, stand betroffen und sprachlos vor mir.

„Warum schweigst du, lieber Herbert?" fragt' ich ihn.

„Gnädige Fürstin, der Gedanke ist entsetzlich. Sie, gewöhnt an den Glanz des Hofes, an tausend kleine, unentbehrliche Bedürfnisse, an den Genuß, welchen Wissenschaft und Kunst in der gebildeten Welt gewähren, Sie wollen Ihre Wohnung wählen unter den Horden wilder Indianer, in den unbekannten Wüsten eines fremden Welttheils?"

„Leben, Freiheit, Ruhe und Armuth sind süßer, als der Jammer unter Gold und Seiden. Herbert, ich will, ich muß mein Leben retten. Ich frage dich, folgst du deiner Fürstin lieber zum Grabe, oder in eine andere Weltgegend? Wir fliehen, Herbert. Ich höre auf, Fürstin zu sein. Ich will dich Vater nennen; ich will deine Tochter sein. Es wird einen schönen Winkel des Erdbodens geben, wo wir verborgen vor den Menschen in Einsamkeit und kummerloser Muße wohnen dürfen. Ich büße meine Kinder ein — du nichts. Was fesselt dich an die Wildniß von Rußland, daß du sie nicht gegen die blühende Einöde eines mildern Himmelsstriches verwechseln möchtest?"

„Nichts!" rief Herbert, und fiel auf seine Knie vor mir hin, drückte meine Hand an seinen Mund und schwor mir Treue bis in den Tod.

Schon am folgenden Tag mußt' er, so war es unsere Verabredung, öffentlich seine Entlassung fordern, damit er von Petersburg entfernt die Fortsetzung meiner Flucht beschleunigen könne, ohne durch sein späteres Verschwinden bei meinem Scheintode Verdacht zu erregen.

O wie unendlich lang wurden mir seit diesem Tage alle Stunden! Und doch nicht ohne Furcht und Schmerz sah ich, als flöhen sie zu schnell, die Wochen vorübergehen. — Ich wünschte und scheute zugleich die große Entwickelung; die Stunde meiner Erlösung war der ewige Verlust meiner kleinen Natalia.

Holder, stiller Engel, noch seh' ich dich auf meinen Knien, in meinen Armen gaukeln — ach! deinem kindlich-frohen Jauchzen antworteten der Mutter tiefe Seufzer; deinem süßen Lächeln, deinem freundlichen Winken begegneten nur der Mutter thränenschwere Blicke! — Du verstandest, selige Unschuld, noch nicht die Sprache des Grams — schon gedenkst du nicht mehr der verwaiseten Mutter — aber ich, oft irr' ich weinend am Ufer des Meeres hin, und strecke die mütterlichen Arme umsonst gegen Osten, und nenne tausendmal mit leiser, schmerzlicher Stimme deinen Namen: Natalie!

6.

Je näher die Zeit meiner Entbindung rückte, je seltener wurden die Besuche meines Gemahls. Mir ward wohl dabei. Ich träumte mir vom Glück der Freiheit — ich rüstete mich geschäftig zur ungeheuern Wanderschaft. Die Gräfin Königsmark versorgte mich mit neuen Kleidern, mit Wechselbriefen und Adressen; ich versah mich mit Gold und Juwelen; auch mein treuer Herbert hatte schon Kapitalien in Sicherheit gebracht.

Am 22. Oktober ward ich von einem jungen Prinzen entbunden, welcher in der Taufe den Namen seines erlauchten Groß-

vaters erhielt. Wie unverstellt, wie rührend war die Freude des edeln Kaisers! Nur Alexis, mein Gemahl, blieb sich gleich, empfindungslos und kalt.

Ich fühlte mich wundersam stark und genesen. Ich hätte schon wenige Tage nachher das Bett verlassen können, wenn nicht die gute Königsmark meiner Ungeduld Schranken gebaut hätte. So spielt' ich nun, um die Welt über mein Vorhaben in Täuschung zu erhalten, die Sterbenskranke, und, unerfahren in den Künsten des Betrugs, half die Begierde, frei zu werden, meiner Ungeschicklichkeit nach.

Von allen denen, welche mein Krankenlager umgaben, war der Schmerz keines einzigen so tief, so trostlos, als der eines meiner Fräulein, Namens Agathe von Dienholm. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen, meines Alters, aus einem verarmten, adelichen Geschlecht, ohne Aeltern, ohne nahe Verwandte. Auf Empfehlung der Königsmark hatte ich das gute Kind angenommen. Sie lohnte meine Freundschaft mit einer unbegrenzten Dankbarkeit, mit einer Anhänglichkeit, die selten ihres Gleichen findet. Es war mir nicht unbekannt, daß sie einen jungen, angesehenen Offizier aus einem der besten Häuser von Petersburg, der um ihre Hand geworben, der ihr sogar nichts weniger als gleichgültig gewesen, mit Unerbittlichkeit von sich entfernt hatte, weil er in einer Gesellschaft anderer Offiziere zum Vortheil des Czarewitz wider mich das Wort geführt haben sollte.

Als man nun an meinem Leben zu zweifeln begann, überließ sie sich dem wüthendsten Schmerz. Sie erschien nicht mehr vor meinem Bette. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, daß sie selbst erkrankt sei, aus Kummer um mich.

Wie sollt' ich so viel Liebe unbelohnt lassen! Ich beschloß, sie zur Vertrauten meines Geheimnisses, und zur Gefährtin meiner Pilgerschaft zu machen. Die Gräfin von Königsmark eilte zu ihr,

bereitete sie auf die große Entdeckung vor, und machte ihr meine Gesinnung kund.

Agathe, am Arm der Gräfin gelehnt, trat in mein Zimmer. Sie war bleich und entstellt; aber Lieb' und Entzücken leuchteten mich an aus ihren schönen, seelenvollen Augen. Sie fiel auf ihre Knie vor mein Bett — ohne Sprache, ohne Thränen; aber ihr Busen flog ungestüm und verrieth, welch' ein Sturm in ihrem Herzen wühlte. Sie schloß ihre brennenden Lippen an meine Hand; mir selbst war bange um das gute Kind und um die Verborgenheit meines Plans.

„Willst du, liebe Agathe, künftig meine Schwester sein?" sagt' ich ihr leise.

Sie seufzte tief und laut, und sah gen Himmel und dann mit Zärtlichkeit auf mich, und stammelte halb odemlos: „Treu — ewig! ewig!" Dann nahm sie vom Tisch ein Messer, und rief: „Ich will mir selbst die Brust durchbohren, wenn ich Sie je verlasse, meine Fürstin, je verrathe!"

Ich ließ sie von mir; und gleichen Tages ging sie schon genesen unter den Andern umher. Sie schien veredelter, feierlicher; sie trug den Himmel im Herzen und auf dem Antlitz erkünstelten Schmerz.

Warum genoß ich Liebe von so vielen fremden Wesen; warum mußte der Einzige mich hassen, an den mein Schicksal mich gebunden hielt!

7.

Schon war der Tag meiner Flucht bestimmt. Die Gräfin von Königsmark, die treueste Freundin, bürgte für mein glückliches Entkommen, und für die Vollendung der allgemeinen Täuschung. Herbert hatte für Schlitten überall gesorgt, und harrte mein in

einem Walde, nahe bei der Hauptstadt, während Kurriere bereit standen, meinen Tod durch ganz Europa zu verkünden.

Ich sagte als Sterbende Allen meines Hofes Lebewohl. Ich verweigerte von den Händen der verzweifelnden Aerzte neue Hilfe zu nehmen, und wünschte nur mit sehnlichem Verlangen noch einmal den Kaiser zu sehen.

Er kam, und mit ihm mein Gemahl. In meinen Armen ruhten zum letztenmale meine Kinder. — O welch' ein herber Abschied! Der Kaiser gab sich den Gefühlen seines Schmerzes hin; er wollte keinen Dank von meinen Lippen für seine Liebe hören; er segnete mich und meine Kinder, und schwor mir, fort ihnen Alles zu sein.

Mir brach das Herz; ich schluchzte laut. O meine Kinder! meine Kinder! — Ich umarmte sie wechselsweise hundertmal und badete sie mit meinen Thränen, und hundertmal nahm ich sie wieder. Fast verlor ich in diesem schrecklichen Augenblick Besonnenheit und Entschluß. Ich fand das qualenreichste Leben erträglicher, als die ewige Trennung von diesen Engeln. Der Kaiser sah meine heftige Bewegung; er fürchtete von ihr die Beschleunigung meines Todes. Er hieß der Gräfin Königsmark die holden Geschöpfe hinwegtragen. Mein Gemahl begleitete sie. Noch einmal, ehe er ging, reichte er stumm und düster mir die Hand. Ach, hätt' ich noch in seinen Mienen eine zarte Spur einigen Schmerzes und leiser Zuneigung gefunden, ich würde meine Rolle verworfen, und mein altes Leben in Rußland erneuert haben. Aber finster war sein Blick. Zeuge meines Todes zu sein, war ihm mehr unbehaglich, peinlich, als schmerzlich. Sein Händedruck war kalt, und wie von Wohlanständigkeit erzwungen. Er schien auf sich selbst zu zürnen, daß seine Augen keine Thränen finden konnten, die er seinem Vater, dem betrübten Kaiser, hätte aufweisen können.

Er ging, und war von mir vergessen, wie er den Rücken wandte. Ach, mein Herz schrie nur meinen Kindern nach.

Erschöpft sank ich zusammen. Man ließ mich einsam; nur die Gräfin Königsmark bewachte mich. Ihr Zuspruch gab mir den verlornen Muth zurück. Ich schlummerte einen kurzen Schlummer und fühlte mich gestärkt. Nach Mitternacht wurde die Anzeige meines Todes verbreitet. Mein Gemahl hatte schon Petersburg verlassen, und sich mit einigen seiner Gesellen auf ein Landgut begeben. Er empfing die Botschaft meiner Auflösung, und gab Befehl, wie ich es selbst befohlen hatte, meinen Leichnam in der Stille zu beerdigen. — Der Sarg erschien. Agathe und die Königsmark legten mich ein und verhüllten mein Gesicht. Viele meines Hofes forderten mich noch zu sehen. Sie umgaben weinend die Bahre. Von Zeit zu Zeit lüpfte die Königsmark den Schleier von meinem Antlitz, und der Schmerz der Zuschauer ward nur reger, und für jeglichen Verdacht der Zukunft mein Absterben zweifelloser.

Verkleidet ward ich in der Nacht, als mein verschlossener Sarg zur Ruhe geführt worden war, aus meiner Wohnung von der Königsmark entführt. Ich blieb verborgen in ihrem Palast. In der dritten Nacht erschien der treue Vater Herbert am Thore der Stadt. Agathe von Dienholm und ich verließen in männlichen, altrussischen Kleidern Petersburg. Es war ein großer Schnee gefallen; doch schwieg der Sturm. Die Sterne funkelten hell.

Herbert regierte selbst den Schlitten; er flog mit Vogelschnelle über den Schnee hin, sanft wie in Wolken. Keiner sprach. Immer zittert' ich, verrathen und eingeholt zu werden. Oft wünscht' ich's heimlich, um wieder, wäre es auch im Kerker, meinen Kindern nahe zu sein. — Unaussprechliche Angst und tiefnagender Mutterschmerz quälten mein Herz. Agathe, die Liebevolle, schmiegte sich schüchtern an mich; unermeßlich schien ihr das Glück, die Unentbehrliche ihrer Fürstin zu sein. Ich drückte ihre Hand in der meinen. „O meine Fürstin! meine Fürstin!“ lispelte sie: „Wie lieb' ich Sie, wie möcht' ich für Sie sterben, wie gern!“ —

„Ich bin nicht deine Fürstin mehr! Vergiß deiner Rolle nicht. Nenne mich deine Freundin, deine Schwester: denn nun bin ich's, und dir gleich!“

Ich legte meinen Arm um sie; nur auf meinen wiederholten Willen that die Schüchterne desgleichen. Ich fühlte ihr Erglühen und die Unruhe ihres schönes Herzens, worin noch immer die zärtlichste Liebe mit der gewohnten Ehrfurcht kämpfte.

So dämmerte, nach einer langen schrecklichen Nacht, der Morgen. Wir befanden uns in einer waldigen Wildniß. Die ermüdeten Rosse trabten langsamer. Wir erreichten endlich ein einsames, elendes Haus im Gehölz, vor welchem Herbert Halt machte. Er führte uns hinein. Ein Paar alter Leute empfing uns mit Gastfreundschaft. Herbert nannte Agathe und mich seine Söhne.

8.

Seligkeit des unbemerkten Einsamlebens, nur gekannt von wenigen Guten, die uns lieben, welches Glück der Welt darf dir gleichgeachtet werden! — Der alte Russe, mit seiner Frau und einem rüstigen jungen Burschen, ihrem Sohne, lebten in dieser Hütte schon viele Jahre, ohne sie zu verlassen, als an hohen Festtagen, wenn sie die Kirche eines sieben Westen von hier entlegenen Dorfs besuchten. Der Alte mit seinem Sohne verfertigte allerlei Geräthe von Holz, die dieser dann zum Verkauf austrug, und gegen Lebensmittel, Kleider und weniges Geld austauschte. Wie bezauberte mich die stille Zufriedenheit und die Genügsamkeit dieser Armen! Alles, was ihr Herz wünschte, lag im Umkreis ihrer Hütte. Sie kannten die Herrlichkeit und das Elend der Großen nicht; sie wußten nichts von den Ereignissen, welche rings umher die Welt erschütterten, und von dem fürchterlichen Gährungsstoff, der, in die

Brust der Menschen geworfen, frohe Geschlechter verheert und Throne in Ströme Blutes senkt.

Während Herbert unsere Rosse besorgte, ward die liebenswürdige Agathe mein Mundkoch. Sie bereitete uns ein einfaches, reinliches Mahl. Ich bewunderte ihre Geschicklichkeit, ihren Fleiß. Als wir allein waren in dem engen Stübchen, nahte ich mich ihr, schloß sie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Ein reizendes Roth überfloß ihr Antlitz — sie erwiederte schüchtern und glühend den schwesterlichen Kuß, und sah mit schwimmenden Blicken zu mir auf, und stammelte leise: „O mein Gott!"

„So wie diese Alten," sprach ich, „werden auch wir eine Einöde finden, schöner, als diese; wir werden glücklich sein. Das einfache stille Dasein in der Welt wird von uns wie eine Wollust genossen werden; wir vergessen bei der Liebe einzelner, treuer Nachbarn die Schmeichelеien fader Höflinge, die knechtische Verehrung von unterthänigen Haufen; wir hören nichts mehr von Kriegen, Verräthereien, Kabalen und Allem, was die arme Menschheit quält, womit sie voll kindlicher Begier tändelt, womit sie ihr flüchtiges Leben vergiftet; nichts von den Geckereien der Eitelkeit, von dem Streben der Ehrsucht, von den priviligirten Sünden und Albernheiten der Großen, von der Blindheit des rohen Pöbels, und was sonst die Zeitungen füllt. Die Morgen- und Abendröthen sind unsere Zeitungen, die uns einen heitern oder trüben Tag verkünden; der Wald unser Opernsaal; Gebirg und Meer unser Schauspiel; die Gesundheit unsere Köchin; der unendliche Himmel unser Kirchengewölb. Ach, liebe Dienholm, kannst du dich auch herzlich mit mir freuen auf dieses stille Glück?"

Sie lächelte mich an, küßte mich erröthend und sprach: Ich freue mich nicht mehr in der Hoffnung; denn was ich nie hoffen durfte, ist mir schon geworden. O wie gern meid' ich die Welt, dies große Krankenhaus, worin fast Alles, groß und klein, an

irgend einer Begierde fiebert, nach Gold, nach Bewunderung, nach Rache, nach Unsterblichkeit, nach hohen Stellen, nach Leckerbissen, schönen Kleidern und marternden Lächerlichkeiten. Wer all dem Tand entsagen kann, der nicht unmittelbar zum Leben ist, der hat, was er bedarf — im Herzen Ruhe. Und so ist mir's geworden.

Fast den ganzen Tag blieben wir in der Hütte mit voller Sicherheit. Wir schliefen hier so sanft, so fest, als hätte Rußland für uns keine Gefahr mehr. Erst am Abend trennten wir uns von unsern alten Wirthen, und setzten unsere Reise über den Schnee fort.

Herbert war seines Weges vollkommen kundig, er mied überall die großen Straßen; wir reiseten meistens nur bei Nacht, ruhten meistens nur in abgelegenen Hütten und elenden Dörfern aus; sahen wenig Menschen, und wechselten bald Kleidertracht, bald Namen, um immer unentdeckt zu bleiben. Aber alles dies gab unserer Flucht eine ermüdende Langsamkeit; bald waren die Nächte zu dunkel, bald die Tage zu stürmisch, und alle Wege bis zur Unkenntlichkeit verschneit. Vierzehn Tage lang waren wir schon in den ewigen Wildnissen durch unbewohnte Steppen und finstere Waldungen geirrt, aus deren Labyrinth wir uns, ohne von Dorf zu Dorf mitgenommene Führer, nie gefunden haben würden, und noch immer hatten wir die Grenzen des russischen Gebietes nicht erreicht. — Herbert tröstete uns von einem Tage zum andern; aber einen Tag wie den andern ward unsere Hoffnung getäuscht.

Eines Abends endlich sprach Herbert: „Beruhigen Sie sich, wir schlafen heut' im letzten russischen Dorf. Es heißt Kwadoszlaw, und kann nicht mehr als zehn Werste von uns sein. Morgen reisen wir auf polnischem Boden.“ Ich jauchzte freudig auf. „Nein,“ rief ich, „noch diese Nacht müssen wir in Polen sein. Ich athme nicht eher freier.“

Wir kamen spät in Kwadoszlaw an. Es war finster und schneite

stark. — Herbert wollte rasten; aber ich ließ nicht nach, bis er zum ersten Dorfe die Reise fortsetzte. Er erkundigte sich nach dem Namen desselben. Man nannte es Nieszosperda.

Wir begehrten einen Wegweiser; aber die Menschen waren hier so ungefällig, daß keiner sich dazu hergeben wollte, und wir, so große Belohnung wir auch versprachen, keinen erhalten konnten.

Demungeachtet betrieb ich die Fortsetzung der Reise, da wir diesen Tag nicht weit gekommen waren. Bald sahen wir uns in einem weitläufigen Walde; wir hatten bisher das kaum sichtbare Gleis vor uns gefahrner Schlitten verfolgt, aber es wurde immer dunkler; der Wind warf uns den Schnee entgegen, daß es zuletzt keine Möglichkeit war, eine Spur der Bahn zu finden. Wir waren schon zu tief in der Irre, um hoffen zu dürfen, nach dem verlassenen Orte zurückkommen zu können. Wind und Schnee hatten unsere Gleise verwischt. Wir waren vom Frost halb erstarrt, und mußten uns dadurch erwärmen, daß wir von Zeit zu Zeit neben dem Schlitten hintrabten. Ich litt viel, aber noch mehr die gute Agathe, welche nicht, wie ich, durch Hoffnung, Angst und Furcht Kraft der Verzweiflung empfing, und ohnedem diesen Tag die schwerfällige Tracht einer russischen Bäuerin angenommen hatte.

Einige Stunden lang hatten wir uns im Wald umhergetrieben, ohne sein Ende zu erreichen. Herbert, da er nirgends einen Ausweg vor sich sah, war abgestiegen, um die Gegend vor uns zu untersuchen. Agathe und ich erwarteten im Schlitten seine Rückkunft.

Zu unserm nicht geringen Schrecken erschien unverhofft neben uns ein fremder Kerl zu Fuß. Ich redete ihn an; er gab keine Antwort, sondern ging gegen das Pferd, schwang sich hinauf und jagte, seitwärts in das Gehölz hinein, mit uns davon.

Bestürzung und Angst raubten uns fast alle Besinnung. Wir schrien Herberts Namen; wir hörten sein antwortendes Geschrei aus der Ferne, und bald vernahmen wir auch dies nicht mehr. Ich

sank ohnmächtig in Agathens Arme zurück, und kam nicht eher zu mir, als in dem Augenblick, da der Schlitten still stand.

Ich öffnete die Augen. Wir waren in einer weiten Ebene außer dem Walde; Schnee und Wind währten fort. Der Kerl, so uns entführt hatte, war vom Pferde gesprungen und verschwunden. Vermuthlich hatte er nur, um seine Fußreise zu verkürzen, und schneller aus dem Gehölz zu kommen, sich unsers Rosses bedienen wollen.

Es blieb nichts übrig, als in den Wald zurückzukehren, um unsern verlornen Freund zu suchen. Die tiefen Spuren im Schnee zeigten den weiten Weg, welchen wir gemacht hatten. Wir kamen nach einer halben Stunde ins Gehölz. Wir riefen Herberts Namen unzähligemal; aber unserm ängstlichen Geschrei antwortete nur das Brausen des Sturmwindes in den schwarzen Fichten. Noch fuhren wir eine halbe Stunde tiefer in den Forst; keine Spur, kein Laut von dem armen Herbert. Wo sollten wir ihn suchen? Wir mußten selbst fürchten, irgend eine falsche Fährte befahren zu haben. Vielleicht war der Unglückliche schon, von Kälte erstarrt, auf dem Schnee erfroren; vielleicht von Wölfen angefallen und zerrissen — wir ohne Rathgeber, ohne Beistand, in der Wüste allein, an Kraft und Muth erschöpft.

Nie hatte ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Kaum besaßen unsere starren Hände noch Macht genug, die Zügel unserer müden Rosse zu leiten. Agathe rieth an, in das Freie zurückzufahren, in der Hoffnung, irgend eine menschliche Wohnung zu entdecken, wenn wir die Fußstapfen unsers Entführers verfolgen würden. Von da könnten wir am Tage des Waldes kundige Leute aussenden nach Herbert. — Ich folgte dem Rathe; und in der That erreichten wir, indem wir der hinterlassenen Spur des entwichenen Kerls folgten, mit Tagesanburch ein kleines, armseliges, halb in Schnee vergrabenes Dorf.

9.

Wir hielten in einem alten, aus Backsteinen aufgeführten Hause an, welches das ansehnlichste im ganzen Dorfe war. Eine ganze Koppel Hunde umringte bellend unser Fuhrwerk, bis sie ein verlumpter, schmutziger Kerl zum Schweigen brachte, der aus dem Hause trat, und unsere klägliche Erzählung anhörte, die ich ihm, so gut als möglich, in russischer Sprache machte. Er verließ uns, ohne zu antworten, erschien nach einigen Minuten wieder, und führte uns in eine geheizte Stube, welche einem Stalle glich, wo mehrere Knechte und Mägde auf mürbem Stroh umherlagen.

Wohl eine Stunde mußten wir hier geduldig unser Schicksal abwarten. Die Schlafenden ermunterten sich; man führte unsere Rosse unter Dach, und uns endlich in ein größeres Zimmer, wo ein starker, breitschulteriger Mensch, der einen gewaltigen Knebelbart trug, sich als den gestrengen Herrn von Horodok ankündigte.

Er redete zuerst Agathen auf russisch, dann auf polnisch an. Das gute Kind, keiner dieser Sprachen mächtig, antwortete französisch, dann deutsch, und ward nicht verstanden. Ich wollte das Wort für sie führen; er aber gebot mir Stillschweigen. „Du bist keine Russin, trotz deiner Kleider!“ sagte er, flüsterte einem seiner Knechte wenige Worte ins Ohr, und ließ Agathen zum Zimmer hinaus führen. Vergebens widersetzt' ich mich diesem seltsamen Betragen. „Ich kenne euch wohl!“ sagte der schreckliche Mensch zu mir: „Ihr seid von Petersburg entwischt. Ihr waret mir gleich Anfangs verdächtig.“

Die Rede vollendete meine Angst. Schon glaubt' ich mich entdeckt, verrathen, aufgesucht und nach Petersburg ausgeliefert. Ich gab Agathen für meine Schwester aus; erzählte unser nächtliches Abenteuer, und wie sich unser Vater von uns im Walde verloren habe. Ich bat nur, diesen aufsuchen zu lassen. Der Edelmann schüttelte den Kopf; er ließ mich in ein Nebenzimmer führen, wo=

hin nach einiger Zeit auch Agathe gebracht ward, die bitterlich schluchzte. Mit Hilfe eines Knechts, der gebrochen deutsch redete, hatte der Herr von Horodok auch sie wieder ins Verhör genommen; und da sie sich für eine Magd ausgegeben, die in Diensten meines Vaters stehe, so wurde der Verdacht des alten Dorftyrannen durch den Widerspruch unserer Aussagen vermehrt.

Man behandelte uns wie Gefangene, brachte unsere wenigen Habseligkeiten aus dem Schlitten ins Zimmer, versorgte uns mit Speise und Trank, und ließ uns bis gegen Abend allein. Wir erfuhren nur, der gestrenge Herr, dem man den Titel eines Starosten beilegte, sei mit andern Freunden auf die Jagd.

Bald nahmen wir uns vor, mit einbrechender Nacht zu entspringen, bald mit heldenmüthiger Fassung den Ausgang der Dinge zu erwarten. Ein Plan verdrängte den andern; am meisten waren wir um unsern Herbert in Sorgen.

Als es dunkel ward, hörten wir die Jagd zurückkommen. Bald war wildes Getümmel im Zimmer neben dem unsrigen. Wir hörten Becher klingen, und rohes Gelächter. Der Starost, dessen Stimme wir von allen andern unterschieden, sprach auch von uns. Was mich am meisten beunruhigte, war seine Vermuthung, daß wir schwedische Spione, oder Vagabunden seien, die in Petersburg ein Beutelschneiderstückchen verübt hätten. Er wolle uns, sagte er, und den Alten, den wir für unsern Herrn ausgaben, am folgenden Tage an die Obrigkeit der nächsten russischen Stadt schicken. Also auch Herbert schien sich gefunden zu haben.

Indem ich der armen, zitternden Agathe die Reden des Starosten erklärte, ward die Thür geöffnet. Die Gesellschaft, von Wein und Branntwein begeistert, drängte sich zu uns herein und musterte uns. Agathe weinte; ich aber überhäufte den Starosten wegen seines despotischen Verfahrens gegen unschuldige Reisende mit Vorwürfen, und verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden.

Ein wohlgewachsener junger Mann nahete sich Agathen, und sagte, indem er seine Hand unter ihr Kinn legte und ihren Kopf in die Höhe richtete, auf französisch: „Sie sind wohl weder eine Bäuerin noch eine Verbrecherin, schönes Kind!“

„Und Sie, mein Herr,“ redete ich ihn an, „scheinen weder ein Räuber, noch fähig zu sein, Barbareien gut zu heißen, welche man im Gebiete des Königs von Polen gegen Reisende verübt. Wir kamen, und machten Anspruch auf Gastfreundschaft und auf die gerühmte Großmuth der Polen, und werden, statt dessen, allen Mißhandlungen preisgegeben.“

Der junge Mann sah mich lächelnd seitwärts an, dann wieder Agathen, die ihre Augen verschämt zu Boden schlug.

„Folgen Sie mir. Ich will Sie frei machen, wenn Sie wollen!“ sagte er endlich, und, indem er seine Hand auf Agathens Schulter legte, setzte er hinzu: „Weine nicht, schönes Mädchen!“

Dann wandte er sich lachend zum Starost und rief: „Wladislaw, du hast mir einen schönen Streich gespielt!“

„Wie meinst du das, Janinsky?“ rief der Starost.

„Den Maler hast du verhaftet, von dem mir der Hauptmann Osterow geschrieben, und welchen ich so sehnlich erwartet habe. Diese beiden jungen Leute gehören ihm an. Wo ist er? Ich muß ihn sprechen.“

Damit verließ er uns. Die ganze Gesellschaft folgte ihm. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Janinsky mit schlauem Lächeln zu uns hereintrat, an seiner Hand unsern Herbert.

„Die Schlitten,“ sagte Janinsky, sind angespannt. Sie folgen mir auf mein Schloß, und genießen dort alle Bequemlichkeit, so lange Sie bei mir ausruhen wollen.“

Ich glaubte mich, nun ich Herbert wieder sah, aller Gefahr auf immer entronnen. Wir erzählten ihm, sobald wir allein waren, unser Abenteuer, unsere Angst, unsere Sorgen um ihn. Er theilte

uns seine Geschichte mit, die der unsrigen ziemlich ähnlich ward, sobald er die Spuren unsers Schlittens im Schnee wieder gefunden, und durch sie geführt, nach Horodok gekommen.

So ermüdet wir auch alle Drei sein mochten, standen wir doch keinen Augenblick an, diesen verhaßten Ort zu verlassen, und mit dem unbekannten Janinsky zu reisen, dessen freundliches Aeußere uns wenigstens ein besseres Loos versprach.

10.

Unter empfindlichem Schneegestöber machten wir uns auf den Weg. Janinky's Schlitten fuhr voran. Kurz vor Mitternacht erreichten wir endlich ein weitläufiges Dorf, Sloboda geheißen, an dessen Seite sich ein hohes, altväterisches Gebäu erhob, mit einigen kleinen Thürmen versehen. Der Mond schien trübe durch die grauen Schneewolken, und warf ein melancholisches Licht auf das Schloß, welches mit seinen Erkern, Thürmchen und engen Fenstern einem großen Gefängniß glich. Rings um dasselbe zog sich ein Graben, über welchen eine Brücke führte.

„Ach!“ flüsterte mir Agathe zu, „ich hoffe auch von dieser Zuflucht des Guten nicht viel.“

Unser Wirth war sehr geschäftig, uns aus dem Fuhrwerk zu heben; dann nahm er Agathen und führte sie ins Schloß. Herbert und ich folgten.

In einem großen, mit alten Tapeten bedeckten Zimmer ward ein Nachtessen bereitet. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit, welches uns wieder einiges Vertrauen einflößte.

„Wie freu' ich mich,“ sagte Janinsky, „Sie aus der seltsamen Gefangenschaft des Starosten erlöset zu haben. Er ist sonst ein guter Kauz, aber etwas roh, und dabei ein Todfeind des Königs von Schweden. Er ist reich an Land und Leuten; aber, seit

er seine Gemahlin verloren, gleicht sein Haus einer Bettlerherberge, und er wühlt und wälzt sich nach Herzenslust in seinem Schlamm und Schmutz. Man muß ihm seine sonderbaren Launen zu gut halten, und, weil er von Einfluß ist, freundliche Nachbarschaft mit ihm pflegen. — Vergessen Sie den Schrecken, den Ihnen der wunderliche Kopf verursachte; an meinem Willen soll es nicht fehlen, Ihnen den Aufenthalt bei mir angenehmer zu machen. Ich habe auch Reisen in Europa gemacht, und weiß, wie wohl es thut, ein gastfreundliches Obdach zu finden, zumal in wildem, unwirthbarem Lande, wie bei uns."

Wir dankten ihm für so viel Verbindliches, und Herbert zog seine Brieftasche hervor. „Hier," sagte er und zeigte ihm einen russischen Paß, „damit Sie auch uns kennen lernen. Sie sehen daraus, daß ich ein französischer Edelmann bin, de Laborde heiße, und daß diese Beiden meine Töchter sind. Die Verkleidung der einen in Mannskleidern, der andern in russischer Bauerntracht, war eine Grille von den beiden Mädchen, die ich ihnen gern ließ. Ich bin von Ihrem Edelmuth überzeugt, mein Herr, und wir schätzen uns glücklich, durch das rauhe Ohngefähr mit einer so angenehmen Bekanntschaft überrascht worden zu sein."

Janinsky durchsah den Paß, und entschuldigte sich bei mir und Agathen, daß er, verführt durch unsere Mummerei, uns vielleicht nicht mit der gebührenden Achtung behandelt habe. Auch für Agathen wurde jetzt ein Gedeck auf den Tisch gelegt. Ich bemerkte inzwischen, daß Janinsky, seitdem ihm Herbert die Entdeckung gemacht hatte, um Vieles ernster geworden zu sein schien.

Wir bedurften diesen Tag der Ruhe mehr, als der Speisen. Eine Magd führte Agathen und mich in ein kleines Zimmer im obern Stock des Hauses, wo wir im Schutz der Ahnen unsers Edelmannes, deren halbverloschene Gemälde rings an den Wänden hingen, sanft entschlummerten.

Herbert trug uns am folgenden Morgen die Einladung des gefälligen Wirths vor, einige Tage bei ihm zu verweilen, bis unsere, von so vielen Anstrengungen ermatteten Rosse sich erholt haben würden. Auch war das Wetter noch stürmischer, denn sonst; wir selbst hatten der Rast vonnöthen, neue Kraft zu schöpfen. Niemand kannte uns in dieser Gegend, welche von Reisenden höchst selten besucht ward; und dies fügte zu den Annehmlichkeiten der Ruhe noch das reizende Gefühl der Sicherheit.

Wir willigten ein. Janinsky schien entzückt zu sein, als wären wir nicht seine Schuldner, sondern er der unsrige. „Ach, wie selten wird mir's hier zu Theil," rief er, „Menschen aus der gebildeten Welt zu sehen! Hätte ich nie andere Länder und höhere Bedürfnisse kennen gelernt, mir würde wohl sein unter meinen Nachbarn, deren höchstes Gut Jagd, Spiel und Zechgelage sind. Nun aber bin ich in meiner eigenen Heimath nicht mehr heimathlich. Der Tod meines Vaters machte mich zum Erben seiner Güter; aber früher oder später werde ich mich ihrer doch entledigen und wieder nach Warschau oder Dresden gehen, wenn der Himmel mir nicht zu guter Stunde eine liebenswürdige Gesellschafterin zuführt, die meine Einsamkeit belebt."

Janinsky war ein schöner Mann; die polnische Nationaltracht seiner Gestalt ungemein vortheilhaft. Er sprach polnisch, französisch und russisch, und hatte eine kleine ausgewählte Bibliothek von lateinischen und französischen Schriftstellern. Er liebte die Musik; er spielte mit Fertigkeit die Flöte und das Klavier. Die Langeweile konnte uns also in Janinsky's Schlosse nicht wohl überraschen. Ich las; Agathe saß am Klavier; Janinsky begleitete ihr empfindungsvolles Spiel mit der Flöte; Herbert schrieb und blätterte in Landkarten.

Am meisten beschäftigte sich unser Wirth von uns Allen mit Agathen. An ihr hingen seine Augen unverwandt; ihr wußte er

immer tausend Dinge zu sagen, die eben so viel Gefühl verriethen; auf ihre Worte horchte er am liebsten, und ihren Wünschen kam er überall am behendesten zuvor.

Agathe nahm diese Aufmerksamkeit als eine gewöhnliche Artigkeit; aber sie waren die verrätherischen Zeugen einer lebhaften Leidenschaft, welche Janinsky eben dann am meisten offenbarte, wenn er sie am geflissentlichsten verheimlichen wollte. Bald war er auch dieses Willens nicht mehr mächtig.

Als er am Abend des zweiten Tages neben Agathen am Klavier stand — beide waren eben im Zimmer allein — hörte er plötzlich auf, ihr Spiel zu begleiten. Sie sah zu ihm auf. Seine Augen waren voller Thränen. Er wandte sich ab und ging gegen das Fenster.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte Agathe und stand auf.

„Wie kann mir wohl sein?“ rief er mit Heftigkeit: „Sie wollen morgen abreisen und mich wieder allein lassen? Warum erschienen Sie doch in meiner Einöde, wie Wesen einer bessern Welt, um mir einen Augenblick lang den Himmel zu geben, damit ich nachher das Armselige dieses Lebens desto tiefer empfinde? O Fräulein, Fräulein, ich bin sehr unglücklich!“

Agathe, bestürzt und verlegen, wußte ihm nichts zu erwiedern. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seinen Mund und blickte mit nassen Augen gen Himmel.

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, und nicht meinem Schmerz!“ fuhr er fort: „Hätte ich Sie in einer weitläufigen Stadt, in den glänzenden Kreisen eines Hofes gesehen, mein Herz würde Sie herausgefunden haben aus den Tausenden Ihres Geschlechts, und gesprochen haben: Nur du allein bist mir über Alles theuer. — Und nun wohne ich hier in der Wüste, fern von jeder freundlichen, meinem Geiste verwandten Gesellschaft. Ich sehnte mich vergebens nach dem Bessern. Meine Tage flossen in ermüdender Einförmig-

keit hin. Ich fing an, ein Alltagsmensch zu werden, und mein warmes, nur zu zart fühlendes Herz in den Gang des faden, gewohnten Herkommens hineinzutragen. Ach, was ich nicht als Möglichkeit träumte, ward nun so plötzlich wunderbare Wirklichkeit. Ich sah Sie; eine himmlische Erscheinung hätte mich nicht tiefer erschüttern können. Ich bin ein Verwandelter geworden; ich sehe Sie nur, und kenne Sie nur, und Alles rings umher ist mir so fremd geworden, als wäre es heute erst entstanden. Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, denn ich kann Ihnen nichts gelten, das fühle ich wohl; ich bin Ihnen zu bedeutungslos. Unter den Millionen, die Sie sahen, haben Sie Millionen gesehen wie mich."

Er führte sie bei diesen Worten zum Klavier zurück und nahm die Flöte. Agathe, zitternd, tändelte mit einzelnen Tönen. Sie zürnte ihm nicht, und wußte selbst nicht, daß er ihr wohlgefallen hatte.

Indem trat Vater Herbert ins Zimmer. Janinsky ging ihm entgegen.

„Sie wollen mich morgen wieder verlassen?" sagte er: „Aber erinnern Sie sich, daß Sie mein Schuldner sind. Ich zähle auf Ihre Erkenntlichkeit; ich will den kleinen Dienst für bezahlt halten, den ich Ihnen leistete, wenn Sie mir die Bitte gewähren, noch zwei Tage in Sloboda zu verweilen. Ich kann mich unmöglich an den Gedanken gewöhnen, Sie schon zu verlieren."

Herbert lächelte. „Wie gern würden wir," sagte er, „unsere Schuld bei Ihnen vermehren, wenn nicht allzugebietende Familienverhältnisse uns die Beschleunigung unserer Reise zur Pflicht machten." — Der liebeathmende Janinsky aber ließ sich nicht zurückweisen; er drang mit so freundlichem Ungestüm auf unser Bleiben; er wußte die Gefahren der Reise bei gegenwärtiger Kälte, die Unsicherheit der Wege durch Wölfe, die der Frost aus

den Wäldern triebe, um Nahrung in bewohntern Gegenden zu suchen, so lebhaft zu schildern, daß Herbert endlich wankte, und wenigstens Bedenkzeit forderte.

Als Herbert mir und Agathen, da wir allein waren, den Vortrag machte, sah ich wohl, daß er bei der herrschenden rauhen Witterung geneigter sei, ein paar Tage in Sloboda zuzulegen, denn aufzubrechen. Agathe aber gab statt aller Meinung auf meine Frage ein stummes Erröthen zur Antwort.

So blieben wir wieder in Sloboda.

11.

Und aus den versprochenen zwei Tagen wurden ihrer allmälig sechs. Janinsky war der glücklichste Mensch und die Güte selbst. Agathe unterhielt sich gern mit ihm, wenn er ihr von seiner Leidenschaft schwieg; ich bemerkte, daß sie schöner und gefühlvoller am Klavier sang, als sonst an meinem Flügel; daß ihr ganzes Wesen von einem höhern Geiste beseelt zu sein schien. Mir selbst kam sie weit liebenswürdiger vor, denn ehemals; ihre Stimme hatte etwas unnennbar Weiches und Rührendes; ihre Blicke hafteten länger und träumender an allen Gegenständen; hätte sie einen Todfeind gehabt, er würde mit Liebe haben an ihr Herz sinken müssen.

Nur ich allein war die ewig Rastlose, und schwebte in unendlicher Furcht. Jede fremde Gestalt, jeder Reisende, welcher über die Schneewüsten daher irrte, jagte mir Angst des Todes ein. — Ach, und meine verlassenen Kinder, die fürstlichen Waisen! Immer war ich nur im Geiste bei ihnen; immer träumt' ich nur ihre holdseligen Gestalten — wie gern hätt' ich für einen einzigen Kuß auf ihre Lippen mein freudenarmes Leben dahingezahlt!

Am Abend des sechsten Tages trat die gute Agathe ins Zim-

mer zu mir. Ihre Augen waren verweint; doch lächelte sie. „Ich habe mit Vater Herbert geredet, sprach sie, „er wäre entschlossen, morgen in der Frühe aufzubrechen, wenn Sie in unsere Abreise willigen.“

„Jeden Augenblick — jetzt — bin ich bereit!“

„Aber Janinsky darf es nicht wissen — nicht eher, als bis wir morgen ihm den plötzlichen Abschied sagen. Er würde uns tausend Schwierigkeiten in den Weg wälzen, um die Abreise zu hindern!“ sagte sie und wandte sich erröthend von mir.

Ihr Betragen fiel mir auf. Ich schloß sie in meine Arme; ich forschte nach der Ursache ihrer Verwirrung und dem Geheimniß ihrer Thränen. Halb errieth ich's. „Du hast eine Eroberung gemacht in der Wilde!“ sagte ich lächelnd zu ihr.

„Er hat bei Herbert um meine Hand angehalten,“ erwiederte Agathe, „in der Meinung, daß Herbert wirklich mein Vater sei. Herbert stellte ihm vergebens vor, daß er sich von seiner Tochter nicht trennen würde; daß ich in dieser Wüstenei nicht leben könne. Er will Hab und Gut in Geld verwandeln, will Polen verlassen, will uns folgen und sich in Frankreich niederlassen bei uns.

„Und du, Agathe?“

„Mir thut es leid! Er ist ein so guter Mensch, aber wilder Schwärmerei fähig. Darum müssen wir eilen, Sloboda zu verlassen.“

Herbert bestätigte Agathens Rede. Um Janinsky für immer abzuweisen, hatte er demselben erklärt, daß er nirgends anders, als auf französischem Boden, über Agathens Schicksal entscheiden werde.

Sobald am folgenden Morgen Herbert in der Stille Alles zur Abreise gerüstet und die Pferde angeschirrt hatte, zeigten wir dem unglücklichen Liebhaber unsern Entschluß an, ihn zu verlassen. — Schon war der Schlitten vorgefahren.

Janinsky stand erbleichend, sprachlos vor uns. Seine Augen

irrten abwechselnd auf uns Dreien hin, und schienen zu fragen: „Scheiden? Könnt ihr dies? Wollet ihr Janinsky's Tod?" — Wir sagten ihm alles, was Erkenntlichkeit zu sagen gebot. Herbert zog einen kostbaren Ring vom Finger und bat ihn, denselben zum Andenken anzunehmen. Er stieß Herberts Hand zurück. Er trat ans Fenster, sah unsern Schlitten bereit stehen — kehrte wieder zu uns, drückte Herbert, dann mir die Hand; dann fiel er vor Agathen aufs Knie, drückte ihre Hand mit Inbrunst an sein Herz, seufzte tief und sprach mit beklemmter Stimme das Wort Ewig aus. Wir sahen den guten armen Janinsky nicht wieder.

Alle waren wir tief bewegt. Alle hofften wir, er werde zurückkehren. Bald aber erfuhren wir von einem seiner Knechte, er habe sich auf sein Roß geworfen und Sloboda verlassen.

Herbert und ich standen beim Schlitten. Agathe war noch im Hause geblieben. Ich ging zurück, um sie aufzusuchen. Als ich ins Zimmer kam, wo Janinsky von uns gegangen war, fand ich sie schluchzend auf einem Sessel sitzend, mit verhülltem Gesicht. Auf einem Tischchen neben sich hatte sie mit Kreide die Worte geschrieben: „Ewig, Janinsky."

Ich näherte mich ihr und ergriff ihre Hand. Sie erschrak und suchte mir ihren Schmerz zu verheimlichen. Aber ich hatte jene Worte gelesen, worin sie die Geschichte ihres Herzens beschrieb.

„Willst du hier bleiben?" fragte ich.

Sie sprang auf, und zog mich zum Schlitten, ohne ein Wort zu reden. Wir setzten uns ein und fuhren ab.

12.

Es war ein düsterer Wintertag; der Himmel eine einzige graue Wolke, von welcher Schnee und Regen auf uns troffen. Aus den beschneiten Ebenen erhoben sich die dunkeln Waldungen, wie

schwarze Inseln. Dann und wann tönte das melancholische Geläute einer Dorfglocke aus der Ferne. Und Wälder und Wolken und Hütten flogen um uns hin vorüber, wie Gestalten eines einförmigen Traums.

Agathe lag fest an mich geschmiegt. Ich wagte nicht, ihr Träumen und Sinnen zu stören. Das arme Kind war aus dem seltsamen Abenteuer mit einem verwundeten Herzen gegangen. Aus Liebe zu mir hatte sie hingeben, was sie liebte.

O Julie, wie ist unser ganzes Leben ein so träumerisches Gemisch; mehr Schatten, als Wesen; mehr Ahnung, als Genuß! — Da erscheinen wir, ohne zu wissen, woher? und abenteuern eine Zeit lang zwischen Dornen und Rosen hin, und begegnen und begrüßen manche fremde Gestalt, hätten mit mancher gern den Bund des Herzens geschlossen, aber sehen sie verschwinden, nie wiederkehren, und die Fluth der Stunden und das räthselhafte Schicksal führen uns weiter, bis wir müde und satt zusammensinken, un der Rinde unsers Planeten den erborgten Staub wieder zurückgeben.

Man spottet gern jener Empfindungen von ewiger Liebe, von treuer Freundschaft, in welchen die Jugend sich wohlgefällt; man heißt sie Romanen-Schwärmerei, Ueberspannung, Verkünstelung und Empfindelei. — Ich aber will Agathens Thränen nicht zürnen.

Die Jugend ist edler, in Thaten und Empfindungen, als das spätere Alter. Sie wandelt noch in Unverdorbenheit, rein, wie sie den Händen der Natur und den frommen Lehren der Schule entstieg, unvertraut mit Verderbtheit und Gräueln der Menschen; sie will das Große, das Gute; ihr Enthusiasmus ist der ehrwürdigste. — Vom Rauch der Leidenschaft geschwärzt, geht das spätere Alter einher, ist selbst nicht mehr heilig, und sieht daher kein Heiligthum; wälzt sich in Lüsten, oder schwärmt mit rasendem Sinn einem Phantom nach, oder verkauft um Gold die schönsten Gefühle, und heißt Alles, was ihm nicht mehr reizend scheint,

Thorheit und Kindertand. Die Tugend, dem Kinde und noch dem Jüngling und Mädchen heilig, ist ihm Lebensklugheit. Er achtet nicht mehr des Schönen, sondern nur des Nützlichen.

O saget mir doch, da wir nun einmal Menschen sind und menschlich denken und empfinden müssen, welche Schwärmerei ist die edlere? — Ist's das unbändige Streben nach Sinnenkitzel? Ist's das Streben nach Selbstverläugnung, Großmuth, Freundschaft, Treue und Seelengüte?

Lasset unsern Kindern den erhabenen Sinn; tödtet ihn nicht muthwilligerweise früher, als ihn vielleicht traurige Schicksale tödten.

Ich will aber nun, sei denn auch meine Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes, welche sie wolle — ich will dem Tand der entarteten Menschheit auf ewig entsagen; will nicht nach den Schätzen geizen, wenn ich nur mein Leben erhalten kann mit dem Nothwendigen; will nicht nach Weltruhm ringen, wenn mich nur eine Seele herzlich liebt; will nicht den Purpur und den Bettelkittel, sondern nur die Herzen unterscheiden, und hienieden meine Welt mir schaffen, wie sie sein soll, nicht wie sie durch die verwirrende Leidenschaft im unglücklichen Europa ward.

Wir leben nun einmal, o Julie! warum soll ich den Grillen und Meinungen der Menschen dies Leben hinwerfen, und mir es nicht selbst weihen? Warum soll ich die Sklavin ihrer Vorurtheile und ihrer Leidenschaften sein, da mir der Mächtigste von ihnen keinen Schmerz zu vergüten, und keine Stunde neuen Lebens zu gewähren fähig ist, wenn meine Zeit einst ausgelaufen sein wird?

13.

Sobald wir nach zwei Tagen das erste Städtchen — sein Name ist mir entfallen — erreicht hatten, fanden wir daselbst einen

Reisewagen mit allen möglichen Bequemlichkeiten, der uns, wie der Postmeister sagte, schon längst erwartete.

Auch dies war ein Werk der Vorsicht unsers Herberts, damit wir nirgends allzulange aufgehalten würden. Er hatte ohne mein Wissen einen Menschen, Namens Paulowitz, vorausgesandt, unsern Weg zu bereiten; einen Menschen, dessen Treue und Klugheit erprobt waren, der schon viele Reisen gemacht hatte, durch Unglücksfälle aller Art verarmt, ohne Anstellung geblieben war, und jetzt sein Schicksal an Herberts Schicksal unauflöslich knüpfen wollte. Herbert sagte mir, daß uns Paulowitz in Paris erwarte und daselbst unsere Abreise nach Amerika vorbereite.

So eilten wir unaufhaltsam durch das übrige Polen, und reiseten durch Deutschland, ohne an einem Orte länger zu verweilen, als es nöthig war, durch einen nächtlichen Schlummer unsere erschöpften Kräfte zu verjüngen.

Ich las in den Zeitungen die Geschichte meines Todes und Begräbnisses. Meine Flucht aus Petersburg war Geheimniß geblieben. — O ihr meine zärtlich geliebten Aeltern! — Meine einzige Julie! — In den Augenblicken, da ihr noch meinen Tod beweintet, war ich euch so nahe! Ich breitete schluchzend meine Arme nach jenen Gegenden aus, die euch besitzen, und stammelte euch leise unter tausend Thränen mein Lebewohl und meinen Segen zu, was ihr nicht vernehmen durftet. Während ihr euch in Trauerkleider hülltet, betete für euch eure unglückliche Tochter und Freundin um Frieden und Trost zu dem, der allein Trost und Frieden verleihen kann. Ich aber bin für euch eine Todte und werde es bleiben — so will es mein Verhängniß.

Wir erreichten endlich nach einer unaussprechlich langen Reise die Hauptstadt Frankreichs. Hier hatte uns der gute Paulowitz eine angenehme Wohnung zugerichtet; auch erzählte er uns, daß er mit dem Schiffskapitän de la Bretonne, der im Hafen zu

l'Orient sei, um den Preis einig geworden, uns nebst mehrern hundert Deutschen nach Amerika überzufahren. Diese Deutschen waren mehrentheils verarmte Leute, welche ihr Vaterland zu verlassen gedachten, um ihr Glück unter fremden Himmelsstrichen bei der Gründung neuer Kolonien in Louisiana zu finden.

Aber erst im Monat Mai konnte die Abfahrt geschehen. Ich fürchtete während dieser Zeit in Paris entdeckt zu werden. Eben das ungeheure Menschengewühl dieser kleinen Welt, in welchem ich anfangs glaubte, am unbemerktesten leben zu können, ward mir um so gefährlicher, da von allen Nationen Europens Reisende hier zusammenströmen. Wie leicht konnte ich in der Nähe des Hofes von irgend einem Neugierigen erkannt und verrathen werden, der mich einmal in Petersburg oder Wolfenbüttel gesehen.

Vater Herbert, welcher jetzt den Namen de l'Ecluse angenommen, fand meine Besorgnisse sehr gegründet. Wir verließen Paris, um, nach unserer Gewohnheit immer unstät und flüchtig, vor der Abreise noch einige Gegenden des Königreichs zu besuchen.

Aber auch auf dieser Irrfahrt war ich noch vor aller Verrätherei nicht sicher — wo ich am geborgensten zu sein wähnte, war meine Gefahr am größten.

Als wir nämlich in Poitiers uns befanden, fiel es mir ein, in Gesellschaft unserer artigen Wirthin auch einer Abendmesse in dortiger Kirche beizuwohnen. —

Ich betete mit Inbrunst, o meine Julie! für dich und für meine Kinder, und für meine fürstlichen Aeltern. — Ein unerwarteter Anblick riß mich von der Höhe meiner Andacht nieder, und fesselte unwiderstehlich meine Aufmerksamkeit.

Nicht fern von mir stand in den Reihen der Männer — o wie gern schreib' ich seinen Namen, der mich an die fröhlichsten Stunden meiner Kindheit wieder mahnt! — der Chevalier d'Aubant. —

Ich erschrak, und doch konnt' ich meinen Augen nicht gebieten, ihn zu verlassen.

D'Aubant war's, der einst — ach Julie, mit Wehmuth gedenk' ich des Tages, ich feierte dein Geburtsfest, und wir unbesonnene Mädchen durchschwärmten mit kindischem Uebermuth die grüne Wildniß — wie ein Schutzgeist uns erschien in der Verwirrung — — d'Aubant, der nachmals im traurigen Petersburg edel genug dachte, für die Ehre einer zum Spott des Pöbels gesunkenen Fürstin sein Leben zu wagen — dessen Bild ich mir nie denken kann, ohne es vom rosenfarbenen Himmel meiner Kindheit umstrahlt zu sehen — dessen Name ich nie ohne Dankbarkeit nenne, da er für den meinigen sein Blut vergoß, ohne Hoffnung einer Belohnung.

Er war's! — Julie, ich zitterte. In angenehmer, wunderbarer Wärme glühte mein halberloschenes Leben auf. D'Aubant glich in diesen Augenblicken einem holden Genius, der mir noch einmal an den Grenzen des vaterländischen Welttheils erscheinen wollte, wie zum Abschiede, bevor mein Schicksal mich auf immerdar entführt haben würde.

Ich vergaß bei seinem Anblick mich selbst und meine Gefahr. Er bemerkte mich nicht. Sein Gesicht sprach männliche Schwermuth. Du erinnerst dich noch seiner hohen Gestalt, und der zarten, geistigen Sprache seiner Mienen! Oft hatte uns die Erscheinung „des schönen Waldgottes," wie du ihn gern hießest, Stoff zu tändelnden Neckereien gegeben.

O wie ward mir zu Muthe! Ein halbes Jahrzehend meines Lebens schien nicht gewesen zu sein. Ich irrte wieder im Hain von Blankenburg mit dir, und du kränztest mich wieder zum abendlichen Tanz auf dem Lustschlosse mit wilden Feldblumen.

Plötzlich wandte er sich. Er erblickte mich, und ich glaubte in seinen Augen das tiefste Entsetzen zu lesen, welches seine ganze

Seele beim Anblick einer Todtgewähnten füllen mußte. Ich genas von meinen Träumen, und hüllte mein Gesicht in die Falten des Schleiers. Ich war einer Ohnmacht nahe. Wie eine ertappte Verbrecherin sehnt' ich mich nach Flucht und Freiheit. Der Boden glühte unter meinen Sohlen, und die tausend im Tempel Versammelten schienen ihre Augen auf mich allein zu richten, und einander zuzuflüstern: Siehe, dort ist die entwichene Fürstin!

Es war wegen des Gedränges unmöglich, die Kirche sogleich zu verlassen, so sehr ich darum auch meine Gefährtin bat. Und immer blieben D'Aubants Blicke auf mich geheftet; immer begegneten meine Augen den seinigen wieder — und ein Gemisch von Grausen und Wollust durchschauerte mich, wie Gluth und Frost den Fieberkranken.

Sobald ich unsere Wohnung wieder erreicht hatte, ließ ich Herbert rufen. Agathe bemerkte meine Verwirrung, meine Angst; Herbert desgleichen. Ich verheimlichte ihnen nichts. Ich erzählte ihnen von d'Aubant. Er war ihnen dem Namen nach, seit seiner Flucht aus Petersburg, nicht mehr unbekannt. Wir beschlossen einmüthig, die Stadt Poitiers sogleich zu verlassen. Ich hatte in der Nacht keinen Schlummer. Immer wähnt' ich mich verrathen, und das Haus umringt, und mich den Kerkern von Petersburg zugeführt — und mitten in meiner Todesangst stand wieder die Gestalt d'Aubants vor mir, und neben ihm blühte das Elysium meines ersten Lebens, ich konnte dann den Mann nicht hassen, der mich verrathen und ausliefern wollte.

Diese einzige Nacht in Poitiers dünkte mich länger und ereignißvoller, als mein ganzes Leben.

Am folgenden Morgen, eh' es in Osten graute, hatten wir schon Poitiers verlassen.

14.

Sobald der Maienmond begann, wurden wir unter dem Namen einer deutschen Familie, welche nach Westindien zu ihren Verwandten reisete, eingeschifft. Paulowitz hieß nun Paul; Herbert, unser sorgsamer Vater, trug den Namen Walter. Jener hatte, während wir Andern in Frankreichs Provinzen umhergezogen waren, mit bewundernswürdigem Fleiß Alles zusammengekauft in l'Orient, was theils eine langwierige Seefahrt zu verannehmlichen diente, theils uns im fernen Welttheil wohlthun konnte.

Die Kanonen donnerten im Hafen das Lebewohl. Die Winde schwellten unsere Segel auf. Das Schiffsvolk jauchzte. Die Batterien von Portlouis donnerten den Scheidegruß zurück. Das Schiff schwebte, wie geflügelt, über die dunkeln, spielenden Wellen des Ozeans. Die Ufer Europa's wichen zurück.

Agathe stand auf dem Verdeck voll tiefer Wehmuth. Ihre Lippen bebten, wie wenn sie zu dem verschwindenden Welttheil reden wollten; Thränen füllten ihre Augen. Die arme Agathe! Ihre Seele irrte in den Wüsteneien von Polen, und umschwebten den trauernden Janinsky im winterlichen Sloboda.

Herbert hatte sich an einen Mastbaum gelehnt, mit verschränkten Armen und gesunkenem Haupte, in schwermüthiger Stellung. Meinethalben schied er von der mütterlichen Erde, und suchte er in fernen Wildnissen nun das Ziel seines tugendhaften Lebens. Er hörte nicht das Rauschen des Geschützes, nicht das fröhliche Jauchzen der Matrosen. Nur dann und wann schien ein Seufzer seine Brust zu heben.

Und aus dem Gewühl und Lärmen des Schiffsvolks stieg mit einemmale ein feierlicher Kirchengesang, von Männern, Weibern und Kindern. Es waren Deutsche und Schweizer, welche sich eingeschifft hatten, um in Louisiana das Glück zu finden, welches ihnen in der alten Welt nicht lächeln wollte. Sie saßen gedrängt

beisammen, und sangen mit lauter Stimme ihren Psalm zum Gott der Väter, und empfahlen ihm das theure Mutterland, so sie nicht nähren konnte. Und Aller Augen starrten nach dem festen Lande hin, und weinten im Angesicht desselben ihre Abschiedsthränen.

Die Wehmuth übermannte auch mich. Mein leises, glühendes Gebet stieg unter den Liedern dieser Unglücklichen zum Himmel für meine Kinder; und meine Thränen begleiteten die ihrigen.

„Natalie, o Natalie, geliebte Tochter, und du, mein unglückseliger Säugling, dem nicht die zarte Hand der Mutterliebe die Thränen trocknen darf — noch einmal lebet wohl!“ So rief ich, und sah die Küsten Europa's vor mir dunkler werden, und am Horizont verdämmern. Wie ein ungeheurer Sarg ging der heimathliche Welttheil in die Tiefen des Meeres mit all seinen Schätzen und Foltern, mit seinen Thränen- und Freudenstunden. Nur nach meinen Kindern schlug mein Herz in diesem feierlichen Augenblick — auch sie gingen für mich auf ewig unter. Ich schwebte einsam auf dem Ozean, wie ein abgeschiedener Geist, der zu entfernten Bestimmungen hingerissen, schaudernd die Welt vor sich verschweben sieht, wie einen Dunst — die Welt, welche zwar für ihn der Qualen manche trug, aber auch manches Kleinod.

Ich saß, in meinen Empfindungen verloren, auf dem Verdecke. Der Mond war aufgegangen, denn spät am Tage geschah unsere Abfahrt; weit umher herrschte Todesstille; überall nur Well' und Himmel, Dunkelheit und Glanz. Dies furchtbarliebliche Schauspiel fesselte mich durch seine Neuheit, und zerstreute meinen Gram.

Da trat Agathe zu mir, und fragte schüchtern: „Meine Augustine; stör' ich dich? Du bist betrübt. Verfolgt dich schon zu früh die Reue? Verläßest du dein Europa ungern?“

Ich zog das gute Mädchen an mich, und antwortete: „Nein, gern. Denn Niemand liebt mich dort, und Niemand schirmte mich dort. Und was mich liebt und schirmt, begleitet mich zur neuen

Welt. Nur um meine Kinder klag' ich, und meine Julie. Die sind mir verloren. Und hätt' ich sie nicht verlassen, so wären sie mir dennoch verloren. Nun denn, gute Nacht, Vergangenheit! Sei mir willkommen, fremde Zukunft! Ich gehe dir entgegen mit einer reinen Seele. Wer nichts zu fürchten hat, hat nur zu hoffen."

Agathe drückte ihr Gesicht an meine Brust und schluchzte heftiger. „Du weinst?" fragte ich sie: „Sehnst du dich heim?"

Nach einer langen Stille lispelte sie nur den Namen Janinsky.

Meine Augen wurden von Thränen verdunkelt. Ich küßte des Mädchens heiße Stirn und antwortete nicht. Was hätt' ich erwiedern können auf solch ein vielsagendes Wort. — Agathe liebte. Janinsky war der Gott ihrer ersten Leidenschaft. Treu und ergeben hatte sie mir ihre schönsten Empfindungen zum Opfer gebracht, und es erst damals gestanden, als hoffnungslos sie an der Möglichkeit ihres Glücks verzweifelte.

Ja, es ist das höchste Opfer, sein eigenes Herz freudig brechen zu lassen, indem man seine Liebe tödtet. Unterm Himmel beseligt nichts so, als dies Gefühl, welches mit dem Gefühl der Unsterblichkeit so ganz eins ist. Wer seine Liebe opfert, der opfert seine Unsterblichkeit mit dahin. Ohne Liebe ist die Ewigkeit leer und werthlos.

15.

Und wir schwammen nun auf dem hellen, immer bewegten Ozean von Inseln zu Inseln. Wir gewöhnten uns an das unbequeme Leben der Seefahrer; an das betäubende Hin- und Herwiegen des Schiffes; an das rege, wunderbare Einerlei des Weltmeers.

Das Bild des stillen rastlosen Lebens und der Ewigkeit gibt uns keine Landschaft mit ihren Blumenfeldern, kein Gebirg mit seinen unermeßlichen Aussichten in so vollem Maße, als das Meer.

Hier ist Alles Bewegung, und unermüdlich. Unter uns gaukeln die Wellen; um uns flattern die bunten Wimpel des Schiffes; über unserm Haupte schwärmen die Gewölke. Die ungeheure Natur ist bald in leiser, bald in furchtbarer Gährung, und der Mensch, welcher die unbändigen Elemente beherrscht, erscheint nirgends in so gewaltiger Hoheit, wie hier.

Wir sahen die kanarischen Inseln — wir wohnten einige Tage auf Teneriffa, am Fuße des Pik. Schon umgab uns hier eine neue Welt, eine neue Pflanzenschaft, und Menschen von andern Farben. Wir wähnten uns schon weit geschieden von Europa. Agathe klagte leiser um Janinsky, und lächelte wieder wie sonst. Ich hatte Rußland fast vergessen, und Deutschland; die Erinnerung ward schwächer an Alles, was mich einst freute und folterte — ich sah auf die Vergangenheit zurück, wie auf einen langen düstern Traum, oder wie der Geist eines Verstorbenen auf die Geschichte seiner irdischen Wallfahrt.

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich hier noch durch einen Dritten so unerwartet, so überraschend an meine schönsten Lebensstunden, an dich, o meine Julie, an meine ferne, reizende Heimath gemahnt werden würde!

Der Schiffskapitän beschloß plötzlich, mit guten Winden wieder Teneriffa zu verlassen. Eilfertig verließen wir das Land. Wir waren ins Boot gestiegen, und warteten noch auf die Rückkehr des wackern Paul. Er kam odemlos, stieg zu uns ein, und die Matrosen stießen vom Lande.

Julie, und in eben diesem Augenblicke — ich saß mit gegen das Land gewandtem Antlitz — erschien am Ufer ein junger Mann — ganz d'Aubants Gestalt. Ich erschrak — nein, ich kann es nicht Schreck nennen — eine unbegreifliche Mischung von Bestürzung und Freude und Wehmuth war es, die mein Gemüth verwirrte. Ich haschte Agathens Hand — „d'Aubant ist's! gewiß d'Aubant!“

rief ich. Es schien, als hab' er mich gesehen, mich erkannt — aber sein Betragen war mir doch unerklärlich. Er lief am Ufer ängstlich umher; er streckte die Arme über das Meer aus nach uns; — ich hätte wünschen mögen, daß ein Unfall unser Boot getroffen und es zur Rückkehr gezwungen hätte. Wir erreichten das Schiff. Die Anker wurden bei unserer Ankunft gelichtet. Rasch flogen wir in die weite Wüste des Ozeans hinaus; ich stand auf dem Verdeck; ich starrte nach den blühenden Ufern Teneriffa's zurück. Und als die Gestade bläulich verdämmerten, starrt' ich noch immer dahin; und mir war es, als seh' ich noch immer d'Aubants Gestalt, wie sie die Arme ausstreckte, und eine Stimme sagte mir immer, gegen mich! — Und als wir gegen Abend nichts mehr sahen, als den hohen, einsamen Pik, gleich einer Pyramide aus den Tiefen der Gewässer ragend, war mir's, als stehe diese Gebirgssäule am Horizont nur da, um noch die Gegend zu bezeichnen, wo d'Aubant traure.

Paul kannte d'Aubant noch aus Petersburg. Paul erzählte mir, daß d'Aubant es in der That gewesen, der am Ufer erschienen sei; daß er mit ihm einige Worte gesprochen; das d'Aubant nach Amerika reise, um sich in Louisiana niederzulassen.

In Louisiana! — Also auch er ein Unglücklicher?

Fast sollt' ich erröthen über die Theilnahme, welche dieser Mann in meinem Herzen erregt. Denn jeder der Augenblicke, in dem ich ihn gesehen, hat nun in meinem Gedächtnisse einen hohen Werth. Es ist aber nicht er, von dem ich mit wehmüthiger Ruhe, mit einem Gefühl wie Sehnsucht, so gern träumte; es ist die Zahl meiner Blüthenstunden, in denen er mir zum ersten Mal erschien, die ich betraure. Jetzt, von meiner ehemaligen Welt geschieden, ist mir jede Kleinigkeit von ihr so neu, so wichtig! — So gibt uns eine am Fenster blühende Pflanze in rauhen Wintertagen des Nordens höheres Vergnügen, als eine Flur voller

Blumen im Sommer. Ach, Julie, ich will d'Aubants gern gedenken. Es ist das einzige, wie mein Herz sich eines Dankes entbürdet, welchen es dem edeln Manne schuldig ist, der für meine Ehre sein Blut vergoß. Die Erinnerung an ihn ist Erinnerung an dich und an mein verlornes Himmelreich.

16.

Geschrieben in Port au Prince.

Dem guten Herbert wollte die Seeluft übel. Er war uns erkrankt. Wir trauerten um ihn, wie um einen Vater. Mit Freudenthränen dankt' ich Gott, als wir nach der langen, ewigen Fahrt endlich wieder festes Land erblickten. Es war St. Domingo, die reichste von allen Inseln Westindiens, rings von Felsen und gefahrvollen Klippen umgürtet. Unser Schiff landete. Ich verließ mit den Wenigen, welche mir in die fremde Welt folgten, das Schiff, und wir kehrten nicht wieder zurück. Denn Vater Herbert liegt hier schon seit zwölf Wochen krank.

Weh' mir, wenn ich ihn verliere! Er ist mein zweiter Vater, mein Lehrer, mein Schutzgeist, mein Führer. Ich würde allein stehen in der Einöde der weiten Welt. Agathe ist ein holdes Kind, und bedarf selbst des Rathes und Schirmes.

O Alexis! Alexis! Dahin treibst du mich, mein Gemahl! Fern von meinen Kindern, fern von meiner Heimath irr' ich, die Tochter Wolfenbüttels, unter fernen Zonen. Meinem Tode konntest du keine Thränen weinen — was würde dein Herz fühlen, wenn du die Verlassene hier erblicktest?

Wir bewohnen ein artiges Landhaus am Meere, nicht weit von der Stadt; es gehört einem begüterten Kolonisten. — Er ist ein alter, biederer Mann, immer an fröhlichen Einfällen reich. Seine an einen jungen Pflanzer vermählte Tochter besorgt die häus-

lichen Angelegenheiten. Sie ist Mutter zweier liebenswürdigen Knaben, die dem alten Großvater viele Lust machen. Wir sind in dieser Familie bald einheimisch geworden. Wir lieben uns, wie wenn wir uns schon seit vielen Jahren kennten. Besonders hängen die beiden schönen Buben an mir. Auch ich bin Mutter; ach, und die Küsse, welche ich an ihnen verschwende, gelten den fernen geliebten Engeln, von denen ich nie den süßen Mutternamen hören darf. — O Julie, was ist bitterer, als die Wehmuth einer unglücklichen Mutter?

Man wendet alle Kunst an, uns Pilger in St. Domingo zu fesseln. Täglich ermahnt man uns, daß wir uns hier niederlassen sollen. Der alte Deroy, so heißt unser freundlicher Wirth, will uns in seiner Nachbarschaft eine schöne Pflanzung verkaufen.

Nein, wir sind noch zu nahe an Europa; allwöchentlich erscheinen hier Schiffe von jenem mir so furchtbar gewordenen Welttheil. Die Neugier der Reisenden durchspürt die ganze Insel. Wie leicht könnt' ich entdeckt und verrathen werden!

Ich will nach Louisiana. Dahin zieht mich meine Sehnsucht. Dort werd' ich im Schatten tausendjähriger Haine verborgen und vergessen leben; dort werd' ich mir ganz gehören. Und vielleicht — o Julie! süß ist mein Wahn — ich bin in jenen Wildnissen dann so einsam nicht, mir ist's, wie eine Weissagung, so mir geschehen.

Was hab' im Arme, womit ich meinem dürftigen Leben Reiz gebe, als Träumereien? Ich will an den bunten Hoffnungen hangen mit kindlicher Begier, und würden sie auch nie erfüllt.

Sobald Vater Herbert genesen ist, suchen wir Louisiana's Haine auf.

17.

O wunderbare Allmacht der Liebe! — Was kein Mensch glauben, keiner träumen kann, ist geschehen. Julie, ich taumle vor

Freuden. Der Geliebte Agathens, der gastfreundliche Pole Janinsky, ist in St. Domingo. Er hat mit unbegreiflichem Glück unsere Spur durch ganz Europa und über das Weltmeer hin verfolgt, nachdem er sein Hab und Gut in Geld verwandelt hatte. Es ist etwas romanhaft. Aber sei es doch, wenn sich der Mann nur glücklich fühlt in seiner Schwärmerei. Fast vermuth' ich, daß Agathe mit ihm mehr im Einverständniß gewesen, als sie mir wissen ließ, daß sie vielleicht ihm selbst, ihrem Theseus, den leitenden Faden durchs Labyrinth gab, wie eine andere Ariadne.

Genug, er ist da. Aus der Stadt kam ein Bote an den Herrn Walter. Herbert trägt diesen Namen in St. Domingo. Der Mensch brachte ihm einen Brief. Herbert war noch zu schwach, ihn selbst zu lesen. Agathe und ich standen vor seinem Bette. Ich öffnete den Brief und las ihn vor. Ehe ich vollendet hatte, sank Agathe fast bewußtlos nieder. Janinsky kündigte sich selbst in diesem Schreiben an.

Sobald das gute Mädchen genesen war, hielten wir Raths zusammen. Agathe aber sprach nichts. Sie setzte sich, den Brief in der Hand, ans Fenster; stumm und in tiefer Gemüthsbewegung saß sie da. Sie starrte nur den Brief an, las ihn aber nicht. Ich fürchtete für ihre Gesundheit. Ich wollte sie beruhigen; sie hörte mich aber nicht; sie sah nur das todte Blatt an, und stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus.

Ich schrieb in Herberts Namen die Antwort an den kühnen Abenteurer, und bat ihn, seinen Besuch noch um einige Tage zu verschieben, weil Agathe allzubewegt sei. Noch hatt' ich nicht vollendet, als sich die Thür öffnete. Janinsky trat selbst herein. Ich erschrak. Agathe sprang mit einem Schrei vom Sessel auf, ward todtenbleich, wankte ihm, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine Sterbende entgegen, die die letzte Ruhe sucht, und fiel ohne Bewußtsein in seinen Armen nieder.

Mit Mühe brachten wir sie ins Leben zurück. Erst am folgenden Tage konnte sie ihren Freund mit Ruhe sehen und sprechen.

Der kranke Herbert wollte dem Janinsky Vorwürfe machen. „Nein," rief Janinsky, „es ist an mir, Ihnen Vorwürfe zu geben. Warum erschienen Sie mit Ihrer liebenswürdigen Tochter in meiner Einöde, und raubten mir auf immerdar Freude und Ruhe? — Ich hatte sie gesehen, ich liebte sie, und die Ueberzeugung, daß ich Agathen nicht unglücklich liebe, machte mich noch elender. Es ist mir, aller Ihrer Vorstellungen und Verheimlichungen ungeachtet, gelungen, Sie auszuforschen. Ich bin nun da. Wollen Sie noch ferner hartherzig sein? Wollen Sie nicht mein Vater werden, wohlan, so verstoßen Sie mich. Aber ich werde Sie durch alle Welttheile verfolgen, wie Ihr Schatten, bis Sie von meiner Ergebenheit, von meiner Standhaftigkeit gerührt werden. Verschmähen Sie mich als Ihren Sohn — nun, so will ich Ihr Sklave werden. Sie winden sich nicht wieder von mir los."

So ungefähr sprach der Mann, und wie er's sprach! Seine ganze Miene war Seele. Triumph, Entzücken, Wehmuth und Besorgniß sprachen in gleichen Augenblicken in seiner Stimme, in seinem Lächeln, und in der Thräne, die von seinem flammenden Auge fiel, wie ein Lichtfunken.

Herbert sah mich an, mit einem stillforschenden Blick, und reichte dem Janinsky freundlicher die Hand. „So viel Treue ist wohl des höchsten Lohnes werth!" sagte ich. — Janinsky fiel mir zu Füßen, bedeckte meine Hand mit brennenden Küssen, und rief: „Verlassen Sie mich nicht! verstoßen Sie den unglücklichen Janinsky nicht!"

Und als Herbert sprach: „Wohlan, Janinsky, ich gebe Ihnen meine Tochter, wenn meine Tochter Ihnen Liebe geben kann!" sprang Janinsky auf, und redete wie ein Begeisterter, oder wie

einer, dessen Sinne verwirrt waren. Er weinte, er lachte, er erzählte von den Gefahren seiner Reise, er rief Agathens Namen, er bat um ihre Liebe, ungeachtet Agathe nicht mehr zugegen war, er überhäufte Herbert und mich mit Dank und Segen, schilderte einen Sturm, den er auf dem Meer ausgestanden, und faltete dann wieder die Hände gen Himmel, als wollt' er Gott Dank sagen für das erreichte Ziel.

Es war nicht mehr daran zu denken, den hochbeglückten Schwärmer nach der Stadt zurückzusenden. Wir behielten ihn im Hause.

Am folgenden Tage gab ihm Agathe die Worte der ewigen Liebe, und mit erröthenden Wangen den belohnenden Kuß für so viel unglaubliche Treue.

Wie sie beide nun hochbeseligt sind! — Ich finde in dem Glücke dieser Liebenden mein eigenes Glück blühen. — Janinsky will mit uns sich anbauen in der schönen Louisiana. Unaufhörlich träumen wir von dem Elysium, so unser harret.

18.

Langsam kehrte Vater Herberts Gesundheit endlich wieder zurück. Schon konnte er, nach sieben peinlichen Monaten, das Krankenlager wieder verlassen — wir beschlossen, sobald er vollkommen hergestellt sein würde, die Vermählung der beiden Liebenden zu feiern.

O meine Julie, nun nehm' ich die Feder, dir eine der fürchterlichsten meiner Lebensstunden zu beschreiben.

Auf Erden soll keine Freude reifen; unser Herz sich an keine Lust hängen. Die Hoffnung, welche wie ein neugebornes Kind zartlächelnd an unserm Herzen ruht, wird von dem tückischen Dolch der nächsten Stunde getödtet. Wir gehören nicht dieser Welt an. Sie selbst stoßt uns mit grausamem Ernst zurück, wenn wir sie

liebgewinnen möchten. Ueber den Sternen ist unsere Heimath, nicht unter denselben! sagt der gute Herbert, wenn er mich trösten will. Ach! und was können wir für unsere Schwäche? Warum tragen wir das fühlende Herz in der Brust?

Janinsky, Agathe, Frau Almas, die Tochter des alten Dervy, mit ihren beiden schönen Buben August und Karl, und ich, gingen am Nachmittag durch die fruchtbaren Felder. Nächtlicher Regen hatte die Luft erfrischt und ein kühler Ostwind blies über das Meer her. Wir streiften durch die Zucker- und Indigopflanzungen, sahen den Arbeiten der Sklaven zu, und kehrten nachbarlich in manche Hütte ein.

Von langem Wandern ermüdet, ruhten wir auf weichen Rasen aus unter Cacaobäumen und den ulmenblättrigen Guazumen. Die Sonne war schon hinter den Hügeln niedergesunken, ihre letzten Strahlen flimmerten röthlich an den Gebüschen und Felsen. Ein gewürzhafter Duft von tausend unbekannten Kräutern strömte uns im Zuge des Ostwinds an.

Da sagte Janinsky: „Warum ist diese Herrlichkeit so vergänglich? Warum gewährt uns der Himmel nicht schon ewiges Leben? Wir sind berufen, das wundervolle Schauspiel zu sehen, und ehe wir's noch ganz genießen können, ist der Vorhang schon wieder gefallen."

„Das Leben hienieden ist nur der Prolog des ewigen Schauspiels!" erwiederte ich ihm: „Er kündigt nur an, und reizt unsere Erwartung auf das Folgende. Ist der Prolog so reizend, wie sollen wir nicht mit Begier wünschen, daß der Vorhang falle, damit das Schauspiel selbst beginne?"

Janinsky drückte Agathens Hand an seine hochschlagende Brust; und sie lächelte zärtlich auf den theuern Liebling hin. „Sollen wir wünschen, daß der Vorhang falle?" fragte sie ihn.

„Ich habe genug empfangen, Agathe!" rief er: „Denn Agathe

liebt mich. Und mein höchstes Ziel ist errungen; glücklicher kann die Welt mich nicht mehr machen. Früher oder später, immer aber einmal müssen wir hienieden enden; gepriesen sei der Mensch, welcher mitten unter seinen Freuden entschlummert! Und ist dies Leben nur der Prolog, o meine Agathe, was werden wir uns im Ewigen sein!"

Unter solchen Gesprächen verflogen die Minuten und Stunden. Der aufgegangene Mond und die wachsende Dunkelheit mahnte uns an den Heimweg.

Wir wählten den kürzesten Pfad, der längs dem Meergestade führte, die Knaben sprangen munter davon.

Ein plötzlicher Sturmwind erhob sich, noch ehe wir die Wohnung erreichen konnten. Gesträuche und Bäume brauseten wild; der Staub wirbelte in großen Wolken von der Erde himmelan; die Wellen schlugen mit dumpfem Geräusch an die Klippen. — Der Aufruhr der Natur ward von einer Sekunde zur andern entsetzlicher. Wir verdoppelten unsere Schritte; wir waren von der Wohnung sehr entfernt.

„Meine Kinder! meine Kinder!" seufzte Frau Almas ängstlich.

„Sie sind gewiß schon daheim!" sagte Janinsky: „Denn sie haben uns schon längst verlassen."

„Und sie kennen den Weg!" setzte die junge Mutter hinzu, um sich selbst zu beruhigen.

Die Gewalt des Sturmes warf uns schier nieder. Mondenschein, Finsterniß und Staubwolken blendeten uns, daß wir kaum sahen, wohin wir traten. Das Meer brüllte ungestümer, und von den wankenden Bäumen stürzten zerrissene Zweige.

Es war mir, als zittere das Erdreich, als wolle der gewaltige Orkan die Felsenwurzeln St. Domingo's vom Grund des Ozeans losreißen und das Eiland zermalmen.

„Noch eine Viertelstunde!" sagte die junge Almas, welche

uns den Weg zeigte. Mutterzärtlichkeit machte sie behend und muthig. Sie flog immer weit vor uns hin durch Nacht und Sturm; kaum konnten wir sie ereilen. Wenn wir ihr nahe waren, hörten wir sie nur die Worte lispeln: Meine Kinder! meine Kinder!

Plötzlich stand sie still, rang die Hände und rief: „O mein Gott, diesen Weg so hart am Meere dürfen wir nicht gehen. Bei der Fluth und bei solchem Sturm stürzen oft große Wellen über den schmalen Fußpfad. Zurück." — Noch ehe wir einen Entschluß fassen konnten, rief sie wieder: „Doch ich will erst dahin zur gefahrvollen Stelle, um zu wissen, ob meine Kinder hinüber sind.

Sie ging; wir folgten ihr. Als wir zwischen den Felsen hervortraten, deren Wände uns kurze Zeit gegen die Windstöße geschirmt hatten, öffnete sich vor uns das kochende Meer, welches hoch empor ging, und von Zeit zu Zeit eine große Woge gegen die Klippenmauer jagte, an welcher sich der Fußpfad hinzog. Die Wellen eilten mit erschütternder Furchtbarkeit vom Meere gegen das Gestade, hundert neben hundert, wie ergrimmte Streiter, welche eine feste Burg erstürmen und wüthend über die Leichname ihrer gesunkenen Vorreihen hinrennen. Der bleiche Mond sah durch die fliehenden Wolken des Himmels, und zündete mit Grausen zum Kampf der empörten Elemente. — Ich zitterte an Janinsky's Armen; Agathe bebte von Aengstigungen beklemmt. Janinsky aber tröstete uns liebreich.

Als wir der Stelle nahe gekommen, gebot er uns, stille zu stehen. Kaum konnten wir in dem betäubenden Lärmen der Fluthen unsere Worte hören.

„Still!" rief die bebende Almas: „Ist das nicht Wimmern eines Kindes?"

Uns allen ging ein kalter Schauer durchs Gebein. Wir horchten; wir vernahmen deutlich ein ängstliches Stöhnen; aber wir

sprachen zur bangen Mutter: „Nein, wir hören es nicht. Der Wind pfeift in den Klippen und Gebüschen.“

„Ich aber muß hinüber!“ rief die verzweifelnde Mutter. Janinsky ergriff sie, und indem die letzte Woge abfloß, trug er sie eilends über den Pfad in Sicherheit. Dann kam er wieder, haschte den glücklichen Moment, und trug seine Agathe dahin. Er kam wieder und nahm auch mich.

Drüben im Hause saß der kleine Karl schon am Fenster und weinte; und seine Mutter lag vor ihm auf den Knien in Todesangst und rief: „Aber wo ist dein Bruder August?“ Der Knabe schluchzte und deutete mit der Hand auf die schäumenden Wellen hinaus.

„Allmächtiger Gott!“ schrie sie, und sprang auf und streckte die Arme gegen das Meer, als fordere sie dem tauben Ozean den kostbaren Raub wieder ab. Indem trat der Mond abermals aus den Wolken. Da sahen wir deutlich, nicht weit vom Ufer, den armen August im Wasser. Er hielt sich mit seinen kleinen Armen festgeklammert an einem zerbrochenen Baumstamm, der in den Wellen hing. Von Zeit zu Zeit rauschte eine Woge über ihn hinweg.

Als seine Mutter ihn erblickte, flog sie mit ausgebreiteten Armen der daherströmenden Woge entgegen, und stürzte sich ins Meer, den holden Liebling ihrer Seele zu retten, uneingedenk ihrer schwachen Kraft. Heulend schlugen die Wellen über sie zusammen. Wir alle standen erstarrt. Ich taumelte ohnmächtig gegen die Felswand.

Nur der edle Janinsky behielt seine Geistesgegenwart. Er beobachtete die Fluth, bat uns, ruhig zu sein, und sprang, als er die Kleider der armen Almas über den Wellen erblickte, behend ins Wasser.

Agathe schlug schaudernd ihre Arme um meinen Nacken. Alle Kraft verließ sie. Sie sank, einer Entseelten gleich, an mir nieder auf die feuchte Erde. Ich schrie bald den Namen der Almas,

bald den Namen Janinsky. Und als ich sah, wie Janinsky, mit den Wellen hadernd, deren Gewalt besiegend, die Kleider der Almas faßte, und seine Beute gegen das Ufer führte, schlug mein Herz wieder hoch und freudig.

Indem die bebende Almas von Janinsky ans Land gebracht und zu meinen Füßen niedergelegt ward, erschienen auch ihr Gatte und ihr Vater, welche sorgenvoll ausgegangen waren, uns zu suchen. Sie hatten mein Geschrei vernommen, ihre Schritte beflügelt, und eilten nun, die halbtodte Frau und Agathen ins Leben zu bringen.

Janinsky aber säumte nicht in seiner erhabenen, schrecklichen Arbeit. Zum andernmal warf er sich wieder ins Meer. Noch schwebte winselnd der Knabe mit den letzten Kräften am hangenden Zweige. Jede über ihn hinrollende Fluth drohte ihn wegzuspülen. — Sein Retter erschien, riß ihn herab vom Baum, kämpfte sich mit ihm gegen das Gestade zurück, und als er nahe genug war, schleuderte er ihn mit unglaublicher Macht aufs feste Land hinauf, wo ihn sein Vater empfing.

Aber die Wogen wälzten Janinsky vom Ufer zurück — noch einmal streckte er den Arm empor aus einer Welle — und wir sahen ihn nicht mehr.

O Julie, wir sahen ihn nicht wieder. Wir erhoben ein fürchterliches Geschrei. Sturm und Wellen heulten mit uns. Aber der Edle blieb verschwunden — unser Geschrei, unser Suchen blieb vergebens.

Man holte Sklaven herbei und Fackeln, Seile und Leitern. Einige Neger wagten ihr Leben im Meer, den Verlornen zu finden. Der Greis Deroy versprach dem Sklaven die Freiheit zum Geschenk, der uns Janinsky bringen würde. Er bot den Preis umsonst.

Wir Weiber wurden in die Wohnung geführt, nebst den Kindern. Die Männer setzten ihre Nachforschungen fort. Ach! erst

am fünften Tage nachher fand man Janinsky's Leichnam an einer, von dieser Stelle, wo wir ihn zuletzt sahen, weit entfernten Klippe.

So ward der Tod in den Wellen der Lohn seiner heroischen Tugend. So hatte der edle Mann nun Heimath und Alles verlassen, hatte voll treuer Liebe Länder und Meere durchirrt, hatte die Geliebte wiedergefunden vom günstigen Gestirn geleitet, um vor ihren Augen sein Leben zu schließen.

19.

Fünf traurige Monden sind verflossen seit Janinsky's Tode. In wenigen Tagen sollen wir zu Schiffe gehen, nach Neu-Orleans. Herbert, wiewohl nicht ganz hergestellt, ist doch stark genug, die Mühseligkeiten einer neuen Seereise zu wagen. Das ungesunde Klima St. Domingo's würde ihn tödten, wenn wir länger zögerten.

Und meine Agathe, die unglückliche Braut, hat ihren Kampf gekämpfet und obgesiegt. Sie mehr als ich, sehnt sich in die Einsamkeit von Louisiana hin, um dort ihren Janinsky mit eben der unüberwindlichen Liebe zu betrauern, mit welcher er sie einst liebte. Sie ist ein schönes Bild der Wehmuth, und mir liebenswürdiger, denn jemals.

Gute Nacht denn, Weltgetümmel, aus welchem wir Alle scheiden mit verwundetem Herzen! — Empfanget mich, ihr stillen Wildnisse der Fremde, und gebet mir die längst entbehrte Ruhe. Dort hört der furchtbare Wechsel der Schicksale auf. Unsere Tage verfließen dort in milder Einförmigkeit, wie sanftes Träumen, in klösterliches Stille, bis sie unsern Staub in den friedlichen Schoos der Ede senken.

Wenn die dunkelrothen Gluthen des Morgens durch den Wald brechen und der Gesang der Vögel erwacht, will ich betend meine

ersten Stunden dem Vater des Weltalls weihen, dann in häuslichen Geschäften Mittel suchen, das Leben derer zu verschönern, welche mir in die Einöde folgten mit Selbstverläugnung. Ich werde sie alle froh sehen; und was kann meinem Frieden mangeln, wenn sie lächeln? Ich will die Wunder der Natur studiren; Bildung, Eigenschaften und Kräfte der reizenden Pflanzenwelt untersuchen, von der hohen Zeder bis zum Moose, von der Palme bis zum Grashalm. So werd' ich Gott sehen, so werd' ich ihm vertrauter werden. Bald will ich ein ödes Feld urbar machen, bald einsame Spaziergänge schmücken, um meine Geliebten zu überraschen; bald die Arbeiten und Tagwerke der Insekten belauschen; bald mich an der erhabenen Melodie des donnernden Stromfalles ergötzen.

Und wenn die Nacht mit ihrer begeisternden Herrlichkeit die Fluren Louisiana's beschleicht, wenn das Firmament seine tausend Sonnen enthüllt, und ein ernster Geist durch die verstummte Welt zieht: dann will ich der Ewigkeit meine Betrachtungen, meine Hoffnungen weihen. Sie wird mir nicht mehr fremd sein. Mein Auge wird im Tode einst unter einer Freudenthräne brechen.

Seid mir gegrüßt, ihr heiligen Wildnisse, die noch der Ehrgeiz, die Wollust und der Golddurst keines Europäers entweihte! Nehmt mich auf in eure kühlen Schatten; ich gehöre nicht mehr dem Getümmel der Welt und ihrer Leidenschaft; ich werde fortan leben in meinem harmlosen Selbst.

Drittes Buch.

1.

Der Chevalier d'Aubant an seinen Freund Bellisle.

Christinenthal, 24. April 1718.

Sie werden glauben, geliebter Bellisle, ich sei vom Ozean längst verschlungen, oder von den Indianern seit Jahr und Tag schon erschlagen und verzehrt, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb. Denn ich sehe aus meinem Tagebuch, es sind fünfzehn volle Monate verstrichen, seit ich Ihnen meinen letzten Brief von Bilori aus zusandte. Aber wenn man eine neue Welt erobert und neue Staaten gründet — wenn in diesen neuen Staaten noch dazu alle Diligencen, Posten und Kurriere fehlen, so werden Sie mich wohl entschuldigen können. Rechnen Sie noch die kleine Eitelkeit, daß ich Ihnen nicht früher, als aus meinen eigenen Besitzungen, schreiben wollte. Doch was sag' ich *meinen*? — Nein, so großmüthig Sie sich auch verheimlichen und verstellen, *Ih'nen* allein bin ich dies Alles schuldig; *Sie* machten mich durch Ihr Darlehen zum glücklichsten Mann der Welt — und so schreib' ich Ihnen nicht aus meinen, sondern aus *Ihren* Staaten. Sterb' ich, so falle Ihnen Alles anheim, und wenn Sie wollen, noch früher.

Ungeachtet, daß ich Selbstbeherrscher und König von Christinenthal, Bundesgenoß eines mächtigen Nomadenstammes von eingebornen Indianern bin, hab' ich noch dazu die Ehre, Schutzherr einer europäischen, und Schutzherr einer indianischen Kolonie in meiner Nachbarschaft zu sein, deren Haupt sich König nennt. So könnt' ich denn auch wohl mit allem Rechte den *kaiserlichen Titel* annehmen, wenn man hier zu Lande nicht über die Albernheiten der europäischen Spießbürger längst hinweg wäre.

Ich habe Ihnen viel zu erzählen, unter anderm auch, wo denn eigentlich unterm Monde mein, oder vielmehr Ihr berühmtes Kaiserthum gelegen sei? Denn auf den Landkarten werden Sie es leider noch nicht finden, ungeachtet es, was die Größe anbetrifft, nie verschwiegen werden kann; aber dazu muß ich Ihnen meine ganze Robinsonade erzählen.

Als wir von Pensacola absegelten, längs den Küsten von Westflorida, erwarteten wir Ausgewanderten alle mit ungestümem Verlangen den prachtvollen Anblick des hochgelobten Louisiana. Wir träumten uns schon die malerischen Ufergegenden, mit ihren grünen Hügeln, reichen Fluren und ungeheuern Waldungen aufs schönste vor, und beschlossen so im Vorbeifahren die behaglichsten Landungsplätze, und was sonst sich zur Errichtung einer Pflanzstadt eignen würde, sorgfältig zu bemerken. Aber, ach! wir fanden uns abscheulich getäuscht. Von Pensacola hinweg dehnt sich eine lange, kahle, niedrige Küste von fünfzig bis sechezig Stunden hin; überall nur todter Sand, auf welchem hin und wieder eine verkrüppelte Meerkiefer und magere Gesträuche grünten.

Der Kapitän landete endlich in der allertraurigsten und unfruchtbarsten Gegend dieser Küste Da lagen einige erbärmliche Hütten umher, worin etliche halbnackte, halbverhungerte Menschen wohnten, Ueberbleibsel einer frühern, hier angelegten Kolonie. Bei diesem Anblick entfiel uns Allen der Muth; wir sahen einer traurigen Zukunft entgegen; unsere stolzen Erwartungen schlichen demüthig neben der Wirklichkeit hin. Es fehlte wenig, daß nicht viele Ausgewanderte wieder mit einem Schiffe nach Europa zurückgekehrt wären, welches eben von Bilori absegeln wollte zum vaterländischen Welttheil.

Der Kapitän unsers Schiffes sprach uns indessen Allen Trost zu. „Wartet doch“ rief er, „bis ihr Neu-Orleans gesehen habt! In dem gräßlichen Bilori ist doch unsers Bleibens nicht.“ — Was

war zu thun? Wir folgten. Ich gab dem zurückkehrenden Schiff meinen letzten Brief an Sie nach Europa mit.

Endlich erreichten wir die Mündung des ungeheuern Mississippistroms, von welchem jetzt alle Zungen Europens sprechen. Er bietet viele Einfahrten dar; aber die meisten haben nur wenig Wasser, vielen fehlt es zu gewissen Jahreszeiten ganz daran. Das Ufer ist überall flach und niedrig, und scheint weit umher, so wie der größte Theil der Küste, erst durch das Meer und den Strom gebildet worden zu sein. Man findet dort beinahe keinen Stein, sondern Alles ist Schlamm, Sand, Schilf und verfaultes Holz, wie es der Mississippi von seinen entfernten, noch nie gesehenen Quellen, bis hieher, in einer unermeßlichen Strecke aufnahm und gegen den Ozean ausspülte. Dieser sumpfige Boden rings umher trägt nichts, als eine außerordentliche Menge Schilfrohr, welches sich von Jahr zu Jahr zu vermehren scheint, und undurchdringlich wird. Hierin verwickeln sich die vom Mississippi weggefluthеten Baumstämme, welche er, oder die Faust des Sturmes in unbekannten Gegenden abbrach; Schlammerde und Sand setzten sich in die Zwischenräume, und so erweitern sich die seichten Ufer unaufhörlich, oder es formen sich in dem Ausfluß des Mississippi große Inseln voll Schilf und Binsen, welche der Aufenthalt von allerlei Ungeziefer werden, und in heißen Jahreszeiten die Luft weit umher mit ihren abscheulichen Ausdünstungen verpesten.

Dies gab uns auch von dem Paradiese, Neu-Orleans genannt, keine reizende Vorstellung. Wir aber waren noch nicht da! — Wir segelten in den Mississippi ein; zehn bis zwölf Stunden weit sahen wir aber immer nicht mehr, als das flache, unwirthbare, schlammige Ufer, mit Binsen, Rohr und einigen Stauden besetzt. Oft hatten wir Mühe, uns Bahn durch die ungeheure Masse von in einander verwickelten Baumstämmen zu brechen, welche den breiten

Fluß ganz überdeckten. Um schneller fortzukommen, wurden die Boote ausgesetzt.

Aber auch mit den Booten, die zum Segeln und Rudern eingerichtet waren, ging's unerträglich langsam. Immer hatten wir mit dem schwimmenden Treib- und Flößholz zu ringen, und die eingetretene Windstille bei einer sehr heißen Witterung leistete uns ebenfalls schlechte Dienste. Indessen verbesserten sich an beiden Seiten die Ufer, denn sonst hätte ich ganz Louisiana bald für ein Schilf- und Schlammmoor gehalten. Rechts und links erhoben sich dicke, finstere Waldungen, die uns ein heiliges Grausen einflößten. Kein Sonnenstrahl durchdringt sie. In meinem Leben hab' ich keine so hohen und starken Bäume in so ungeheurer Masse beisammen gesehen. Auch fehlte es nicht an allerlei wilden Früchten, an einer Menge unbekannter Vögel, an mancherlei Rothwildpret, welches wir von Zeit zu Zeit über die von Gebüschen umfangenen Wiesen irren sahen.

Nach zwei Tagen endlich, denn unsere Fahrt ging immer im Zickzack, gelangten wir durch eine Flußenge, die man die englische heißt, nach Neu-Orleans.

Als man uns sagte, wir seien nun an Ort und Stelle, rieben wir uns sehr verwundert die Augen; denn aller Mühe ungeachtet, konnte keiner von uns Neu-Orleans entdecken, oder was sonst einem so berühmten Ort ähnlich sah. Am östlichen Ufer des Flusses, wo er eine weite Krümmung bildet, in welcher alle Schiffe landen können, standen überall zerstreute Hütten, von Holz und Rohr aufgeführt. Hin und wieder zeigte sich auch wohl ein Gebäude, von Holz und gebranntem Thon errichtet, was etwas europäischere Physiognomie hatte. Man erklärte mir den Mangel aller großen und massiven Häuser damit, daß der Boden nicht Festigkeit genug habe, schwerere Gebäude zu tragen. Das war nun die Hauptstadt von Louisiana.

Mein treuer Claude wollte das noch immer nicht glauben. Von einer Hauptstadt erwartete er wenigstens ein paar Dutzend Kirchthürme schon in der Ferne entdecken zu müssen; antike Thore, Marktplätze und Paläste, und großes Leben und Getümmel in den Hauptstraßen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Herr, für diese Hauptstadt gebe ich keinen Sou. Das Dorf, worin ich die Ehre hatte, geboren zu werden, wäre, wenn's hier stände, ein wahres Paris.“

Ich dachte es auch; allein was war zu machen? — wir wurden alle dem Gouverneur vorgestellt. Ich überreichte ihm meine Empfehlungsbriefe. Er war sehr höflich, und drang darauf, vorläufig in seiner Wohnung mich beherbergen zu lassen, bis ich mir nach Gefallen eine Gegend zu meiner Ansiedelung gewählt haben würde. Ausschlagen ließ sich das nicht wohl; denn an Wirthshäusern fehlte es in New-Orleans überall. Die übrigen Emigranten mußten sich, um Dach und Fach zu haben, Baracken bauen. Die armen Leute machten saure Gesichter. Es schien ihnen nicht besser, als meinem Premierminister, Claude, ergangen zu sein.

Der Gouverneur war sehr gefällig gegen mich. Er ist von einer angesehenen, aber in Vermögensumständen zurückgekommenen Familie in Frankreich. Er betrachtet seinen Aufenthalt hier wie ein Exil. Wahrscheinlich hatte er sich auch größere Hoffnungen gemacht, und von den ungeheuern Goldminen von St. Barbara, welche in Europa so berühmt sind, von denen aber hier zu Lande kein Mensch weiß, ansehnliche Schätze zu ziehen gemeint. Seine Gemahlin spricht mit Entzücken und Thränen unaufhörlich von Paris, und findet das Leben hier zwischen den wilden Einwohnern des Landes und glücksritternden Emigranten aller Nationen sehr langweilig. Ihre Tochter Adelaide, eine junge, naive Schönheit von sechszehn Frühlingen, scheint sich im fremden Welttheil am meisten zu gefallen. Sie baut ihren Garten, tanzt mit sich selbst,

wenn Niemand mit ihr tanzt, will einen alten Neger französische Opernarien singen lehren, und spielt die Guitarre allerliebst. Ich habe das holde Kind nun aber, da ich Ihnen dies melde, seit einem Jahre nicht gesehen; sie schreibt mir indessen dann und wann einen artigen Brief, zankt und versöhnt sich mit mir, übt alle ihre kleinen guten und bösen Launen an mir aus, wie wenn ich ihre Puppe wäre. Und ich verdenk' es dem lieben Mädchen nicht, und bleibe ihm nichts schuldig.

Gleich die ersten Tage nach meiner Ankunft wendete ich daran, die Gegend zu untersuchen, um mich irgendwo anzunisten. Meine Reisegefährten, die mich als ihren Chef ansehen wollten, quälten mich vom Morgen bis zum Abend, daß ich für sie sorgen solle. Sie waren alle muthlos, standen betrübt umher, und stocherten die Zähne.

Mir gefiel es überall nicht; ich begreife es auch nicht, wie man sich's einfallen lassen konnte, den Hauptort Louisiana's, diesen Mittelpunkt aller Verbindungen, welchen Frankreich mit seinen hiesigen Kolonien haben soll, in einer solchen Gegend zu gründen, dreißig Stunden vom Meere entfernt.

Neu-Orleans liegt auf einer großen Insel, die ungefähr fünfzig bis sechszig Stunden lang sein mag. Sie wird vom Missisippi, vom Meer, vom Landsee Pont Chartam und vom Manchac, einem Abfluß des Missisippi, gebildet. Der größte Theil dieser Insel aber ist durchaus unanpflanzbar, ist den Ueberschwemmungen des Missisippi ausgesetzt, und eines schlammigten feuchten Grundes. Man hatte den Bau des Zuckerrohrs versucht; allein die zuweilen eintretenden, wenn gleich geringen Fröste zur Regenzeit, besonders beim Nord- und Nordwestwind, verderben die Aernten. Auch mit Baumwollenstauden werden ziemlich glückliche Versuche gemacht; am besten gelingen die Pflanzungen des Indigo, und dieser kann allerdings einst ein ansehnlicher Artikel der Ausfuhr werden, so

wie der Tabak. Für Alles, was einen feuchten Boden fordert, ist das Land sehr ergiebig. Korn kommt wohl fort, besser gerathen Obstbäume, sie blühen in diesem Klima des Jahres zweimal; aber der geringste Theil der Früchte gewinnt Reife, weil sie meistens, von Insekten angestochen, vor der Zeit abfallen. Nur Pomeranzen, Feigen und Pfirsiche wuchern in außerordentlicher Menge zerstreut, und sind gewöhnlich durch Sümpfe, stehende Gewässer und Gräben von einander geschieden.

Ich erhielt vom Gouverneur ohne Mühe die Erlaubniß, auf neue Entdeckungen auszugehen, und für mich und alle diejenigen, welche mit mir gekommen waren, eine neue Pflanzstadt anzulegen, wo es mir belieben würde.

An der Spitze von fünfundzwanzig bewaffneten Leuten, die alle auf mehrere Tage mit Lebensmittel versehen waren, setzte ich nach dem rechten Ufer des Mississippi über, und ging den großen Fluß hinauf. Das Land wurde immer schöner und trockener, je weiter wir zogen; die Ufer hörten auf niedrig zu sein; sie bestanden meistens aus Kalkfelsen. Von Zeit zu Zeit zwangen uns undurchdringliche Gebüsche, große Umwege zu machen; bald standen wir in weitläufigen Waldungen, wo ungeheure Zedern mit Fruchtbäumen in schöner Wilde wechselten; bald wanderten wir über schöne üppige Auen und Wiesen, welche von der Hand der Natur gebildet worden waren. Während das gewerbreiche, übervölkerte Europa die unfruchtbarsten Landstriche um große Summen feilbietet, liegen hier die reizendsten, ergiebigsten Fluren unbenutzt; blühende Fürstenthümer ohne Menschen und Eigenthümer, nur von einer wandernden Horde wilder Indianer durchstreift, welche sich von Jagd oder Fischerei ernähren. Es würde mir unerklärlich sein, warum Amerika in seinem Innern noch keine Völkerwanderung vom Norden zum prachtvollen Süden hatte, wenn mir nicht die Rohheit und Dummheit derjenigen Völkerschaften bekannt wäre, welche den rauhen

mitternächtlichen Theil dieses unermeßlichen Welttheils bewohnen. Wir begegneten hin und wieder einzelnen Indianern. Sie hatten noch ihre natürliche Gutmüthigkeit. Wir beschenkten sie mit mancherlei Kleinigkeiten, und sie jagten uns Wild und Geflügel. Der Wegweiser, welchen ich von Neu-Orleans mitgenommen hatte, konnte sich ihnen in ihrer sehr wortarmen Sprache ziemlich verständlich machen. Sie gehörten zu dem weitläufigen Stamme der Natchitoches.

Wir hatten uns vom Mississippi entfernt, und die Richtung gegen Nordost genommen, um die Ufer des rothen Stromes zu finden, der in den neumerikanischen Gebirgen entspringt, und seine Gewässer in den Mississippi stürzt. Wir erreichten unser Ziel ohne Hinderniß, und unsere Mühe wurde durch die Entdeckung einer der reizendsten Landschaften angenehm belohnt.

In einem großen Kranze von Hügeln und Bergen, die mit hohen Waldungen bedeckt waren, öffnete sich eine wunderschöne, fruchtbare Ebene, geräumig genug, zehn Dorfschaften tragen und ernähren zu können. Durch den rothen Strom war das Ganze in zwei fast gleiche Theile geschieden. Die Einförmigkeit der Ebene unterbrachen viele umhergestreute Lustwäldchen, die der Fluren Fruchtbarkeit vermehrten, und in der Mitte der Landschaft eine schroff emporsteigende Felsenhöhe, welche zwischen dem rothen Strom und zwei Bächen, so sich in denselben ergießen, das Ansehen einer Insel empfängt.

Als wir uns durch die Gebüsche Bahn gebrochen hatten, bis zum Gipfel der Anhöhe, und wir nun das prachtvolle Land mit Entzücken übersahen, rief ich: „Hier laßt uns Hütten bauen! — Diese schöne Erde soll einst meinen Staub empfangen; ich heiße das Land Christinenthal. Diese Waldungen rings umher halten uns vor der Welt verborgen; diese fruchtbaren Gefilde werden dankbar unsern Fleiß belohnen; die Anhöhe, durch Kunst befestigt,

wird unsere Kolonie gegen die Streifzüge der Barbaren schirmen, und der rothe Strom gibt uns die beste Verbindung mit Neu-Orleans, wohin wir den Ueberfluß unserer Früchte senden."

Alle jauchzten Beifall. Wir wählten mitten durch die Waldungen den kürzesten Rückweg zum Hauptort, um dort die nöthigen Anstalten zur neuen Niederlassung zu treffen. Da wir aber genöthigt waren, bald Brücken zu schlagen über Bäche und Waldströme, bald Wege zu hauen durch die Holzungen, welche seit der Schöpfung noch keines Sterblichen Fuß durchwandelt hatte, vergingen über zehn Tage, ehe wir Neu-Orleans wiedersahen.

Sobald wir angekommen waren, verbreitete sich die Nachricht von unsern Entdeckungen und Entschlüssen bald. Binnen fünf Tagen hatten sich bei mir siebenundneunzig Mann gemeldet, von denen vierunddreißig verheirathet waren, und, ihrer achtzehn, Kinder hatten.

Der Gouverneur, obwohl er uns gern näher gehabt hätte, konnte doch gegen unsern Vorsatz nichts einwenden. Ich erfuhr, daß eine andere Kolonie nicht weit von unserm Christinenthal, ebenfalls am Ufer des rothen Stromes, ungefähr dreißig Stunden von dessen Mündung, und zehn Stunden von dem spanischen Grenzfort Adayes entfernt, im Entstehen sei. Wir hatten also europäische Nachbarn, und die Hoffnung, uns im Nothfalle gegenseitige Hilfe leisten zu können.

Zwar hatten wir uns schon in Europa mit denjenigen Unentbehrlichkeiten reichlich versehen, die zur Anlegung einer Pflanzstätte in so unbewohnten Gegenden erforderlich sind; aber doch fehlten uns noch tausend Dinge, besonders Pferde, Schafe, Rindvieh. Nur gegen große Geldsummen gelang es mir, davon eine ansehnliche Zahl zusammenzukaufen. Andere von meinen reichen Kolonisten reisten nach Adayes, um wohlfeilern Preises Vieh zu erhalten. Alles dies versäumte uns lange, so ungestüm auch unsere Begierde war, die neue Heimath bald zu gründen.

Endlich verließen wir Alle New-Orleans. Ich machte den Weg wieder zu Land, an der Spitze meiner Kolonie; zwanzig Mann aber von den Unsrigen schifften den Mississippi und den rothen Strom in drei neugebauten, mit Segeln versehenen Booten hinauf, um diese Flüsse und die Fahrt zu untersuchen.

Sie kamen in Christinenthal vier Tage später an, als wir, weil sie etlichemal genöthigt gewesen waren, ihre Boote, die ohnedem von plumper Bauart waren, den Strom aufwärts zu ziehen.

Unsere Geschäfte wurden getheilt. Die Ankömmlinge hatten mich von jeher zu ihrem Haupt erkoren; der Gouverneur hatte mich als solches bestätigt, mir obrigkeitliche Rechte ertheilt, und für den König von Frankreich, unsern Souverän, der anderthalbtausend Meilen von uns entfernt lebt, in Eid und Pflicht genommen. Zu allererst sorgten wir für unsere Sicherheit. Die Anhöhe ward unsere Festung; wir umgaben die darauf befindliche kleine Fläche mit Wällen und Pallisaden, und ebneten einen Weg hinauf für Roß und Mann. Dort nahm ich meine Wohnung, die anfangs eine bloße Hütte war. Es fehlte weder an Holz, noch Kalk und Sand. Während die Baumaterialien herbeigeschafft wurden, entwarf ich den Riß zur Anlegung der ganzen Kolonie, maß das Land, theilte die Felder ein, welche zu allererst mit Korn, Reis und Mais für unsere dringendsten Bedürfnisse angebaut werden mußten; Andere jagten und fischten indessen; die Weiber bestellten die Küche.

Alle Arbeiten gingen nach Wunsch von statten; Zufriedenheit und Eintracht herrschte in unserm kleinen Staate. Am Ende eines thatenvollen Jahres hatten wir nicht nur unsere Wohnungen, Ställe und Magazine aufgerichtet, sondern auch einträgliche Aernten von unsern Feldern gehabt. Freilich mußten wir uns bei der schwersten Arbeit immer sehr sparsam behelfen; aber das Vergnügen, welches

wir beim Aufblühen unsers Reichs empfanden, versüßte jedes Ungemach wieder.

Wir knüpften Verbindungen an mit den Spaniern in Adayes, mit der Kolonie Roland am rothen Strom. Auch die Eingebornen des Landes besuchten uns von Zeit zu Zeit und begafften mit Erstaunen und Neugier, was wir auf ihrem vaterländischen Boden trieben. Ein Oberhaupt der Natchitoches am sogenannten schwarzen Fluß besuchte mich selbst, von einigen Hundert seiner streitbaren Unterthanen begleitet. Ich beschenkte sie Alle, und schloß mit ihnen einen freundnachbarlichen Bund.

Aber eben dieser Bund verwickelte uns vor drei Monaten in einen vierzehntägigen Krieg, der, außer einigen Verwundeten, unsere Kolonie auch zwei brave Männer kostete, die dabei das Leben verloren.

Ein wilder Völkerschwarm, von der Nation der Akansas, warf sich verheerend gegen die Natchitoches am schwarzen Flusse. Die Letztern hatten sich ihrer Haut gewehrt, waren aber geschlagen worden, und verlangten Beistand. Gern oder ungern mußten wir uns ihrer annehmen, theils um uns selbst Ruhe gegen die allfälligen Anfechtungen der Sieger zu verschaffen, theils uns unter den Eingebornen Achtung und Furcht zu erwerben.

Die Kolonie, welche ich versammeln ließ, war mit mir übereinstimmend, daß man den Natchitoches helfen müsse. Wir zogen achtzig Mann stark über den rothen Strom in das Land derselben, die uns selbst zu Wegweisern dienten, und uns mit Lebensmitteln versorgten. Wir fanden ihr Heer auf einer Anhöhe. Ihr König schien sehr muthlos. Die Akansas hatten den schwarzen Fluß überschritten, und alle Wohnungen unserer Bundesgenossen verbrannt; sie waren auch, wie man uns sagte, an Mannschaft viel stärker, als diese. — Den Anlaß zur Fehde hatte ein Todtschlag gegeben,

welchen ein Natchitocher an einem angesehenen Mann von der Nation der Akansas verübt hatte.

Ich wollte der Vermittler und Friedensstifter beider Nationen werden. Ich sandte einen von unserer Kolonie, begleitet von zwei vornehmen Natchitoches, an den König der Akansas, mit der Einladung, über den schwarzen Fluß zurückzukehren und mich als Schiedsrichter des Streites anzuerkennen. Ich gelobte, gerecht zu richten. Aber beschimpft und verwundet kamen unsere Friedensboten aus dem Lager der Akansas zurück. Ein Sieg mußte erst mein Ansehen unter diesen Söhnen der Wildniß gründen. Ich vertheilte unsere Kolonisten in vier Haufen, sprach ihnen Muth ein, und belehrte sie von der Nothwendigkeit, unserer eigenen Sicherheit willen uns für jede Zukunft unter diesen Nationen achtbar zu machen.

Die Akansas stürmten schon gegen die Anhöhe daher, ehe ich noch alle Anordnungen zum Angriff oder zur Vertheidigung getroffen hatte. Die Natchitoches schlugen sich, wie Verzweifelte, und eilten ihren Feinden mit gräßlichem Geschrei entgegen. Wir folgten ihnen langsam in verschiedenen Richtungen. Plötzlich donnerten unsere Flinten gegen die Akansas aus allen Gebüschen. Der Wilden beide Heere endeten erschrocken ihren Kampf; der König der Natchitoches zeigte mir den mit hohen Federn geschmückten König der Akansas, umgeben von seinen Tapfersten. Ich gab den bei mir befindlichen Schützen Befehl, vorzurücken, und den König nebst seinen Begleitern wegzuschießen. Es geschah. Ein fürchterliches Schrecken bemächtigte sich der betäubten Akansas. Sie entflohen heulend. Den Natchitoches blieb nichts übrig, als den Feind zu verfolgen, und Todte und Gefangene zu machen. Fliehende und Verfolgende schwammen im mörderischen Getümmel durch die Wellen des schwarzen Flusses. Wir Europäer, minder gewandt und geübt, als diese Natursöhne, brachten einen ganzen

Tag zu, aus aneinandergeflochtenen Flößen eine Brücke über den Fluß zu schlagen.

Vereint mit den siegtrunkenen Natchitoches, gelangten wir nach drei langen Tagreisen zu den Kabanen der Akansas. Ihr Eigenthum zu vertheidigen, hatten sich diese hier zum letzten Male gestellt. Sie fochten mit Raserei; aber unser Flintenfeuer war ihnen allzuschrecklich. Die Natchitoches siegten, verbrannten die Hütten ihrer Feinde, metzelten Weiber, Kinder und Gefangene nieder mit unmenschlicher Grausamkeit. Die Akansas baten um Frieden. Ich gewährte ihnen gern. Die Nation der Natchitoches huldigte mir als ihrem Beschirmer und Oberherrn. Sie machte einen förmlichen Vertrag mit der Kolonie, daß sie uns jährlich für den ihr zu leistenden Schutz eine beträchtliche Anzahl von Thierfellen geben wolle.

Wir kehrten zu den Unsrigen heim in das lachende Christinenthal. Wir hatten, außer jenem Vertrage, den Vortheil, von den Natchitoches über zweihundert Sklaven zu erhalten, die uns wesentliche Dienste bei den Pflanzungen leisten konnten.

Seitdem ist Friedensstille in die Louisianischen Wälder zurückgekehrt. Der gedemüthigte Stamm der Akansas hat sich über dreihundert Stunden weiter hinauf in die Wilde gezogen, den Quellen des Akansa-Stromes entgegen. Unsere Ländereien sind ringsum von freundschaftlichen Kolonien und friedlichen Nomaden begrenzt. — Nie lebt' ich sorgenloser, nie angenehmer, als in dieser Einsamkeit, wo Alles mein Werk ist, wo Jeder mich ehrt und liebt.

Auf der Höhe ist meine Wohnung gebaut, und von Neu-Orleans aus mit allen Bequemlichkeiten versehen. Fünf majestätische Zipressen umschatten mein Haus, welches rings von einem Blumengarten umgeben ist, worin die Flora der ganzen Gegend blüht und Balsamdüfte gegen meine Fenster haucht. — Bald be-

such' ich die Wälder, um dort zu jagen; bald meine Pflanzungen am rothen Strom, wo ich ein artiges Haus in der Mitte meines Eigenthums besitze, und in welchem mein Lehenmann mit seiner Familie und einigen Sklaven wohnt, die mich wie einen Vater lieben. Mein Claude, der die Tochter eines armen Kolonisten geheirathet hat, besorgt mit seiner jungen Frau meine kleine Wirthschaft.

Ich sehne mich nicht heim nach euerer Welt; mit eigener Kunst hab' ich mein Glück bereitet. Des Lebens stille Freuden wohnen unter meinem Dach; aber die folternde Sorge, das hagere Gespenst der Leidenschaft, hab' ich jenseits des Meeres gelassen. Das köstlichste von allen Gütern, welches ich mit mir aus Europa nahm, ist meine kleine Bibliothek. Es sind die sämmtlichen Klassiker der Griechen, Römer, Italiener, Engländer und Franzosen, und die Hauptwerke aus allen Wissenschaften.

Der Gouverneur mit seiner Gemahlin und Tochter haben mir schon längst ihren Besuch verheißen. Auch dieser kleine Wechsel freut mich. Ich werde dann viel Neues aus Europa venehmen.

2.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, im Juli 1718.

O Bellisle, Bellisle, beklagen oder bewundern Sie mein Schicksal. Ich bin der Glücklichste und der Elendeste von allen Sterblichen. Ja, Bellisle, meine stolze Ruhe ist dahin; meine philosophische Fassung hab' ich verloren auf immer. — Ich liebe ein weibliches Wesen, vor welchem alle Welttheile die Knie beugen — welches Königin ist überall, wo es erscheint, und durch seine Gegenwart nun diese romantische Einsamkeit zum Zaubergarten macht.

Schon oft hatten meine Nachbarn, wenn sie sich Abends zu mir versammelten unter meiner Laube, mit gutmüthigem Scherz mich wegen meines ehelosen Lebens geneckt; schon oft hatte Claude mir nach seiner Art sein Glück geschildert, welches er als Gatte genoß, und hatte dabei geflissentlich mir immer von der schönen Tochter des Gouverneurs, von meiner kleinen Freundin Adelaide geplaudert. Wohl gedacht' ich dann und wann Adelaidens. Aber, ach, lieben konnt' ich sie nicht, so lange noch mein treues Gedächtniß das Bildniß jener Unnennbaren bewahrt, deren Gestalt mir so fabelhaft wieder begegnete, deren Namen meine Pflanzung schmückt.

Die Kolonie Roland ist zwei Tagreisen von hier. Lange hatt' ich schon beschlossen, sie zu besuchen, und das Band der Freundschaft mit den Nachbarn enger zu schließen.

Vor ungefähr fünf Wochen macht' ich mich, begleitet von meinem treuen Claude, zwei Kolonisten und einigen Negern, auf den Weg dahin. Wir wählten, der Kürze des Weges und der Bequemlichkeit willen, die Fahrt zu Wasser.

Erst am Morgen des dritten Tags erreichten wir die Kolonie, welche ungleich größer, reicher und älter, als die unsere ist, wiewohl der Boden und die Lage dieser Ländereien den unseren an Güte nicht gleichkommen.

Als wir die Boote wohl in Schirm gebracht hatten, und ans Land stiegen, strömteu neugierig Männer, Weiber und Kinder vom Feld und aus den Häusern herbei, uns zu begaffen. Wir machten uns bald mit Allen vertraut, sagten, wer wir seien, und von wannen und warum wir erschienen. Mit gutherziger Freude drängten sich die Hausväter um uns her; jeder wollte uns gastfreundlich in seiner Hütte beherbergen. Wir waren die gerührten Zeugen des schönsten, freundschaftlichsten Haders der lieben Leute, welche endlich nach langem Für und Wider einig wurden, uns Fremdlinge unter sich zu theilen.

Wohin wir kamen, streckte uns Alles die Hand entgegen, und rief: „Seid uns willkommen! Wir bitten euch, tretet ein in unser Haus uns lasset euch von uns beherbergen!“ Und die Weiber eilten hinein und brachten uns Erfrischungen aller Art.

Wir wurden alle getrennt. Ein ehrwürdiger Greis, begleitet von seinen Kindern und Enkeln, hatte mich erhalten. Sein Haus stand im Schatten hoher Palmen. Dort wurden Sitze bereitet, Wein und Früchte aufgetragen. Die ganze Familie lagerte sich um mich her. Mir war es, als lebt' ich wieder in den Unschuldszeiten der morgenländischen Urwelt.

Wir sprachen von unsern Pflanzungen, von unsern Heerden. Eben die ansehnliche Bevölkerung dieser Gegend hatte den Preis der Grundstücke und der Sklaven sehr gesteigert. Freilich fehlte es nicht an großen, unfruchtbaren Haiden und Waldstrichen; aber theils ihre Entlegenheit, theils der ungeheure Kostenaufwand zur Urbarmachung derselben verhinderte diese.

„So werd' ich mich bei euch nicht ankaufen und ansiedeln können!“ sprach ich.

Da trat eine Enkelin des Greises, Lucia hieß sie, lächelnd zu mir, und antwortete: „Für dich, lieber Fremdling, wird unser Land noch Raum haben. Ich bitte dich, bleibe bei uns!“ Und der Blick, welchen ihre schönen glanzvollen Augen auf mich senkten, bat noch inniger, als ihre süße Stimme. Ihre Gestalt, so schlank und grazienhaft, die angeborne, kunstlose Anmuth ihrer Bewegungen, die Zartheit und Schönheit ihrer Gesichtszüge bezauberten mich fast.

„Du könntest mich an diesen Boden fesseln, schönes Kind,“ sagt' ich, „wenn meine Heimath nicht schon gewählt wäre.“ — Und ich erzählte von der Fruchtbarkeit und Einrichtung der Kolonie Christinenthal und von den geringen Preisen dasiger Güter.

„So könntest du den deutschen Fremdling mit seinen Töchtern

in deine Heimath führen!“ antwortete Lucie: „Denn sie dauern mich, weil sie keine Ländereien bei uns finden nach ihrem Sinn.“

„Du hast einen glücklichen Einfall, Lucie!“ sagte der Greis: „Wir wollen den deutschen Fremdling einladen lassen oder ihn selbst aufsuchen. Ihm würde geholfen sein, und die Botschaft würd' ihn freuen. Denn es ist doch hart, daß der alte Mann mit seinen Kindern einen so weiten Weg vergebens zu uns gemacht hat.“

Wir durchwanderten am Mittag die Pflanzungen von Luciens Großvater; zwar lernt' ich viel aus den Gesprächen dieses Greises, dessen Erfahrungen eine Richtschnur für meine wirthschaftlichen Unternehmungen wurden; aber die schöne, naive Lucie zerstreute meine Aufmerksamkeit allzusehr. Meine Augen und mein Herz waren immer nur bei ihr, und ich fühlte, daß sie es sein müsse, wenn ich mir eine Gattin wählen sollte.

Am folgenden Morgen ging ich mit Luciens Großvater, den deutschen Fremdling aufzusuchen. Mir war es willkommen, unsere Kolonie vergrößern zu können. Der Deutsche wohnte fast eine Stunde weiter am entgegengesetzten Ende der Niederlassung, bei einem Pflanzer.

Als wir ankamen, war er abwesend. Der Pflanzer führte uns in die sehr geräumige Behausung. Wir sagten ihm die Ursache unseres Kommens. „Wohlan! das wird ihm lieb sein!“ rief der Pflanzer: „Nehmt denn bei uns das Mittagsmahl. Er wird bis dahin zurückkehren; ihr möget inzwischen mit seinen Töchtern reden. Herr Holden ist ein kreuzbraver Herr; auch seine Töchter sind höchst liebenswürdig, besonders Augustine — wahrhaftig, sie ist ein Engel, wie ich in meinem langen Leben noch nie gesehen.“ Er verließ uns, bald darauf erschien er wieder und sprach: „Folget mir, sie sind bei meinem Weibe draußen unter den Kokusbäumen!“

Wir gingen hinaus; der Weg führte durch eine kleine Wild-

niß blühender Gebüsche; dann über die Brücke eines Bachs zu einem umzäunten Garten.

Als wir hineintraten, standen zwei junge, einfach gekleidete Frauenzimmer unter den Kokusbäumen, neben einem geschäftigen Mütterchen, welches die Beete jätete. Alle wandten die Gesichter gegen uns. Das eine dieser Frauenzimmer drehte sich jählings von uns ab, wie erschrocken, ergriff den Arm des andern und rief: „Agathe!“ Beide kamen uns sodann einige Schritte entgegen — o Bellisle, o Bellisle! — Ein Blendwerk gaukelte mir vor — es war die verstorbene Großfürstin von Rußland! Es war dieselbe, die mir im deutschen Hain, die mir im Tempel — die mir auf dem Ozean erschienen war — o Bellisle, sie war es!

Ich hatte Besinnung und Sprache eingebüßt — ich verbeugte mich schweigend — sie verneigte sich und legte sich an den Stamm des Kokusbaumes. Luciens Großvater eröffnete die Rede. Ich gewann allmälich meine Geister wieder, und mischte meine Worte, anfangs freilich sehr einsilbig, ins Gespräch. Sie aber schwieg lange. Nur ihre Schwester Agathe führte das Wort.

Die Stunden verflogen wie Minuten. Ich zitterte — ich schwor in mir, diese Wunderbare nie wieder zu verlassen — ich war wie ein Träumender — meine Seele war in Entzücken und Zweifeln aufgelöset. Doch wagte ich's nicht, ihr zu sagen, wie ich sie schon mehr als einmal, wie eine Erscheinung in den verschiedensten Zeiten und Zonen, gesehen zu haben glaubte. Aber in jedem Augenblick überzeugte ich mich mehr, daß sie es selbst wieder, und keine andere sei. Denn auch sie war betroffen — ich bemerkte ihr Erröthen, ihr Erblassen — ihre Unruhe, ihre Verlegenheit, und wie sie nach und nach sich faßte und heiterer ward, sobald ich meines Selbstes Herr ward, und je fremder ich gegen sie that.

Herr Holden, der deutsche Flüchtling, kam. Die Töchter flogen ihm mit Ungeduld entgegen. Sie hatten ihn längst schon in der

Ferne entdeckt. Sie gingen ins Haus mit einander. Erst nach einer halben Stunde kam Herr Holden zu uns.

Ich fand an ihm einen gewandten und geistvollen Mann. Unser Gespräch lenkte sich bald zur Hauptsache. Ich schilderte ihm die Schönheiten unserer Kolonie; ich erzählte ihm die Geschichte derselben, und als ich ihren Namen: Christinenthal, aussprach, verwandelte sich seine Gesichtsfarbe. Vergebens suchte er, mir seine Bestürzung zu verheimlichen.

Ja, Bellisle, mein Bellisle! sie ist's, sie lebt! Die Prinzessin von Wolfenbüttel lebt, sie ist's. Die Geschichte ihres Todes und Begräbnisses ist mir und der Welt ein unerklärliches Räthsel. Aber Ehrfurcht und Liebe gebieten mir, das Geheimniß ihres Lebens in meiner Brust zu verschließen. — Sie soll es nicht ahnen, daß ich sie kenne. Ich will es ihr selbst läugnen, daß ich Petersburg jemals gesehen; ich will irgend ein Mährchen dichten, und sagen, es sei mein Lebenslauf. So werd' ich sie sicherer machen; so wird sie sich mit meiner Gestalt aussöhnen; so wird sie in mir keinen Verräther fürchten, und Christinenthal zu meinem Himmel machen. — Ich liebe sie, o Bellisle — die Gattin des abscheulichen Alexis von Rußland — o wie unglücklich ist d'Aubant.

Hören Sie endlich, wie weit meine Unterhandlungen mit Herrn Holden, dem vorgeblichen Vater der Unglückseligen, gediehen sind.

„Aufrichtig zu gestehen," sagte er eines Tages zu mir, „Ihre Schilderung von Christinenthal ist lockend; allein meine beiden Töchter haben fast eine unüberwindliche Vorliebe für eine Niederlassung in der Kolonie Roland. Nur scheint mir diese fast übervölkert; wenigstens sind Sklaven und bequeme Ländereien in allzuhohem Preise, als daß ich meine Familie so von dem Kapital, welches mir nach manchen Unglücksfällen in Europa übig blieb, ernähren könnte, wie ich's wohl wünschte. Ich erwarte nur die Rückkunft meines Hausbedienten von dem spanischen Andayes. Dann

will ich mit Ihnen nach Christinenthal, und die Sache an Ort und Stelle untersuchen."

Der Hausbediente kam wirklich nach einigen Tagen von Andayes zurück. — Und wer war's, o Bellisle, wieder das Zigeunergesicht, welches mir den Tod der Großfürstin zuerst gemeldet, und dann mich auf Teneriffa geäfft hatte. Man nennt ihn Paul hier im Lande. Der Kerl, als er mich sah, war nicht einmal bestürzt, mich zu sehen; nannte mich gleichgültig bei meinem Namen und meinte, es gefiele ihm in dem ungeheuern englischen Park von Louisiana so wohl, als in dem steinernen Straßenlabyrinth von Paris.

Auch Augustine und Agathe wurden, da wir uns alle Tage sahen, gelassener, minder ängstlich, sogar freundschaftlich. Aber ich — o, ich!

Am Abend vor der Abreise nach der Kolonie Christinenthal — ich war gegangen, um von den Frauenzimmern Abschied zu nehmen — saßen wir noch beim Schein des Vollmonds, im Dämmerlicht unter den Palmen. Meine Blicke ruheten auf der Gestalt der wunderbaren Augustine, welche im hellen Strahl des Mondes einer Verklärten glich. — Es war mir wie Feerei, wenn ich die, welche in den Wettern der Schlacht und in den stürmischen Stunden meines Schicksals mir, gleich einem Schutzgeist, zur Seite geschwebt hatte, wenn ich dies Ideal meiner Einbildungskraft und meiner Sehnsucht nun in so schöner Verkörperung vor mir erblickte, die Tochter eines deutschen Fürstenhauses, erzogen unter den Künsten der Freude und des Luxus, unter den Palmen einer amerikanischen Pflanzerwohnung! — Ich hätte mich oft selbst aufwecken mögen von meinem Wahnsinn — ich konnte an die Wahrhaftigkeit des Wirklichen gar nicht glauben. — Wenn sie mich anredete voller Holdseligkeit, erglühte jeder Nerv in mir, und mein ganzes Wesen ward Flamme. Wenn ich aber antworten wollte, sank ich machtlos in mir selbst zusammen — dann sah ich nur die

Unglückseligste aller Fürstinnen vor mir — meine Liebe ward Ehrfurcht und Demuth.

Als wir nun schieden, und die Töchter noch ihren Vater und mich eine Strecke Wegs begleiteten, lehnte sich die fürstliche Augustine an meinen Arm. Ich unterdrückte meine Wehmuth.

„Wer gab der Kolonie den Namen Christinenthal?“ fragte sie mich leise.

„Ich gab ihn!“ stammelte ich.

Sie schwieg, und doch war's, als wollte sie noch eine neue Frage der vorigen anknüpfen.

Nach einer langen Stille lenkte ich die Unterredung wieder auf die Annehmlichkeiten meiner Louisianischen Heimath; ich sprach von dem Glücke, welches meine höchsten Wünsche erfüllen würde, wenn ihr Vater sich entschließen könnte, dort seine Niederlassung zu wählen. „Und wahrlich,“ setzte ich mit lebhafter Gemüthsbewegung hinzu, „fiele sein Entschluß gegen meine Wünsche, ich würde am meisten zu beklagen sein. Ich würde meine Besitzungen dort verlieren, und Ihnen lieber als ein Bettler in alle Wüsten folgen.“

Sie lächelte mich mit unbeschreiblichem Liebreiz an, drückte dann mit ihrer Hand leise auf meinen Arm, und lispelte: „Erwarten wir!“

Wir und Herr Holden, von seinem Paul begleitet, reiseten am folgenden Morgen nach Christinenthal, und zwar zu Schiffe. Ohne Abenteuer erreichten wir das schöne Land. Holden wohnte in meinem Hause. Er schien von der Schönheit dieser Gegend entzückt. Hoffnung und Liebe machten mich beredt, um ihn zum Ankauf zu bewegen. Ich bemerkte endlich, daß er von der Landwirthschaft nur unvollkommene Kenntnisse besitze. Ich erbot mich, mein Kapital mit dem seinigen zu vereinen, die Wirthschaft für ihn und mich zu führen, den Kauf der Ländereien und Sklaven

zu besorgen, und mich, statt seiner, mit dem Gouverneur in Neu-Orleans abzufinden.

Er nahm meine Vorschläge an. Wir entwarfen mit einander den Plan zu seinem Wohngebäude, welches neben dem meinigen am rothen Strom auf meinen ersten Gütern stehen soll. Er reisete zu seiner Familie nach Rolands-Kolonie zurück.

Jetzt bin ich alle Tage mit der Einrichtung des Gebäudes beschäftigt, und mit einer großen Gartenanlage neben demselben. Die Natur selbst hat Alles schon zur Verzierung jener Gegend gethan. Bis zum Frühjahr wird es vollendet sein. Aber früher kommen sie nicht nach Christinenthal — eine Ewigkeit für mich. Und doch bin ich so selig; denn ich arbeite ja für die Einzige! Ihr Fußtritt wird jenen Boden heiligen, den ich für sie mit den schönsten Blumen und Gesträuchen der Landschaft schmücke, und in jenen Zimmern, die ich ihr einrichte, in jenen Lauben, die ich für sie flechte, werd' ich die Wunderbare sehen!

3.

Auszug eines Schreibens von Herrn Bellisle an den Chevalier d'Aubant.

Orleans, 5. September 1718.

— — Soviel von mir! — Und nun endlich noch eine Neuigkeit, die ganz Europa erschütterte, fürchterlich und selten in der Geschichte, und gewiß selbst für Sie, in Ihrer zaubervollen Wildniß, von höchstem Interesse.

Der russische Kaiser, Peter der Große, der erhabenste Mann unserer Zeit, hat seinem eigenen Sohn, dem Großfürsten Alexis, das Todesurtheil gesprochen und ihn hinrichten lassen. Zwar reden

alle Zeitungen von dieser eben so außerordentlichen, als schrecklichen Geschichte; aber durch einen Offizier hab' ich einige nähere Umstände, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Die Spannung, welche zwischen dem Kaiser und seinem Sohn herrschte, vermehrte sich mit jedem Jahre. Alexis hatte, ungeachtet, oder vielmehr eben wegen seiner düstern, rohen Gemüthsart, sowohl beim Volke, als unter den Großen und bei der mißvergnügten Geistlichkeit, zahlreichen Anhang. Alle Feinde der vom Kaiser zur Gründung und Kultur seines unermeßlichen Reichs begonnenen Reformen erwarteten um so zuversichtlicher nach seinem Tode eine allgemeine Gegenrevolution, da der Czarewitz Alexis weder seinen Haß gegen den Kaiser, noch den Groll gegen dessen kühne Neuerungen verhehlte.

Der Kaiser, um endlich vollkommen wegen der Fortdauer seiner Staatsveränderungen beruhigt zu sein, schrieb an den Czarewitz einen sehr harten Brief. Am Schlusse vieler Ermahnungen zur Besserung fügte er endlich die bedeutenden Worte hinzu: „Du hast nun zu wählen, entweder den Thron oder — das Kloster."

Der Czarewitz, von seinen Anhängern umgeben, faßte den Entschluß, den gefährlichen Folgen einer Entscheidung auszuweichen. Der Kaiser war damals in Kopenhagen. Alexis gab vor, sich zu ihm zu begeben, reisete mit seiner finnländischen Mätresse Euphrosine ab, nahm aber den Weg nach Wien, um sich in den Schutz seines Schwagers, des deutschen Kaisers Karl VI., zu flüchten. Hier wollte er bleiben, bis zum Tode seines Vaters. Allein Alexis fühlte bald, daß auch Wien ihm die nöthige Sicherheit verweigern würde, wenn es zur Entscheidung käme. Der Unglückliche! was hatte er für ein Recht auf Schirm und Trost am Thron einer Kaiserin, die ihn von der Welt als einen gefühllosen Mörder ihrer Schwester, der beklagenswerthen Prinzessin von

Wolfenbüttel, verdammen hörte? — Er floh nach Neapel, um wenigstens den Wüsteneien fremder Welttheile näher zu wohnen.

Kaum hatte der russische Monarch den Aufenthalt des Prinzen in Wien erfahren, so sandte er seinen geheimen Rath, den Grafen Tolstoy, dahin, einen Mann, verwegen und schlau, dessen sich der Kaiser immer bedient, wenn es ein gefährliches Abenteuer zu bestehen gibt. Romanzow, der Befehlshaber der Leibgarde, begleitete ihn. — In Wien hörten sie, daß Alexis schon verschwunden sei, und den Weg nach Turin genommen habe. Sie setzten ihm nach, entdeckten aber vom Czarewitz keine Spur mehr. In der Hoffnung, ihn, wenn er in Turin auch verborgen lebte, dennoch auszufinden, verweilten sie einige Monate daselbst. Tolstoy, als Privatmann gekleidet, lebte wie ein gemeiner Bürger, durchstrich nach und nach alle Gasthöfe, alle Kirchen, alle Weinhäuser und öffentlichen Plätze; und immer fruchtlos.

Eines Abends saß er bei seinem Glase Wein in einem öffentlichen Hause, wo mehrere Freunde versammelt waren, unter andern auch ein Neapolitaner. Man trank tapfer. Tolstoy stellte sich früh berauscht, warf sich auf ein Ruhebett, welches im gleichen Zimmer war, und that, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Die Andern achteten seiner nicht. Der Neapolitaner erzählte, daß seit einiger Zeit in Neapel ein junger Mann mit einem Frauenzimmer angekommen sei, die eine Sprache redeten, welche Niemand verstünde; der Fremdling mache großen Aufwand, daß man muthmaße, es sei irgend ein nordischer Prinz, der geheim reise.

Tolstoy wußte nun genug; er ermunterte sich wieder, forderte zu trinken; erwies allen Gästen viele Freundschaft, und schloß sich besonders an den Neapolitaner, den er auf den folgenden Mittag bei sich einlud. Er ward mit diesem immer vertraulicher, und ließ ihn nicht eher aus den Augen, bis er vollkommen von allem dem

unterrichtet war, was er eigentlich zu wissen begehrte. Sogleich reisete er mit dem Grafen Romanzow von Turin nach Neapel.

Den Tag nach ihrer Ankunft in dieser Hauptstadt war ihr Erstes, dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Nach den ersten Höflichkeiten zog Tolstoy den Gouverneur auf die Seite. „Seine Majestät der Kaiser von Rußland weiß mit völliger Gewißheit," sagte er zu ihm, „daß der Czarewitz, sein Sohn, in Neapel ist. Der Monarch wünscht, da seine Gesundheit so hinfällig ist, die baldige Rückkunft des Prinzen, den er so sehr liebt, und der sein Thronerbe ist. Er wird Ihnen, Herr Gouverneur, vorzüglich verpflichtet sein, wenn Sie mir mit dem jungen Prinzen eine besondere Unterredung verschaffen wollten. Ich bitte Sie, genehmigen Sie hier die Beweise von dem, was ich Ihnen sagte." Tolosty überreichte bei diesen Worten, außer einem prächtigen Diamant, dem Gouverneur die ostensible Instruktion, so er vom Kaiser erhalten hatte.

Der Gouverneur versprach eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag, und hielt Wort. Tolstoy und Romanzow, indem sie sich dem Czarewitz näherten, warfen sich vor ihm nieder, nach russischer Sitte, und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Der Prinz erkundigte sich ziemlich betroffen nach der Veranlassung ihrer Reise, und fragte, wie es in Rußland gehe, seitdem er abwesend sei? — Sie überreichten Ihm einen Brief vom Kaiser.

Der Inhalt dieses Schreibens war, daß der russiche Monarch seinem Sohne vorwarf, Eid und Pflicht verletzt und sich unter einen fremden Schutz begeben zu haben, daß er ihn aufforderte, seinem Willen, wie ihn Tolstoy und Romanzow bekannt machen würden, zu folgen, und daß er ihm versprach: „im Namen Gottes und bei dem jüngsten Gericht," ihn nicht zu bestrafen, sondern ihn noch mehr, als sonst zu lieben, wenn er nach Rußland zurückkommen würde; wenn dies aber nicht geschehen sollte, daß er ihn als einen Verräther erkläre, und ihm seinen ewigen Fluch gebe.

Der Prinz war sehr bestürzt. Tolstoy suchte ihm aber jede Furcht zu benehmen, und wußte sich ihm so ergeben zu stellen, daß der Czarewitz und dessen Beischläferin Euphrosine Vertrauen faßten.

„Wahrhaftig!“ sagte Tolstoy einsmals zu der Geliebten des Prinzen: „Wir sind hier in einem herrlichen Lande; man lebt hier, wie im Himmel. Ich möchte ewig hier wohnen Aber unangenehm ist's doch, daß es unter dem Papst steht, und unsere heilige Religion uns verbietet, mit Leuten von der römischen Kirche zu leben. Dazu kömmt noch, daß der Kaiser sehr schwächlich ist. Stirbt er, so besteigt Alexis den Thron von Rußland, und Sie Madame, spielen dann in Rußland die glänzendste Rolle. Es kann nicht anders sein. Aus Liebe zu Ihnen, Madame, und zum Czarewitz, muß ich rathen, daß wir dies italienische Paradies verlassen. Ist Ihnen nun daran gelegen, daß seine und Ihre Regierung von glücklicher und langer Dauer sei, so geben Sie um Alles in der Welt willen den Russen nicht den Argwohn, daß der Czarewitz vielleicht zwischen der rechtgläubigen griechischen Kirche und der römisch-katholischen Religion einen Augenblick gewankt habe.

Dergleichen Reden verfehlten ihr Ziel nicht. Die Abreise wurde beschlossen, und Tolstoy führte den dreizehnten Februar dieses Jahres den Prinzen in die Thore von Moskau ein. Noch denselben Abend warf sich der reuige Alexis zu den Füßen seines Vaters. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. Durch die Stadt verbreitete sich sogleich das frohe Gerücht, Vater und Sohn seien mit einander versöhnt, und alles Geschehene vergessen.

Am andern Tage aber tritt bei Morgenanbruch schon das Garderegiment unters Gewehr; man hört die große Glocke von Moskau läuten; die Bojaren und Staatsräthe werden in den Palast gefordert; die Bischöfe, die Archimandriten und zwei Geistliche vom St. Blasiusorden versammeln sich in der Kathedralkirche. Alexis wird ohne Degen vor seinen Vater geführt, wie ein Gefangener.

Er wirft sich demüthig vor demselben zur Erde, und überreicht ihm weinend eine Schrift, worin er sich selbst der Thronfolge unwürdig erklärt, und sich nur sein Leben, als eine Gnade, ausbittet.

Vor dem versammelten Staatsrath ward nun eine Art öffentlicher Anklage gegen den Prinzen vorgelesen, worin ihm seine genauen Verbindungen mit den Anhängern der alten Ordnungen und Sitten, die grausame Behandlung seiner verstorbenen Gemahlin, der unglücklichen Prinzessin von Wolfenbüttel, der Ehebruch mit Euphrosine, einer ganz gemeinen Weibsperson, die Flucht zum römischen Kaiser Karl VI., den er aufgefordert habe, ihn mit gewaffneter Hand zu schirmen, und mehrere andere Umstände, als Staatsverbrechen vorgerechnet wurden. Der Kaiser enterbte ihn darauf feierlich durch eine besondere Urkunde, erklärte ihn der Thronfolge auf ewig unwürdig, und Alexis unterzeichnete schaudernd mit eigener Hand die Urkunde. — Dann ging der Zug in die Kathedralkirche. Die Enterbungsakte ward dort zum andernmale verlesen, und die Geistlichen unterschrieben sie ebenfalls.

Aber das Schicksal des Prinzen war noch nicht vollendet. Er wurde von diesem Augenblicke an verhaftet, so wie alle seine ehemaligen Anhänger, Aufwiegler und Mitschuldige, worunter sich selbst die verstoßene Czarin, seine Mutter, und viele Andere befanden, deren Spuren in der Verschwörung zur großen, russischen Gegenrevolution entdeckt oder beargwohnt waren. Der Prozeß ward ihnen gemacht, und das Urtheil gesprochen.

Die Vollziehung dieses Urtheils ging ohne Gnaden von statten. Glebof, der begünstigte Liebhaber von der Mutter des Czarwitz, wurde lebendig gespießt; der Bojar Abraham Lapukin, der Oheim des Czarewitz, Bruder der verstorbenen Czarin, Alexander Kikin, erster Kommissär der Admiralität, der Bischof von Rostow, und Pustinoi, Beichtvater der Czarin, wurden gerädert und ihre Köpfe öffentlich ausgesteckt; viele von den Theil=

nehmern an den Ausschweifungen des Czarewitz, unter denen sich fünfzig Mönche und Priester befanden, wurden enthauptet.

Dies schreckliche Blutbad ließ glauben, daß nun Alles geendigt sei. Aber neue Entdeckungen bewiesen, daß der Prinz noch nicht die Wahrheit überall eingestanden hatte. Der Kaiser versammelte einen hohen Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Adel und der Geistlichkeit, den vornehmsten Offizieren von der Land- und Seemacht, den Gouverneurs der Provinzen und andern Ständen. — Der Prozeß gegen den Großfürsten Alexis wurde den fünfundzwanzigsten Juni angehoben. Der Czarewitz, vor seine Richter hingeführt, hörte die Sentenz, und ward in sein Gefängniß zurückgebracht.

Den folgenden Tag ging seine Majestät der Kaiser, begleitet von allen Senatoren und Bischöfen, nebst andern hohen Personen ins Schloß, und in das Verhaftzimmer des Czarewitz. — Ein ewiges Geheimniß ist's, was hier geschah. Aber nach einer halben Stunde verließ der Kaiser mit seinem Gefolge des Prinzen Gemach wieder. In allen Gesichtern sah man düstere Bestürzung. Man erfuhr nur, daß der Prinz gefährlich krank sei, daß er von Verzuckungen in Verzuckungen falle. Nachmittags um fünf Uhr hieß es, er sei unter heftigen Krämpfen gestorben.

Auf Befehl des Kaisers wurde der Leichnam seines Sohnes einbalsamirt, und mit Feierlichkeiten in den Todtengewölben beigesetzt, neben dem Sarge der Prinzessin von Wolfenbüttel, seiner Gemahlin.

Was sagen Sie, lieber Chevalier, zu dieser entsetzlichen Geschichte? — Peter der Große, um seine neue Schöpfung zu retten, verläugnete die Gefühle des väterlichen Herzens. — Alexis, der grausame, zu allem Großen und Guten unfähige Alexis, ärntete schon auf Erden den Sold seiner mannigfachen Verbrechen und Laster, der andern Fürstensöhnen sonst diesseits des Grabes selten zu Theil zu werden pflegt.

Ja, mein Geliebter, es ist ein Gott! Es herrscht ein dunkler, allmächtiger Arm der Vergeltung durch die unendliche Welt, und richtet Thaten und Gedanken!

Ueber die Todesart, welche der russische Prinz erleiden mußte, kann ich Ihnen weiter keine befriedigende Auskunft geben. Man hat ausgestreut, Alexis sei, während ihm das Todesurtheil verkündet worden sei, vom Schlage gerührt, niedergestürzt. Aber andere Muthmaßungen durchkreuzen sich; viele wollen, er habe den Giftbecher trinken müssen; viele wieder, er sei erwürgt worden.

Wenn es plötzlich Tag werden sollte in den finstern Heimlichkeiten manches Fürstenhauses, wenn ein Geist der Wahrheit plötzlich den Purpur hinwegrisse, welcher die Verbrechen und das Elend mancher Großen verhüllen muß vor den Blicken der unterthänigen Menge; wenn wir sie sehen sollten, die Götter der Erde, in ihren Gemächern und Schlafkammern, wo sie mit abgelegter Krone über ihrem verstohlenen Jammer brüten; wo sie, ungeheuern Leidenschaften preisgegen, Beute derselben sind, und zwischen der Rache und Reue, zwischen der Wollust und dem Ekel, zwischen der Vergötterung und des Meuchelmörders Dolchen taumeln, wahrlich, mein d'Aubaut, unsere Bettler würden ihre Lumpen nicht tauschen gegen hochfürstlichen Hermelin, und ihre Brodrinden dem schwelgerischen Banket der Paläste vorziehen.

Aber so ist's mit der Menschheit. Raserei ist ihre Weisheit, Leidenschaft ihre Frömmigkeit. Die, welchen Geburt und Zufall mit ungemessener Gunst die Güter der Welt gab, und jedes Mittel, ihr Dasein zu verherrlichen, und einen Himmel um sich zu bauen auf der Erde, verstehen oft kaum die Seligkeit eines reinen Herzens; wähnen, Religion und Tugend sei Schulmährchen, und Staatsmittel, den Gehorsam des Volkes zu fesseln; kämpfen mit thörichtem Stolz gegen die ewigen Gesetze der Natur an, und ver-

zweifeln endlich unter ihren Unnatürlichkeiten, wo ihnen Alles, und sie sich selbst, zum Widerspruch wird.

An diesem Allem ist nur die Erziehung der Fürstenkinder schuld. Schon von der Wiege aus sehen sie die Welt mit geblendeten Augen, und statt der einfachen Wahrheit — Zerrbilder der Kunst. — — —

4.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, 3. April 1719.

Nichts mehr, o mein Bellisle, nichts mehr hab' ich zu wünschen, nichts mehr zu hoffen! Ich stehe am Ziel und habe auf der irdischen Laufbahn meine Palme errungen. Und wenn der Genius der Ewigkeit heute mir erschiene, winkend, ihm zu folgen, ich würde diese Erde segnen und lächelnd ihr meinen Staub zurückgeben, und still und freudig dem Genius — vielleicht zu einem schönern Sterne — folgen.

Ja, Bellisle, die Einzige, die jemals mich entzückte, die Wundervolle, welche meinen ganzen Lebenslauf in einen ewigen Lenz verwandelte, die schöne Heilige, deren bloßes Anschauen mich näher führt zur Gottheit und zur Andacht, und zum tugendvollen Sinn, als aller Pomp der Kirchen, als aller Priester Rednergabe, als aller Philosophen Deuten und Enträthseln — ja, Bellisle, sie ist da. Seit einigen Wochen schon verherrlicht sie mein Tempe. Ich darf sie von Zeit zu Zeit besuchen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft starb ihr seit langem kränkelnder Vater, der gute Herr Holden. Wie gern that ich dem edeln Mann in seine sterbende Hand den Schwur, nie seine Kinder zu verlassen, an seiner Stelle ihr Freund, ihr Beschirmer, ihr Rathgeber zu werden! — Er ward unter den hohen Cypressen in ihrem Garten begraben. Die reizende Augustine und ihre Schwester Agathe waren untröstlich. Sie leben sehr einsam. Fünf junge

Sklavinnen sind ihre Gesellschafterinnen und ihre Bediente. Der mir einst so verhaßte, räthselhafte Paul besorgt die Geschäfte des Hauses und des Feldes. Er besucht mich täglich, und täglich hab' ich Nachrichten durch ihn vom Befinden seiner Gebieterinnen.

Was mangelt mir zu meinem höchsten Glück? Fern vom Geräusch der Welt, fern von ihren Thorheiten und Leidenschaften, lebe ich in meinem selbstgeschaffenen Paradiese. Gleich fern vom vergiftenden Luxus und von der entnervenden Sorge der Armuth, bewohne ich meine eigene, schöne Hütte, umrankt von jungen Reben, und übersehe meine kleinen Heerden mit Zufriedenheit. Der Zauber der Natur, welcher mit ewiger Jugend und immer wechselnder Pracht dies einsame Eden verklärt, der Umgang mit meinen freundlichen Nachbarn, die mich als ihren Rathgeber und Anführer ehren, meine Bibliothek, aus welcher die Weisen aller Nationen und aller Zeitalter zu mir reden und meinen Geist erheben, tragen Mannigfaltigkeit und Anmuth in mein einfaches Leben. — Und nun ist *sie* erschienen, die Sonne meiner innern Welt! — Nicht höher schwindelten meine kühnsten Wünsche; ich stehe auf dem glänzenden Gipfel meiner Lebensbahn.

Die Nachrichten, welche Sie mir, mein Bellisle, von den blutigen Auftritten in Petersburg gaben, und die ich im Auszuge auch dem Herrn Holden nach der Kolonie Roland gesandt hatte, waren diesem nicht mehr neu gewesen. Man hatte dort die Zeitungen früher, als ich, von Neu-Orleans empfangen.

Als die Fürstin drei Wochen nach dem Tode ihres vorgeblichen Vaters mein Haus zum erstenmal mit ihrem Besuch beehrte, begleitet von Agathen und ihren Sklavinnen, hatte ich ihnen ein kleines ländliches Fest bereitet. Ich hatte mehrere von unsern Pflanzern zum Gastmahl eingeladen; und diese, um sich nach ihrer Weise den Tag froher zu machen, hatten wieder mehrere junge Leute und Töchter der Kolonie bestellt, und Musik dazu zum Tanz.

Ich führte Augustinen durch mein Haus, und zeigte ihr meine Einrichtungen.

Als wir in das Kabinet traten, wo meine Büchersammlung, meine Zeitungen und Karten sind — Agathe hatte uns eben verlassen — warf sie einen flüchtigen Blick auf Alles, wandte sich dann zu mir und reichte mir ihre Hand. — Ich wagte es, diese Hand mit Inbrunst und Ehrfurcht zu küssen. Augustine schwieg; ihre schönen Augen schwammen unter Thränen und ein zartes Roth flog über ihre Wangen.

„Ich bin eine Waise," sagte sie endlich, „der Tod meines theuern Vaters ließ mich einsam und schirmlos in einem fremden Welttheil. Aber Gott hat mich nicht ganz verlassen. Er führte mich zu Ihnen, lieber d'Aubant. Sie sind ein edler Mann. Was Sie schon für uns gethan haben, können wir Ihnen nicht mehr vergelten. Aber d'Aubant, der ewige Vergelter lebt! — Bleiben Sie uns, was Sie waren: unser Schutzengel, unser Vater."

Lange war ich keiner Antwort fähig. Ich gedachte ihres erhabenen Standes, ihrer fürstlichen Wiege, und des Glanzes, der sie einst umgab — und dann, wie die schöne Schwester einer europäischen Kaiserin, die Verwandtin der mächtigsten Monarchen, sie, die vom Himmel bestimmt gewesen zu sein schien, vom Thron herab, großer Nationen Wohl und Weh zu entscheiden, neben mir stand in den Einöden einer neuen Welt, voller Demuth und Verzichtung, und mit einer Thräne um den Schutz eines Mannes flehte, der einst kaum wagen durfte in die goldenen Vorsäle ihres Palastes den Fuß zu setzen.

„Nein," rief ich, „ich beschwöre Sie, nicht mehr diese Sprache! Sie sind meine Gebieterin. Ich habe keinen Willen; ich bin Ihr Unterthan. Diese Güter, diese Heerden, diese Hütte — Alles, was ich einst mein nannte, ist nicht mehr mein, es ist Ihr Eigen-

thum. Mein Leben hat nur dadurch einen Werth, daß ich es für Sie leben darf."

In diesen Augenblicken bemerkte sie ein kleines Gemälde unter dem Spiegel. Sie trat näher, um es zu betrachten. Ich war ihr gefolgt, und meine Unruhe vermehrte sich, da ich wahrnahm, wie sie sich in dem Bilde selbst wieder erkannte, und zwar in derselben Kleidung, welche sie im Hain bei Blankenburg getragen, wo ich sie zum erstenmal gesehen. Sie stand lange schweigend und staunend da. Sie trocknete ihre Augen, nahm mit zitternder Hand das Gemälde ab, betrachtete es wieder, warf sich entkräftet in einen Sessel, und schluchzte laut.

Noch immer wollte ich, um ihrer zu schonen, mein Geheimniß verhehlen, als kenne ich sie nicht. Aber als sie nun ihre verweinten Augen schüchtern zu mir aufschlug, und fragte: d'Aubant, woher haben Sie dies, und seit wann?" da konnt' ich's länger nicht ertragen. Ich sank zu ihren Füßen nieder. „Gnädige Fürstin!" stammelte ich, „ich sah Sie einst im Hain von Blankenburg — der Maler war ich selbst. Es blieb seit jenen Tagen mein höchstes Kleinod. Ich trug's auf meiner Brust in mancher Schlacht; ich trug es mit mir über's Meer hieher. Einst soll es mit mir ruhen im Sarge."

Sie reichte es schweigend mir zurück, verhüllte ihr Gesicht und weinte heftiger. Nachdem sie wieder Gewalt genug über sich selbst gewonnen hatte, befahl sie mir, aufzustehen. Sie drückte mir schweigend die Hand. Ein Schauer bebte durch alle meine Nerven. „Ich habe es längst gefürchtet!" sagte sie: „D'Aubant, ist Ihnen meine Zufriedenheit theuer, so vergessen Sie, daß Sie mich einst unter andern Verhältnissen kannten. Wecken Sie in mir keine von jenen unseligen Erinnerungen auf. Nehmen Sie, wie Ihr Gemälde, auch das Geheimniß mit in das stumme Grab. Ich bin nicht Fürstin mehr. Ich bin eine arme, aber zufriedene Pflanzerin. Ich

selbst habe mir dieses Loos erkoren, und wähle Sie nun zu meinem Vertrauten. D'Aubant, vergessen Sie nicht, daß Sie nun der einzige Sterbliche sind, der mich's bereuen machen könnte, was ich gethan."

So sprach die Edle. Ich schwor ihr freudig das Gelübde der Verschwiegenheit; aber verhehlte ihr auch nicht, daß ich Ihnen, mein Bellisle, schon manche Muthmaßung über die holde Unbekannte mitgetheilt, die mir unter so seltsam verschiedenen Verhältnissen im Leben erschienen war. Ich schilderte ihr Sie und unsere Verbindung, und die Folge der Entdeckung war, daß Sie auch diesen Brief, und Alles, was ich Ihnen künftig noch über diese Herrliche schreiben werde (denn mich mit Ihnen von ihr im Geiste unterhalten, ist ein unentbehrliches Bedürfniß), erst dann erhalten werden, wenn sie es selbst erlaubt.

Und von diesem Tage an war das Verhältniß zwischen ihr und mir bestimmt. Keiner unserer Gedanken streifte zurück in das Vergangene. Ich sah sie wieder. Ich sah sie oft. Wie eine Rose nach nächtlichem Gewitterregen blühte ihre Schönheit allmälig unter den Thränen der Schwermuth wieder auf, die sie dem Angedenken ihres verstorbenen, treuen Dieners Herbert weinte, den sie, unter dem Namen Holden, als einen zweiten Vater verehrt hatte.

O, Bellisle, wenn Sie sie sehen könnten in ihrem häuslichen Weben! Ein wunderbarer, schöner Geist der Einfalt und der Ordnung waltet dort. Was sie berührt, scheint sich unter ihren Händen zu veredeln. Alles wird anmuthsvoller und bedeutsamer, was mit ihr in naher oder ferner Verbindung steht; selbst das Leblose wird beredt, und die kleinste Blume ihres Gartens blüht schöner und faßt in das wundervolle Ganze ein, welches die Gegend umringt, so von ihr bewohnt wird.

Mit erhabener Selbstverläugnung belebt sie geschäftig ihren

neuen Wirkungskreis, als wäre sie für ihn geboren, und seit der frühesten Kindheit in ihm erwachsen. Nie kannte die ganze Weltgeschichte ein weibliches Geschöpf, welches mit solchem Heldenmuth und solcher Kraft die entgegengesetzten Lebensloose zusammenknüpfte, wie sie; welches gelassenern Muthes Thron und Purpur um eine Hütte vertauschte, und mit einer Religion, wie Heilige sie nicht in ihrem Busen trugen, erhaben über ihr Schicksal, hinwandelt, und den trüben Strom der Verderbtheit ihres Zeitalters, der verworrenen Begriffe von Hoheit und menschlicher Bestimmung tief unter sich erblickt. Nie sah die Welt eine Fürstin von so rührender Demuth, nie eine Hüttenbewohnerin umstrahlt von so vieler Majestät. Die ganze Kolonie Christinenthal sieht mit Ehrfurcht und Liebe auf sie hin, wie auf ein Wesen, das von bessern Welten kam, uns zu beglücken; ihre Sklavinnen vergöttern sie — und ich, o Bellisle! — ob ich sie liebe? — — liebe? — Nein, nur anbeten darf ich sie.

Ach! die peinlichen, die seligen Gefühle, die mich oft entzücken und vernichten — sie kennt sie nicht — sie darf sie niemals vermuthen. Liebend werd' ich einst ins Grab sinken, aber ungeliebt! Die ich anbete, ist eine geborne Fürstin. Es bedarf eines Königreichs, um die Kluft auszufüllen, welche der Zufall zwischen ihr und mir gegraben.

5.

Aus dem Tagebuch Augustinens.

— — Sähest du nun, geliebte Julie, mein Einsiedelei im Schatten hoher blumentragender Eichen, und das hehre Prachtwerk der in sich selbst vollendeten Natur, welches mich, so oft meine Blicke es durchirren, mit Begeisterung füllt; sähest du mein Tage-

werk, und den Frieden und die Freude, so außer mir herrscht und in mir, du würdest mich die glücklichste Tochter der Erde nennen.

D'Aubant, der Edle, wetteifert mit der holden, üppigen Natur dieses Landes, meinen Aufenthalt zum reizendsten der Welt zu erheben. Wo jene das Anmuthige gab, fügte er das Nützliche hinzu; wo jene den Nutzen bot, knüpfte er daran das Schöne der Kunst.

Mein Dasein löset sich in dem stillen Strom heiliger Empfindungen auf. Die Wehmuth der Erinnerung, das fröhlichbange Ahnen des Künftigen, und der milde Zauber der Gegenwart verschmelzen in zarter Uebereinstimmung mit einander, wie die verschiedenen Töne eines harmonischen Klanges.

Ich muntere unsere Arbeiter in den Feldern auf, ich besuche die Hütten meiner Kolonie, werde die Freundin und der Arzt der Kranken, die Friedensstifterin der Entzweiten; oder ich pflanze unsern Garten an, oder ich theile mit der liebenswürdigen Agathe die kleinen häuslichen Arbeiten, oder wir empfangen Besuche, und bewirthen unsere willkommenen Gäste mit dem Besten, was wir vermögen.

Oft gehe ich mit Agathen und einigen meiner Sklavinnen am brausenden Strom entlang, und untersuche die Pflanzungen dieses lieblichen Himmelsstriches; oft schwärme ich einsam und furchtlos durch die finstern, feierlichen Waldungen und ins Gebirg. Die Natur ist das wahre Buch himmlischer Offenbarung, welches gleichsam die Hand des Allmächtigen selbst geschrieben; und jede Zeile dieses unendlichen Werkes ist ein neues Wunder.

Der Theil des Erdballs, welchen ich jetzt bewandle, trägt überall die Spuren einer spätern Bildung und Entstehung. Noch ist nicht der tausendste Theil desselben von Menschen bewohnt oder gesehen. Einst herrschte auch hier, wie in andern Weltgegenden, der unermeßliche Ozean allein, wie die Menge der Versteinerungen von Meererzeugnissen dafür bürgen, welche heutzutage nur im

Schooße des Weltmeers gesehen werden. Langsam nur, und im Verlauf vieler Jahrhunderte, bildete sich die Oberfläche des Erdballs, wie wir sie jetzt kennen. Aber, was war sie vor unserer Geschichte? — Einst, wo jetzt in der Nähe des Nordpols vom ewigen Eis die ungeheure Wüste starrt, wandelten dort Thiere, welche heut zu Tage unter den heißesten Zonen wandeln, und Thiergeschlechter sind verloren gegangen, von denen wir nur in verschütteten Höhlen die großen Gerippe entdecken! Julie, es war eine Vorwelt, von der unsere Geschichte nichts weiß; und wir wandeln auf dem Staub und über den Trümmern von Geschlechtern, welche diese Erde sahen, früher als selbst Mosis Urkunden hinausdeuten. Was da gewesen ist, verweset; die Thaten jener fernen Geschlechter sind vernichtet und verloren. Sie schmeichelten sich vielleicht mit stolzer Hoffnung der Unsterblichkeit ihres Namens! und siehe, eine Aenderung des Erdballs, in seiner Bahn um die Sonne — und Alles lag im Schutt der Vergessenheit versunken. Denn das feste Land, das wir bewohnen, ist neues Land, und die Meere, die wir beschiffen, sind vielleicht nur Gräber vormals bewohnter Welttheile.

Und so, wie jene Verlornen der unbekannten Urwelt, können auch unsere Völker, unsere Thaten einst durch furchtbare Zerstörungen verschwinden bis zur letzten Spur. Dann war kein Alexander, kein Cäsar, kein Sokrates, kein Homer. Nach Jahrtausenden findet vielleicht ein neues Geschlecht unsere verkalkten Gebeine und Abdrücke unserer Pflanzen in jungen Schiefergebirgen, und spricht: „Dieser Weltkörper trug schon einmal Bewohner, ehe unsere Geschichte sie kannte!“ — Aber der Name Griechenlands und Roms ist verschwunden; man weiß nicht, war ein Rußland, ein Frankreich; blühete einst ein schönes Reich, geheißen Deutschland, welches edle Fürsten und Weise erzeugte?

So, Julie, sink' ich beim Betrachten der unendlichen Natur

schaudernd in meinen Gedanken unter, die Vergänglichkeit breitet ihren dunkeln Flügel durchs Weltall zwischen den Gestirnen hin, und ich falle nieder, berühre den Staub der Erde mit meiner Stirn, und bete Gott an.

Und elend, und thöricht, und des menschlichen Geistes unwerth erscheint mir das Treiben und Thun der armen Sterblichen. Ihre Eitelkeit brüstet sich neben dem welkenden Grashalm; ihrer Kühnheit Riesengebäude will prahlen neben dem Gewebe der Spinne und des wunderbaren Seidenwurms.

Julie, es ist nichts ewig, als Gott; es ist nichts unsterblich als sein Werk, das wir auch sind; es ist nichts schön, als die Natur; es ist dem Menschen nichts verwandt, als die Tugend!

Ich habe die Bande des Vorurtheils zerrissen, und mir ist's, als steh' ich nun, wie eine Vollendete, besser und größer da, zwischen Welt und Ewigkeit, zwischen Gott und Menschheit. Ich erkenne an dem Fürstenthron keinen Glanz mehr, an der Armuth keine Schmach. Die Menschen sind nur darum elend, weil sie den Muth nicht haben, glücklich zu sein.

O, Julie! wärst du bei mir in der schönen, klösterlichen Welt Louisiana's; könnt' ich meine Ansichten, meine Hoffnungen, meine Seligkeiten mit dir theilen!

Ich beklage das Vergangene nicht, und nicht das Verlorne. Was mich quälte, ist vergessen; was ich liebte, ruht unverloren in Gottes Arm. Auf meines treuen Herberts Grabe weint das menschliche Auge nur Thränen der Dankbarkeit; aber seinen Tod beklag' ich nicht.

D'Aubant will mir Herbert sein — ich fühl' es, er wird mir mehr. Ich lieb' in ihm meine Jugendwelt; ich lieb' in ihm dich, o Julie! Er gibt dem Irdischen, was mich umfängt, den von mir unter tausend Leiden verkannten Werth wieder. Ja, es ist Seligkeit, ein Mensch zu sein!

6.

Mündliche Ueberlieferungen.

Die glücklichen Kolonisten lebten lange in beneidenswürdiger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und vergessen von Europa. Ihre Pflanzungen, meist Indigo und Tabak, erreichten bald den höchsten Flor. Nichts fehlte ihnen zur hohen Zufriedenheit; und selbst, was ihnen zu mangeln schien, vermehrte nur den Werth ihrer Verhältnisse. — Täglich sah d'Aubant Augustinen, täglich lernte sie neue Tugenden an ihm achten. Gegenseitiger Umgang in der Einsamkeit ward ihnen zum Bedürfniß. Augustine liebte den edeln Mann, ohne es zu wissen, ohne es sich zu bekennen; und d'Aubants Leidenschaft für die Liebenswürdigste ihres Geschlechts brannte im stillen Lichte unauslöschlich. — Selbst die gute Agathe, dem allmäligen Welken nahe, lebte wieder in schöner Jugendfülle auf, und ein französischer Offizier, welcher von New-Orleans kam, um die Kolonien zu untersuchen, machte bald in ihr die Erinnerungen an den romantischen Janinsky dunkler. Nach einem halben Jahre der neuen Bekanntschaft war aus Agathen eine Madame Desfontaines geworden, und Herr Desfontaines, von so schönen Banden gehalten, legte seine Stelle nieder und ward Pflanzer in der glücklichen Kolonie.

Der Gouverneur von New-Orleans, welcher schon längst versprochen hatte, das so hochgerühmte Christinenthal zu besuchen, erfüllte endlich sein Wort. Er kam, nebst seiner Gemahin und der reizenden Adelaide, seiner Tochter, und begleitet von einem großen Gefolge, in der Mitte Sommers an, um wenigsten einen Monat in der neuen Pflanzung zuzubringen. Ihm zu Ehren wurden eine Menge kleiner Feste veranstaltet, und die harmlose Freude schien sich aus der übrigen Welt nur in diesen unbekannten Winkel der Erde geflüchtet zu haben. — Aber eben dieser Aufenthalt des

Gouverneurs in Christinenthal hatte auf die bisherigen einförmigen Verhältnisse d'Aubants und der fürstlichen Pflanzerin einen Einfluß, den sie selbst nicht erwartet hatten.

Augustinens Heiterkeit verlor sich unbemerkt. Agathe sowohl als d'Aubant, fanden sie öfter, als gewöhnlich, auf dem Grabhügel Herberts gelehnt und in traurige Betrachtungen verloren. Zwar lächelte sie, sobald ein Freund vor ihr erschien; zwar belebte sie noch, wie immer, die Gesellschaften mit ihrem Frohsinn; aber dennoch empfand Jeder, der sie kannte, daß ihr Lächeln und ihr Scherz nur gezwungen sei. Niemand konnte in das Geheimniß ihres stummen Grames dringen.

Inzwischen dauerten die Zerstreuungen fort. D'Aubant hatte weniger Anläße und Gelegenheiten, Augustinen zu beobachten. Er war von der Sorge um die Unterhaltung seiner Gäste hingerissen. Die muntere Adelaide umgaukelte ihn unaufhörlich, und der Gouverneur hatte tausend Dinge mit ihm ins Reine zu bringen. Die Gemahlin des Gouverneurs bemerkte mit innerm Wohlgefallen, wie sich Adelaide mit jedem Tage vertrauter an Herrn d'Aubant schloß. Sie theilte ihre kleinen Entdeckungen dem Gouverneur mit, und dieser hatte, so wie seine Gattin, manchen Grund, mit den Entdeckungen zufrieden zu sein. Denn die kleine flatterhafte Adelaide hatte ihr Herz schon einem Ingenieur, einem jungen, artigen Mann, schenken wollen; das wußten die Aeltern, und waren der Schenkung nicht gewogen gewesen. Sie hatten Adelaiden ernstlich die Liebe zum Ingenieur, als einem Mann bürgerlicher Abkunft, untersagt; das wußte Adelaide, und sie war ihrerseits dem Verbot nicht gewogen gewesen. — Jetzt schien sich das Mißverständniß sehr angenehm in einer Verbindung d'Aubants mit Adelaiden aufzulösen, und in der ganzen Kolonie zweifelte kein Mensch weiter daran.

D'Aubant läugnete freilich herzhaft, so oft die liebenswürdige

Desfontaines ihn darum befragte; demungeachtet wollte er nie die Wahrheit und das Geheimniß all' der kleinen Vertraulichkeiten verrathen, so zwischen ihm und Adelaiden herrschten.

An einem schönen Nachmittag war die ganze Gesellschaft der Fremden von New-Orleans, nothwendig auch d'Aubant, eingeladen bei Augustinen. Augustine schien trüber, denn gewöhnlich, so viele Mühe sie sich auch gab, ihre Schwermuth zu verheimlichen. Auch der Gouverneur und seine Gemahlin waren ernster, denn sonst. Der flatterhaften Adelaide sah man sogar rothgeweinte Augen an; d'Aubant war stiller. Mit einem Wort, der Genius der Freude war treulos entwichen; Jedes lebte mehr in sich, als mit den Andern. Agathe allein hüpfte harmlos von Einem zum Andern, und konnte das räthselhafte Betragen einer Gesellschaft nicht begreifen, in welcher sonst Muthwille und Scherz daheim waren; und mochte sie auch forschen und fragen, wie sie wollte, Einer war geheimnißvoller, als der Andere.

Augustine ermannte sich. Sie stand im Glauben, daß ihre Niedergeschlagenheit, der sie so wenig Meister gewesen, Ursache von der unangenehmen Verstimmung der Uebrigen geworden sei. Ihre Gäste hatten sich im Garten und im daranstoßenden kleinen Parke paarweis zerstreut. Sie eilte dahin, um die Verlornen zu sammeln.

Indem sie an einer kleinen, von Gebüschen umfangenen Wiese vorüberging, sah sie Adelaiden mit ausgebreiteten Armen gegen d'Aubant fliegen, welcher mit dem Ingenieur im Gespräch vertieft zu sein schien; sah, wie Adelaide den Letztern umarmte.

Augustine wandte sich schnell ab, um die Glücklichen nicht durch ihr Erscheinen zu stören. D'Aubant aber hatte die Fürstin bemerkt. Er überließ die freudeberauschte Tochter des Gouverneurs dem Geliebten, und eilte jener nach.

Sie stand an eine Zypresse gelehnt, und starrte finster vor sich

hin. Als sie seine Schritte vernahm und ihn erblickte, schien sie ihm entgegeneilen zu wollen; doch die Kraft gebrach ihr. Sie war sehr blaß; sie lächelte ihn an, und ihre Augen waren von zitternden Thränen schwer.

„Ihnen ist nicht wohl?“ fragte d'Aubant ängstlich.

„Nicht ganz,“ antwortete sie: „aber es wird vorübergehen.“ Sie deutete mit der Hand auf einige bemooste Felsenstücke, welche im Schatten überhängender Gesträuche einen Ruheort bildeten.

D'Aubant führte sie dahin. Er setzte sich an ihrer Seite nieder. Beide schwiegen lange. Er ergriff ihre Hand plötzlich mit einer Heftigkeit, die sie erschreckte, und küßte sie mit ungewöhnlicher Inbrunst. „Machen Sie mich nicht unglücklich, Madame!“ rief er mit bebender Stimme: „Irgend eine Krankheit, irgend ein Uebel nagt an Ihrem Leben.“

Sie schlug die Augen zu ihm auf, und bemerkte Thränen in den seinigen. „Fürchten Sie nichts!“ erwiederte sie: „Mir ist wieder wohl. Es war eine Anwandlung — es ist schon vorüber.“

Eine neue Stille trat wieder ein.

„Ich habe,“ sagte er nach einiger Zeit, „Ihnen frohe Botschaft bringen wollen. Es ist mir gelungen, den Gouverneur und seine Gemahlin zu bewegen, die Einwilligung in die Verbindung Adelaidens mit dem Ingenieur zu geben. Es hielt schwer. Aber der Gouverneur war wohl gezwungen, sein Jawort zu geben, da sich die beiden jungen Leute aus Lieb' und Leidenschaft schon zu sehr vergessen hatten, und dergleichen Schritte nicht wohl zurückgethan werden können. — Kommen Sie, nehmen Sie Theil an der Freude der Glücklichen, die jetzt wahrscheinlich zu den Füßen ihrer Aeltern liegen.“

Augustine schien von dieser Neuigkeit sehr überrascht. Sie that noch manche Frage, und, am Arm des Chevaliers gelehnt, ging sie, den Gouverneur zu suchen.

Die düstere Stille, welche noch vor einer Stunde in dem freundschaftlichen Kreise geherrscht hatte, war nun plötzlich verschwunden; das drückende Geheimniß von jeder Brust gewälzt. Man gab und empfing Glückwünsche, und überließ sich unbefangener, denn jemals, der Freude. Augustine, von dem Vergnügen ihrer Gäste beseelt, wollte das Fest krönen. Sie lud die benachbarten Pflanzer ein mit ihren Familien; auch ländliche Musik erschien, und beim Schimmer des Mondes und der Sterne wurde ein fröhliches Abendmahl gerüstet im Freien unter den Palmen.

Versöhnung, Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung und Freundschaft bewegten jedes Herz. Man tändelte, man sang, man tanzte. Der Klang der Instrumente drang weit und melodisch durch die Stille des Abends hin, lockte die Bewohner und Bewohnerinnen der entfernten Hütten herbei, und vermehrte mit jeder Stunde das liebliche Getümmel beim Schein der wehenden Fackeln und Lampen.

D'Aubant vermißte von ungefähr Augustinen. Sie hatte sich aus dem Gewühl zurückgezogen. Er fand sie nicht weit vom Tanzplatze, auf einer Bank im Garten, von wilden blühenden Gebüschen verdeckt.

„Darf ich mit Ihnen diese Einsamkeit theilen?“ sagte er.

„D'Aubant!“ sagte sie leise. Er saß schon neben ihr. Er wollte reden, ergriff ihre Hand, und vergaß, indem er diese Hand an seine Lippen zu pressen wagte, seine Worte.

Beide schwiegen. Die Zauberei des schönen Abends, die letzten Ereignisse, die Musik in der Ferne, schienen mächtiger auf beider Herzen zu wirken, nun in beider Brust die schöne Ahnung reger geworden: du lebst nicht ganz ungeliebt.

Augustine, aller Vergangenheit vergessend, sah mit träumenden Blicken in die verworrene Abendwelt hinaus. Wohlgerüche athmeten alle Stauden. Gesträuche, Hütten und Tänzer schwebten im fabelhaften Halblicht des Mondes; und wie Gestirne funkelte der rothe

Glanz der Kerzen durch das vom leisen Odem der Abendluft erschütterte Laub.

Was sie in diesem Augenblick an d'Aubants Seite empfand, glaubte sie noch nie empfunden zu haben, und wie sehr sie ihn liebte, schien sie nie so deutlich erkannt zu haben, als in diesen Augenblicken. Aber diese Augenblicke waren auch die ersten, in welchen er, der sonst nie seiner tiefen Ehrfurcht vor der schönen Fürstentochter vergessen hatte, die Schranken der Ehrfurcht brach. Er schwieg, und zitterte, und seine Lippen glühten auf ihrer Hand. Seine Seele taumelte zwischen Entzücken und Furcht. Seine Verwegenheit führte ihn an die Schwellen des Himmels oder der Vernichtung, und diese Minuten wurden für ihn entscheidend.

Sie wollte ihre Hand ihm entziehen, und vermochte es nicht.

„D'Aubant!“ sagte sie schüchtern. Er drückte ihre Hand an seine von einem Seufzer tiefbewegte Brust. Sie schwieg; sie wollte den Seufzer unterdrücken, welcher dem seinigen antwortete. Aber er hörte ihn, und die Hoffnung der Gegenliebe in ihm.

Ein Geräusch in der Nähe weckte jählings beide aus ihren Träumen auf. Erschrocken zog Augustine die Hand zurück, zu lange schon die Beute des jungen Mannes. D'Aubant wich voller Ehrfurcht an die Seite. Der alte Gouverneur, von Lust und Wein beseelt, stand vor ihnen.

Beide schienen diese Ueberraschung so wenig erwartet, als gewünscht zu haben; sie konnten ihn nicht anreden, und sich nicht von den Gefühlen entstricken, in denen, wie in einem Garne, ihre Seelen seit einer Stunde und vielleicht länger kämpfend und verloren lagen.

Der Gouverneur sah sie eine Weile an. „Also hier?“ sagte er lachend: „Und so stumm? O, machen Sie beide mich nicht blind; ich habe es längst bemerkt. Hab' ich nun schon gern oder ungern heute eine Verlobung machen müssen, Herr Chevalier, so muß es

auf der Stelle noch die zweite, und, wenn morgen oder übermorgen der Missionär kommt, eine Doppelhochzeit geben.“ Ohne weiter Antwort abzuwarten, bog sich der Mann über beide nieder, schlug die Arme rechts um d'Aubant, links um Augustinen, preßte beide herzlich und so nahe zusammen, daß beider Lippen sich begegnen mußten.

D'Aubants Kuß brannte auf Augustinens schönen Lippen — Bewußtsein und Besonnenheit waren erloschen. Sie fühlte, in der Betäubung, des geliebten Mannes Mund glühen an dem ihrigen, und unwillkürlich antwortete ihm der süße Gegenkuß. Und in dem Wirbel unbekannter Wonnen versanken beide, zitternd, wie wenn sie sich aus der todten Erdenwelt in das Leben von Elysium verzaubert sähen, und schüchtern noch beim ersten Eintritt zweifelten.

Der Gouverneur lachte laut auf, ob seines glücklichen Raths, und ging mit Recht triumphirend davon. Das Lachen rief d'Aubants Besinnung zurück. Er fürchtete, die der Fürstentochter schuldige Hochachtung verletzt, Augustinens Zorn verdient zu haben — und doch hielt Liebe ihn immer wieder an des wundervollen Weibes Brust. — „D'Aubant!“ lispelte sie bebend, und erwiederte leise den Kuß, der ihre Lippen versiegelte. Er schlug seine Arme um sie. Er fühlte sich von dem schönsten, dem edelsten Wesen, so er jemals in der Welt gefunden, umfangen. Er war ein Gott.

Ein fröhliches Geräusch drang durch die Gebüsche heran, und die Kerzen leuchteten näher. Hand in Hand gingen der Chevalier und Augustine der herbeiströmenden Gesellschaft entgegen. Sie empfingen, als Neuverlobte, die Glückwünsche Aller, und konnten keine Antwort stammeln, und hatten sich selbst noch nicht mit Worten gestanden, was sie fühlten und dachten.

Den Chevalier floh diese Nacht der Schlaf; er schwebte, wie im wilden Fieber. Erst am Morgen ziemlich spät erquickte ihn ein leichter Schlummer. Und da er erwachte, war's ihm ein Mährchen von dem, was gestern geschehen.

Furchtsam machte er sich auf, um Augustinen zu sehen — um, wenn sie vielleicht den schönen Rausch bereuen würde . . . Doch was dann thun, war ihm ja selbst noch dunkel.

Sie war einsam, noch im häuslichen Gewande; aber schöner war sie nie erschienen. Bei d'Aubants Eintritt ins Zimmer schwamm eine sanfte Röthe über ihr Gesicht. Sie erhob sich vom Stuhl, und wagte nicht zu ihm aufzusehen. Und doch, so sagte ihr ganzes Wesen, und der stille Ernst, der sie beherrschte, daß sie sich bereitet hatte, ihm ein ernstes Wort zu sprechen über das Geschehene.

Er fiel zu ihren Füßen nieder — er konnte keine Silbe des Grußes stammeln. Sie winkte ihm aufzustehen. Er erhob sich, und mit seinen Augen wollte er in den ihrigen Gnade oder Fluch lesen. Sie starrte ihn traurig, zärtlich an, und was gesprochen werden sollte, ward vergessen. Sprachlos, Herz an Herz, vergaßen sie des ganzen Weltalls; nur in zitternden Seufzern, nur in Thränen tiefgefühlten Glücks redeten ihre Seelen zu einander.

Und wie gestern machte auch diesmal der Gouverneur ihrer Begeisterung ein Ende. Er trat herein, an seiner Hand den Geistlichen von Andayes, und hinter ihm ein fröhliches Gefolge: Agathe mit ihrem Desfontaines, und andere von der Begleitung des Gouverneurs und aus der Kolonie.

Agathe schlang sich schluchzend um Augustinen und küßte sie mit hoher Inbrunst und rief: „Wohl hat mir's immer eine geheime Stimme flüstern wollen, und ich wagte es nicht, ihr zu glauben. Du liebe, göttliche Pflanzerin, bist glücklich! ich kröne dich hier mit dieser Mirtenkrone: Christinenthal ist deine Monarchie; Liebe, Tugend und Seligkeit sind deines Hofstaats Glanz — vergiß nun deiner Agathe nicht in d'Aubants Armen.“

Wirklich heftete Madame Desfontaines die frische Mirtenkrone auf Augustinens Haupt, von welchem in reizender Unordnung die Locken wallten über Achseln und Nacken. — Der ganze Zug ging

zur nächsten Kapelle, und die verwittwete Fürstin ward — vermählt mit dem Geliebten — Madame d'Aubant.

Nachschrift.

Und eine Reihe seliger Monde und Jahre blühete dem hochbeglückten Paar in Louisiana's Einsamkeit auf. Die Geburt einer reizenden Tochter erhöhte das Glück der fürstlichen Mutter. Sie säugte ihr Kind selbst, und unterrichtete es, sobald es stammeln lernte, in ihrer Muttersprache, der deutschen.

So hatte das erhabene Weib, indem es siegend über die Vorurtheile der Welt, und nur in seine Tugend gehüllt, dahin ging, das harte Schicksal unter eigenen Willen gebeugt. Selbstschöpferin ihres Wirkungskreises in unbekannten Regionen, bereitete sich die muthmaßliche Erbin des größten Reichs der Welt ihr Elysium in den Hütten harmloser Pflanzer, und fand sie hier unter wilden Völkerschaften ein himmlischeres Loos, als im kaiserlichen Palast von Petersburg ihr nie zu Theil werden konnte.

So verfloß der schönste und wichtigste Zeitraum ihres Lebens. D'Aubants Pflanzungen vergrößerten sich mit jedem Jahre. Er herrschte im Ueberfluß.

Zwei Umstände aber trafen späterhin zusammen, durch welche die Glücklichen veranlaßt wurden, ihren Aufenthalt zu verändern — eine Krankheit d'Aubants, welche ohne Berathung mit geschickten Aerzten in ihren Folgen gefährlich zu werden drohte, und die falsche, golddürstige Politik des neuen Gouverneurs zu Neu-Orleans.

Sie verkauften ihre Pflanzungen mit großem Gewinn, und reiseten beide nach Frankreich zurück. Die Prinzessin glaubte in Europa längst schon vergessen zu sein. Sie kamen nach Paris, d'Aubant übergab sich den Aerzten, und nahete bald seiner Genesung.

Eines Tages ging Augustine mit ihrer Tochter lustwandelnd

durch den Garten der Tuilerien. Beide unterhielten sich in deutscher Sprache. Graf Moriz, der Marschall von Sachsen, stand in der Nähe und bemerkte die Damen. Da sie in seiner Muttersprache redeten, wollte er die Gelegenheit nicht verlieren, mit so liebenswürdigen Landsmänninnen Bekanntschaft anzuknüpfen. Er trat zu ihnen und erkannte die Prinzessin von Wolfenbüttel, welcher seine Mutter, die Gräfin von Königsmark, vor mehrern Jahren zur Flucht aus St. Petersburg geholfen. Vergebens wollte sich die Ueberraschte ihm verbergen. Sie war einmal erkannt, und der Marschall bat um die einzige Gnade, ihre Anwesenheit in Paris dem König zu melden. — Alle Vorstellungen der Prinzessin waren dagegen fruchtlos. Sie ergab sich endlich in seine dringenden Bitten; doch unter der Bedingung, daß er das Geheimniß nur drei Monate lang bewahren solle. Er versprach's, und erhielt dafür die Erlaubniß, daß er der Prinzessin von Zeit zu Zeit seine Aufwartung machen dürfte.

Der Chevalier war inzwischen wieder vollkommen gesund geworden. Und als der Marschall am Ende des bestimmten Vierteljahrs die Prinzessin noch einmal besuchen wollte, bevor er dem König die wichtige Entdeckung machte, war sie mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter verschwunden. Doch erfuhr er, daß sie sich nach Ostindien eingeschifft, und die Insel Bourbon zum Wohnort gewählt hätten.

Graf Moriz eilte zum König. Dieser, nicht minder durch die Entdeckung überrascht, ließ auf der Stelle, durch seinen Minister, dem Gouverneur der Insel befehlen, den Chevalier d'Aubant und dessen Gemahlin mit der ausgezeichnetsten Achtung zu behandeln, und ihnen in allen Wünschen vorzueilen. Aber damit noch nicht zufrieden, schrieb der König eigenhändig einen Brief an die Königin von Ungarn, wiewohl er mit ihr im Kriege war, und unterrichtete sie von den außerordentlichen Schicksalen ihrer, längst als todt beweinten, Tante.

Die Antwort der Monarchin enthielt, außer den Empfindungen ihres Dankes, ein beigefügtes Schreiben an Madame d'Aubant. Die Königin bat sie, zu ihr an den Hof zu kommen; der König von Frankreich werde für ihren Gemahl und für die Tochter, so sie mit demselben erzeugt hatte, auf das Glänzendste sorgen. — Aber die Prinzessin antwortete ihres hohen Geistes würdig und im stolzen Gefühl ihres Glückes. Sie verwarf alle Anträge und blieb in ihrem Dunkel. Auf der Insel Bourbon war sie noch im Jahr 1754.

Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Tochter begab sie sich wieder nach Europa. Viele behaupten, daß sie sich nach Montmartre zurückgezogen habe, wo man sie noch im Jahr 1760 gesehen haben will.

Andere versichern, daß sie den Abend ihres tugendhaften Lebens in Brüssel gelebt habe, wo ihr eine ansehnliche Pension aus dem Hause Braunschweig ward. Hier war sie aller Armen Trösterin; jeder Unglückliche fand Hilfe bei ihr, wenn ihn die Welt verlassen hatte. Eine unzerstörbare, sanfte Heiterkeit schwebte in ihren Gesichtszügen, wie Wiederglanz ihres innern Seelenfriedens. Nahe an siebenzig Jahren bewahrte sie noch Spuren ihrer ehemaligen Schönheit; und die Fülle reiner und beseligender Empfindungen, mit denen sie einst die Tage ihrer Jugend durchwandelte, blieben ihr noch im stillen Lebenswinter getreu.

Und als sie nun, so wird von ihr erzählt, die holde Stunde schlagen hörte, welche ihre Seele wieder vereinen sollte, mit dem vorangegangenen Freund ihres Herzens, mit d'Aubant und ihren Kindern — und als Aller Augen an ihrem Sterbebette weinten, wandte sie sich noch mit sanftem Lächeln zu den Klagenden, und sprach:

„Ich habe einen schönen Traum geträumt; nun laßt mich doch zum Leben erwachen!“

Agathokles,

Tyrann von Syrakus.

Seit einem halben Jahre wohnte in einer der angenehmsten sizilianischen Gegenden, einige Stunden von der reichen Stadt Syrakus, die Familie des griechischen Bildhauers Mikon. Ein Landhaus, von weitläufigen Nebengebäuden umgeben, zwischen Kornfeldern, Wiesen und Weingärten, Alles von einem Bach bewässert, der durch das Thal floß; auf der Höhe hinter dem Landhause die endlose Aussicht über das Meer — ein kleiner Tempel droben — wer hätte da nicht gern wohnen mögen? Der Sitz in dem einsamen Thale war von allen Landstraßen abgelegen. Eben diese Entfernung vom Menschengewühl hatte der Bildhauer seinen Söhnen empfohlen, da er sie mit Weibern und Kindern von Korinth wegschickte, um in Sizilien einen Ruheort anzukaufen, wo er in glücklicher Stille den Abend seines Lebens genießen könnte. Er selbst war erst, nachdem der Ankauf geschehen, von Korinth abgereiset, begleitet von seiner Gemahlin und dem jüngsten seiner Söhne.

Es war ein rechter Freuden- und Siegeszug, als Mikon in seine neue Besitzung einzog. Denn seine Söhne mit ihren Gattinnen und Kindern waren ihm, festlich geschmückt und bekränzt, weit ent-

gegengegangen. Der hohe Greis weinte Freudenthränen unter dem Jubel, mit welchem sie ihn umringten. Er hatte sein zweiundsiebenzigstes Jahr an dem gleichen Tage angetreten, da er, nach langer Trennung, alle seine Lieben wieder beisammen fand. Er zählte sie, rief sie alle, groß und klein, bei Namen, und umarmte und segnete sie alle. Das Alter hatte seine Haare gebleicht, aber seine Kräfte nicht geschwächt. Ein mildes Feuer glänzte in seinen Augen. Die Farbe der Gesundheit röthete seine Wangen. Er nahm eine Urenkelin auf den starken Arm, und so, umschwärmt von seinen Angehörigen, trat er in sein neues Eigenthum. Er untersuchte Alles; fand Alles gut. Seine Töchter, Schwiegertöchter und Enkelinnen hatten mit einander gewetteifert, die ihm bestimmten Zimmer mit jeder Anmuth, jeder Bequemlichkeit zu bereichern, die dem Alter behagte, oder von der ihnen ahnete, daß er sie gern sehen würde.

Von nun an genoß er den seligen Frieden am eigenen Herde; das stille Glück, welches er als sein höchstes gewünscht hatte. Er war von Syrakus gebürtig. Obgleich er aber seine meisten Jugendfreunde alle überlebt hatte, und in der großen Stadt, die er seit fünfzig Jahren nicht gesehen, Keinen mehr kannte, war doch Sizilien immerdar seine Sehnsucht geblieben, und daß seine Asche einst in väterlicher Erde ruhen möge.

Alle Tage in der Morgenkühle pflegte er einen Gang durch seine weitläufigen Besitzungen zu machen, um sie und jede Stelle des anmuthigen Thales kennen zu lernen. Solcher einsamen Wanderungen war er von jeher gewohnt. In Griechenland hatte er sie selbst beim übelsten Wetter nicht versäumt. Sie gehörten zur Nahrung seiner Kraft. Gewöhnlich begleiten ihn nur ein Sklave in gewisser Ferne, daß er im Fall eines Bedürfnisses Beistand zur Hand habe. Er überließ sich da gern ruhigen Betrachtungen und Ueberlegungen. Solch einen Gang in die Einsamkeit nannte er

gewöhnlich ein reinigendes Bad der Seele. Da wasche sie sich von allen kleinen Kümmernissen rein, und werde kräftig, wohlthuend, erhaben und still, wie die Natur, in deren Hauch sie sich gleichsam auflöse.

Am zwölften Tage seiner Ankunft in Sizilien bestieg er auch die Anhöhe, an deren Fuß die Gebäude lagen. Noch war er nie hinaufgekommen.

Droben auf der Schwelle des Tempels im kühlen Schatten hoher Steineichen und Kastanienbäume ließ er sich zum Ausruhen nieder. Zu seinen Füßen grünte das Thal mit seinen Gütern. Zwischen den fetten Fluren krümmte sich der Bach in großen Windungen hin, als thäte es ihm weh, die reizende Gegend zu verlassen, um im Schoos des nahen Meeres zu sterben. Weiterhin glänzte der dunkle Spiegel des Ozeans, bis, in unerspähbarer Ferne, Welle und Himmel duftig zusammenrannen.

Mikons Blicke durchirrten neugierig und überrascht die große anmuthsvolle Landschaft. Er war im Anschauen derselben verloren, als ihn ein Geräusch aus dem Thal störte. Er sah drunten jenseits des Tempels zwei Männer zu Pferde. Einer derselben stieg ab, und übergab sein Roß dem Begleiter, welcher im Schatten eines alten Baumes blieb. Der Abgestiegene schien den Fußweg hinauf nach dem Tempel zu wählen. Mikon beschloß, sich nicht stören zu lassen, und nahm seine vorige Stellung wieder. Als er aber hinter sich ein starkes, männliches Schreiten über den Marmorboden zwischen den Tempelsäulen hörte, stand er auf.

Ein Greis, der noch älter als er selbst zu sein schien, in einfacher Kriegerkleidung, ging neben dem Altar vorbei, ohne Mikons Anwesenheit zu beachten, seitwärts die Stufen nieder gegen das Thal hin. Da blieb er stehen, und betrachtete die Landschaft mit verschränkten Armen. In seiner Stellung war etwas Gebieterisches;

in den Zügen seines faltenreichen, hagern, von der Sonne gebräunten Gesichts majestätischer Ernst. Finster hingen graue Augenbraunen über die tiefliegenden, lebhaft funkelnden Augen.

Der alte Krieger wandte sich bald darauf wieder rasch um zum Tempel, als wollte er auch diesen betrachten. Da ward er Mikons gewahr. Er stutzte. Mikon erhob sich von seinem Sitze, ging dem Fremdling näher und grüßte. „Es scheint," sagte Mikon, „uns führt gleiche Absicht zu gleicher Stelle."

Der Krieger musterte den Bildhauer von Kopf zu Fuß; dann sprach er: „Das wundert mich nicht halb so sehr, als daß ein Paar Grauköpfe wie wir, noch auf dieser Höhe zusammentreffen. Wie alt bist du?"

„Einundsiebenzig voll und einige Tage dazu."

„Wahrhaftig, genau so alt, wie ich selbst!" versetzte der Kriegsmann: „Wo wohnst du?"

„Drunten im Thal. Mir gehört der Landsitz."

„Dir?" sagte der Kriegsmann, und heftete schärfere Blicke auf Mikon. „Ich sollte dich kennen, sehr gut kennen, und weiß doch nicht, wo ich dich sah."

„Vielleicht in Korinth oder Athen. Da habe ich manches Jahrzehend zugebracht. Ich bin Mikon, der Bildhauer."

„Mikon?" sagte der Kriegsmann, und zog nachdenkend die Stirn zusammen. „Aber du bist nicht aus Griechenland?"

„Nein, ich bin von Syrakus gebürtig. Hier lernte ich das Töpferhandwerk, bis mich das Glück nach Korinth führte in die Werkstätte des Bildhauers Kallias. Bei diesem Meister lernte ich die Kunst."

Die finstern Züge des grauen Kriegers heiterten sich bei diesen Worten plötzlich auf. Er lächelte dem guten Mikon freundlich zu und reichte ihm die Hand. „Müssen uns denn die Götter noch so spät zusammenführen?" rief er: „Alter, sieh mich an. Kennst du mich?"

Mikon schüttelte schweigend den Kopf.

„Hat mich das Alter so sehr verwandelt? Sieh mich an, Mikon! Habe ich nicht mit dir bei Lamos, dem Töpfer zu Syrakus, vor mehr denn einem halben Jahrhundert, treufleißig Urnen gedreht und Lampen aus Thon geknetet? Kennst du mich noch nicht, Alter? Erinnerst du dich nicht des Karkinos von Thermä?“

„Wie?“ rief Mikon erstaunt: „Du des Karkinos Sohn? Wohl, nun dämmern mir wieder in deinen Mienen die Züge des schönen Jünglings, den ich so herzlich geliebt, dessen ich nie vergaß, und dessen Gestalt ich oft, wenn ich aus dem Marmorblocke einen Bacchus hervorschlagen sollte, oder einen Apollo, im Spiegel meiner Einbildungskraft sah.“

Die Greise umarmten sich. Dann ließen sich beide auf den Stufen des Tempels nieder, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Weißt du noch,“ rief Karkinos, „wie wir beide, den Tag vor deiner Abreise nach Korinth, im Tempel der Glücksgöttin das Opfer brachten; dann mit einander lange Zeit den ortygischen Damm auf und ab wandelten und von unserer Zukunft sprachen? Es scheint, die Göttin hat unser beider Wünsche gutmüthig erhört.“

„Sie hat mehr gegeben, als ich damals bat. Und hätten mir die Götter weniger verliehen, ich würde darum nicht minder glücklich sein.“

„Du warst immerdar der genügsame Mikon, und bist es geblieben!“ sagte Karkinos lachend.

„Und du,“ versetzte Mikon, „warst immer der Ungestüme, Ungenügsame, Hochstrebende. Ich erinnere mich wohl noch des Opfers und unsers kindischen Geschwätzes auf dem ortygischen Damm. Du schworst damals Kriegsdienste zu nehmen und nicht zu ruhen, bis du Feldherr wärest. Deine Kleidung sagt mir's, du hast Wort gehalten. Bist du glücklich, alter Freund?“

„Wer ist glücklich?“ sagte Karkinos. „Nur die Unsterblichen sind's.“

„Bin ich schon kein Unsterblicher, bin ich doch ein Glücklicher unter den Sterblichen!“ entgegnete Mikon. „Ich habe Gesundheit und ein zufriedenes Herz bewahrt, die Menschen geliebt und die Götter gefürchtet; mein Fleiß hat mir ansehnliches Vermögen gewonnen. Kinder, Kindeskinder und Urenkel vervielfältigen mein Leben.“

„Vortrefflich!“ rief Karkinos. „Erzähle mir von deinen Schicksalen, alter Freund. Wie ist dir's ergangen, seit wir uns trennten?“

Der Bildhauer lächelte und sprach: „Du wirst keine Langeweile bei meiner Erzählung finden, denn sie ist bald abgethan. Ich kam, mein Glück suchend, nach Korinth. Da ging ich zu einem Töpfer in Arbeit. Zwei Jahre lang blieb ich in seiner Werkstatt. Mit unüberwindlichem Hang zur bildenden Kunst füllte ich meine Mußestunden mit Nachzeichnungen göttlicher Werke des Meißels oder mit Nachbildungen derselben aus Thon. Neben uns an wohnte der Bildhauer Kallias. Ich war, so oft ich konnte, Zuschauer seiner Arbeit. Seine Kunst entzückte mich; mehr noch die Schönheit seiner Tochter Phais. Sie ward mein Urbild alles Reizes. Sie wußte es bald, daß sie es war. Ihre Zärtlichkeit belohnte meine stumme Liebe; die Götter blieben uns hold.

„Ich hatte eine Aphrodite aus Thon gebildet, und im Feuer gehärtet. Diese Aphrodite — es war die jugendliche Phais, die aufblühende siebenzehnjährige Schönheit — sie war's unwillkürlich geworden. Als mein Meister, der korinthische Töpfer, das Gebilde sah, lächelte er und sprach: Ist das nicht Phais, des Bildhauers Kallias Tochter? — Heimlich wies er dem Bildhauer einst, da ich nicht im Hause war, die Aphrodite. Diesem schien meine Anlage

zur Kunst zu gefallen. Er schwor, Phais müsse mir zum Urbild gesessen haben. Phais betheuerte, daß sie nie einen Augenblick mit mir allein gewesen sei. Um so mehr war dem Kallias meine Arbeit werth. Da ich ihn folgendes Tages nach meiner Gewohnheit bei der Arbeit besuchte, lud er mich ein, sein Lehrling zu werden, und lobte meine Aphrodite. Wer war seliger als ich! Er nahm mich in sein Haus. Liebe zur Kunst und Leidenschaft für Phais gaben mir bald eine Vollkommenheit, die seine Erwartungen übertraf. Er gab mir die Tochter. Ich ward die Stütze seines Alters, nach seinem Tode Erbe seines Gutes.

„Ich zog darauf nach Athen, der Stadt der Weisen, der Schule der Künstler. Dort wurden meine Kinder in der Kunst gebildet, die mir Ansehen und Reichthum gewährte. Einige meiner Söhne ließen sich nachher in Korinth nieder. Ein harmloses, ehrenvolles Alter krönte meine Tage. Der tägliche Umgang mit einigen der weisesten Griechen hob und veredelte mein Gemüth.

„Zuletzt vereinte ich meine ganze Familie wieder in Korinth. Der Reichthum, welchen mir Fleiß erworben, Sparsamkeit erhalten hatte, ward durch Erbschaft so vergrößert, daß ich mit den Meinigen einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen beschloß, nämlich in Sizilien, dem Lande meiner Geburt, ein unabhängiges Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen. Ich bin alt; meine Stunden sind gezählt, darum befahl ich den Kindern im vergangenen Herbst, nach Syrakus vorauszureisen, eine Länderei anzukaufen, wie ich sie wünschte, wo mit dem Nützlichen das Anmuthige vereint wäre, und dann mich nachkommen zu lassen. — Sieh' hinab! fast das ganze kleine Thal ist mein Eigenthum. — Die Geschichte ist am Ende.“

Karkinos drückte seinem alten Freund die Hand und sprach: „Ich beneide dich fast. Aber deine Erzählung war zu kurz.“

„Was soll ich dir aus dem einförmigen Leben eines Künstlers,

aus dem stillen Hause eines Familienvaters Merkwürdiges berichten? Man lebt da mehr in sich, als außer sich. Weißt du mir mit Worten die stille Fluth der Klänge aus dem Gesange zu beschreiben, oder die Geschichte vom Wechsel deiner Gefühle zu geben. Sieh', so ist Haus- und Künstlerleben. Große Schicksale mangeln, aber sie werden von großen Gefühlen ersetzt; diese sind das eigenthümliche Leben. Das Aeußere ist alltägliches Einerlei — von gewöhnlichen Dingen ewiges Wiederkommen. Der ruhige Spiegel eines See's, was läßt sich von ihm viel sagen? Wenn der Wind leichte Furchen über seine Oberfläche hinweht, du siehst ihn an, und ihr Anblick schläfert dich ein. Aber in der Tiefe drunten, wohin du nicht siehest und denkest, da lebet und webet, liebet und leidet, geht auf und unter eine ganze Welt von Geschöpfen. — Lieber Alter, soll ich dir meine Lebensgeschichte vollenden, so komm und betrachte den schönern Theil derselben mit eigenen Augen in meinen Kindern und Nachkommen. Ich bitte dich, steige mit mir hinab in das Thal. Erfreue mein Haus mit deiner Gegenwart, und genieße einige Erfrischungen unter meinem Dache. Dafür will ich auch dich wieder besuchen, in deinem Hause, unter deinen Kindern, wenn du sie hast."

„Willst du das?" fragte Karkinos und lächelte sonderbar dazu.

„Allerdings will ich das! und morgen schon," antwortete Mikon, „denn wir sind beide grau und reif, und müssen, was uns noch zu thun gelüstet, schnell thun, eh' es mit nächstem Sonnenuntergang zu spät wird."

„Ich halte dich beim Wort, Mikon!" rief Karkinos.

Dieser stand schnell auf, ging durch den Tempel, winkte seinem Begleiter, der mit den beiden Rossen unter dem Baume weilte, redete einige Worte zu ihm, und kam wieder an den Ort zurück, wo Mikon saß. Der mit den Pferden sprengte davon. „Er ist

einer meiner freigelassenen Diener," sagte Karkinos: „ich hab' ihm befohlen, mein Pferd zu deinem Landgut zu führen."

Die beiden Greise stiegen den Berg abwärts. Der Weg schlängelte sich gemach zwischen Felsen, von Weinreben und blühenden Gesträuchen umweht, in das Thal nieder. Dort erweiterte er sich zu einem Lustgang zwischen hohen Pappeln, die zu einem geräumigen Hofplatz führten, von Wirthschaftsgebäuden umgeben. — Ohnweit derselben, auf einer milden Anschwellung des Erdbodens, erhabener, als die übrigen Gebäude, stand Mikons Wohnung, rings von einem Säulengang umzogen. Vor dem Eingang sprang ein Brunnen, von sieben Palmen majestätisch überragt. Dort, auf dem Teppich des Rasens, spielten Kinder von allerlei Alter, während unter der kühlen Vorhalle ein Frühmahl für die ganze Familie von sehr einfachen ländlichen Speisen bereitet stand. Man schien nur Vater Mikons Ankunft erwartet zu haben. Denn wie sich die beiden Alten näherten, traten viele Personen beiderlei Geschlechts aus dem Hause hervor, über den Rasen, fröhlich gegen die Palmen, den allgemeinen Vater zu begrüßen.

Mikon sprach zu Karkinos: „Das sind meine Kinder!" — Er begrüßte sie alle, und stellte sie seinem Freunde vor: vier Söhne mit ihren Frauen, siebenzehn Enkel und Enkelinnen, dazu drei Urenkel. Mutter Phais, in ehrwürdiger, edler Gestalt, war von den Ihrigen umgeben, wie an einem blüthenreichen Rosenstock eine abbleichende Rose von grünen, von schwellenden, von halbaufgebrochenen Knospen, und andern, schon in vollblätteriger Pracht.

Nachdem Alle erfahren hatten, wer der Fremdling sei, thaten sich die Großen und Kleinen freundlich zu diesem, als wollten sie in ihm Mikons Jugendtage liebkosen und ehren. Dann lagerte man sich um den Tisch; jedem war sein Plätzchen bekannt.

Sei es die Anmuth oder Seltenheit dieses Schauspiels, es wirkte sichtbar auf das Gemüth des Kriegsmannes. Sein Antlitz

leuchtete vom Vergnügen, und zuweilen sah man seine Augen mitten im Lächeln von einer Thräne feucht werden.

„Ja, Mikon, mein alter Freund!“ sprach Karkinos: „ich glaube, einen Glücklichern, als dich, trägt Sizilien nicht. Aber dein Leben in der Nähe des unruhigen Syrakus scheint mir gewagt, wie eine Hütte, die man zum Schlund des dampfenden Aetna baut. Hast du nie von Agathokles gehört, dem Fürsten von Syrakus? Fürchtest du nicht seine gefährliche Nachbarschaft?“

Mikon antwortete: „Schon die Korinther haben mich warnen wollen; aber ich höre von Agathokles, er sei eben so weise, als strenge. Ich zittere vor ihm nicht. Er, wie ich, sind in eines Verhängnisses Gewalt. Wir fürchten die Götter, darum tragen wir vor den Sterblichen keine Scheu.“

„Aber schmerzt dich nicht, daß Agathokles die Freiheit des Volks unterdrückt und sich zum Gewaltherrn der Syrakuser, die Syrakuser zu Sklaven gemacht hat?“

„Ich glaube kaum, daß er's gethan, Karkinos, wohl aber, daß ihn die Syrakuser zum Herrn über sich gesetzt haben. Denn wie listig oder gewaltig auch ein Mensch sei, er kann kein ganzes Volk in Fesseln schlagen, sobald dieses die Fesseln verabscheut. Die Völker in niederträchtiger Feigheit sind es, welche den Tyrannen schaffen; der Tyrann macht kein freisinniges Volk knechtisch.“

Einer von Mikons Söhnen sagte: „Unsere Abgeschiedenheit, wie unser mäßiges Vermögen kann den Neid eines Agathokles so wenig, als seinen Argwohn reizen.

Ein anderer der Söhne fügte hinzu: „Und nicht das Land, wo man wohnt, bringt Glück in das Herz: sondern der Mensch bringt Glück in das Land. Wohin wir auch gehen, überall wölbt sich ein Himmel über uns, reich an Segen, wie an Blitzen.“

„Wahrlich!“ rief Karkinos: „könnte Agathokles neidisch sein,

so wäre euer Glück das würdigste, nach welchem er geizen müßte. Aber sein Neid könnt' es weder zerstören, noch gewinnen."

Noch sprachen die alten Jugendgespielen viel von ihren Knabenzeiten. Die Greise verjüngten sich in ihren Erinnerungen. Mikon brachte manchen kleinen Zug aus seinem Lebenslauf an; aber nie konnt' er den Karkinos bewegen, auch von sich und seinen Schicksalen zu reden. Das alles sparte dieser auf für den folgenden Tag, wenn Mikon ihm den Gegenbesuch machen würde. Schon wartete sein Diener mit den Rossen manche Stunde im Vorhof. Er trennte sich, wie es schien, ungern von der glückseligen Familie des Bildhauers.

Folgendes Morgens erschien, wie verabredet worden, ein Bote des Karkinos, welcher dem greisen Mikon den Weg durch die Straßen von Syrakus zur Wohnung des Jugendfreundes zeigen sollte. Mikon bestieg ein Maulthier, und nach Gewohnheit von einem Sklaven begleitet, machte er sich auf den Weg.

Als nach einer Stunde die Thürme und Paläste der Stadt ihm schon aus der Ferne im Frühlingsstrahl der Sonne entgegen schimmerten, kamen einige Reiter in großer Eile daher gesprengt. Ihre Tracht verrieth, daß sie nicht nur Krieger, sondern Befehlshaber im syrakusischen Heere waren. Ihre Helme, Schwerter und Dolche strahlten von Gold. Sie nannten Mikons Namen, und als sie erfuhren, der Greis auf dem Maulthier sei Mikon, der Bildhauer von Korinth, näherten sie sich ehrerbietig und sprachen: „Wir haben Befehl, dich zu Agathokles zu führen, dem Herrn von Syrakus."

Der Greis erschrak und sagte: „Was kann den Fürsten, meinen Herrn, bewegen, mich vor sich rufen zu lassen? Doch seinem Befehl muß ich gehorchen. Führet mich zu Agathokles."

Langsam und schweigend ritten sie zur Stadt, durch die volkreichen Straßen; Mikon nachdenkend und bekümmert, daß Karkinos auf ihn vergebens warten müsse.

Als sie zu der Burg des Agathokles gelangten, traten die Leibwachen des Fürsten, die in den Vorhöfen standen, in langen, glänzenden Reihen aus einander Ein schmetternder Trompetenruf begrüßte die Ankommenden. Prächtig gekleidete Diener hoben den Greis vom Maulthiere und unterstützten ihn sorgsam, als er die breiten Marmorstiegen hinauf ging, welche links und rechts von Jünglingen in kostbarem Waffenschmuck besetzt waren.

Mikon ward durch einen reich geschmückten Saal geführt, dessen Teppiche, dessen Wände, dessen Geräthe und Verzierungen in verschwenderischer Pracht die Herrlichkeit eines großen Fürsten verkündeten, welcher über die Schätze Syrakusens gebot, die in Griechenland wie in Afrika zum allgemeinen Sprichwort geworden waren. — Ein goldgestickter, purpurner Umhang schwebte von einer Thür zurück, da man sich ihr näherte. Mikon trat in ein anderes Zimmer, welches an Schönheit und Kostbarkeit alles Vorige übertraf. Die ersten Räthe, die Feldherren und Großen des Fürsten standen schweigend und ehrfurchtsvoll in Doppelreihen zu beiden Seiten eines erhabenen goldenen Thrones; auf dem Throne saß der Fürst von Syrakus, Agathokles, in aller Majestät seiner königlichen Würde.

Mit ehrfurchtsvollen gesenkten Blicken, doch ohne Furcht, trat der Bildhauer zum Throne. Wie er aber die Augen aufschlug, erkannte er mit Erstaunen Karkinos auf dem Throne.

Dieser winkte den Umstehenden. Sie verließen schweigend den Saal. Agathokles stieg vom Thron herab, umarmte den bestürzten Bildhauer und sprach: „Ich konnte dich glänzender empfangen, als du mich: aber, Mikon, nicht so schön, als du mich im Kreise der Deinigen empfingst. Du zeigtest mir deinen ganzen Reichthum; ich wollte auch dir einen Theil meiner Pracht zeigen. Unsere Wege

aus der Werkstatt des Töpfers waren verschieden, sieh', hieher hat mich der meinige geführt."

Der Bildhauer, wie er allmälig vom ersten Erstaunen genesen war, rief: „Agathokles, die Straße des Ruhms ist selten die Straße des Glücklichen! Du hast in der Welt einen großen Namen gewonnen, aber ein langes Leben verloren. Beide wandern wir noch die letzten Schritte unserer Laufbahn; unsere Augen sind vom zweiundsiebenzigjährigen Wachen müde. Sie schließen sich bald. Agathokles, mögen die Götter dich segnen, daß du schön endest."

Der Fürst führte seinen Freund nach diesem in seine übrigen Zimmer; von da hinaus auf einen offenen Erker, von welchem herab man über den Hafen von Syrakus und das weite Meer sah. Während hier die fürstlichen Diener die köstlichsten Erfrischungen in goldenen und silbernen Geschirren auftrugen — doch Mikon, alter Gewohnheit treu, genoß nur Brod mit Honig, und frische Milch dazu — segelten aus dem Hafen zweihundert vier- und sechsrudrige Schiffe, alle wohlausgerüstet, ins Meer. So hatte es der König befohlen, seinem Freunde zu Ehren. Die mächtige Kriegsflotte erregte sowohl durch ihre Größe, als durch die Gewandtheit und Kühnheit ihrer Bewegungen, Mikons Bewunderung. „Mit ihr," sprach Agathokles, „will ich noch diesen Sommer Afrika erschüttern, und das übermüthige Karthago demüthigen. Ein Theil davon reicht hin, den Phöniziern drüben alle Getreidezufuhr aus Sizilien und Sardinien abzuschneiden. Syrakus soll hinfort durch mich den Ozean beherrschen."

Nachdem Mikon seine Augen an dem großen, beweglichen Schauspiel der Flotte gesättigt hatte, führte ihn sein fürstlicher Freund abermals durch eine Reihe von Prachtzimmern an das andere Ende der hohen Königsburg. Und wie sie auf einen mit den theuersten morgenländischen Teppichen belegten und behangenen Erker hinaustraten, sahen sie ganz Syrakus unter ihren Füßen, wie es sich aus

fünf an Pracht wetteifernden Städten gebildet. Es stieg Orlygia seitwärts mit ihren Palästen aus dem Meere; an der Küste steil aufwärts das Herz von Syrakus, der prächtige Akradine, daneben die Neustadt in aufblühender Schönheit, und die Straßen von Tüchä, rings um den alten Tempel Fortunens; dahinter verloren sich die Häuserreihen und Gärten Epitüchä's, der Vorstadt.

Ein ungeheures Volksgetümmel wogte um die Burg her, aus allen Straßen zu dem geräumigen Platze vor dem Palast des Agathokles. Plötzlich scholl ein kriegerischer Klang von Hörnern, Trompeten und Pfeifen. Es zog in schimmernden Ordnungen die ganze syrakusische Heermacht über den Platz an der Burg vorüber.

Der König deutete seinem Freunde auf den Anführer der ersten Schaaren. „Der Jüngling dort," sprach er, „ist Archagathos, mein Enkel. Sein Vater kam in Afrika ums Leben. Er hat mehr Tapferkeit und Einsicht, als man von seinem Alter erwarten sollte. Ich habe ihm den Befehl über das Heer am Aetna gegeben. Der dort, welcher sich auf dem ungestümen Rosse nähert, ist mein Sohn Agathokles. Den werd' ich zum Nachfolger und Erben meiner Macht ernennen. Jetzt zieht das Heer hinauf in das Lager am Aetna."

Mikon betrachtete mit stummer Bewunderung die vorüberwandelnden Kriegshaufen. So oft eine neu anrückende Schaar den Platz berührte, und den König auf dem Erker erblickte, erscholl donnerndes Jauchzen: „Es lebe Agathokles! Es lebe der König!" und die ungeheure Menge der Zuschauer wiederholte den Zuruf.

Nachdem der Zug vorüber war, fragte Agathokles den Bildhauer: „Hast du gehört, wie mich Syrakus liebt?"

Mikon antwortete: „O König, Zeus kann lächeln, wenn sein Adler mit den zermalmenden Donnern spielt; dir tönt das gewaltige Frohlocken der Tausende süß, wie ein kindliches Lallen. Ich aber schwindle an deiner Seite auf dieser Höhe, und bebe in allen

Gliedern bei den Liebkosungen des Volks, des hunderttausendköpfigen, wankelmüthigen Ungeheuers."

„Dich schreckt nicht die Höhe, wo wir, nicht die Tiefe, wo die Syrakuser stehen, sondern das Ungewohnte, lieber Mikon!" sagte Agathokles.

„Gedenkst du nicht Dionysens," entgegnete Mikon, „der Syrakus vor dir beherrschte, und wie er durch Timoleon unterging?"

„Aber Agathokles ist kein Dionys!" erwiederte der König: „Beinahe achtundzwanzig Jahre beherrschte ich Sizilien. Wer aber sah mich je vor meinen Unterthanen zittern? Nur auf dem Thron ihr Fürst, in ihrer Mitte ihr Mitbürger, haben sie dort mich fürchten, hier mich lieben gelernt. Wenn ich zu den öffentlichen Versammlungen gehe, begleiten mich keine Trabanten. Auf meinen Lustritten zeige ich mich einsam. Aber das ist die Kunst der Herrschaft, daß Volk und Fürsten eins sein müssen, wie die vielzweigige Staude, auf deren letztem Gipfel die Blume prangt. Ich mit meiner Macht bin nur die Blüthe, welche Syrakus aus seiner Gesammtheit hervorgetrieben hat. Mein Odem ist Siziliens Leben."

„War dies vielleicht nicht einst auch Dionysens Traum?" fragte Mikon.

„Nein!" erwiederte unwillig der König. „Der Elende, welcher sich Bart und Haare wachsen ließ, weil er nicht ohne Grausen die Schärfe eines fremden Messers um seine Kehle spielen lassen konnte, war mit der Welt und seiner eigenen Ehre entzweit. Ich weiß gar wohl, Mikon, es gibt kein liebenswürdiges Volk; auch liebe ich das meinige nicht, als nur, insofern es nothwendig zu meiner Größe vorhanden sein muß, wie der Strauch mit Stamm und Wurzel und Zweigen für seine Frucht da ist. Aber sich selbst kann man liebenswürdig machen, wenn man klug genug ist, nichts anderes, als die Frucht und die Ehre des Volks sein zu wollen. Ich bin das!"

„Mögen die Götter deine ruhmvollen Tage, o König, noch mit vielen Jahren neuen Glanzes vermehren,“ sagte der Bildhauer.

„Ich zweifle, daß die Götter dir den Gefallen thun. Mein Leben neigt sich zum Ende. Gleichviel. Mein ganzes Dasein war ein zweiundsiebenzigjähriges Possenspiel, das mich zuweilen ergötzte, noch öfter langweilte. Ich handhabte Völkerschaften, wie du den Marmor, bald mit harten Meißelschlägen, bald sanft glättend. Was haben wir endlich von unserm Treiben? Deine Bildsäulen und meine Schöpfungen werden zum Raub der Zeit. — Möchtest du ewig unter deinen todten Bildsäulen leben, statt unter deines Gleichen? Gewiß nicht. Eben so ekelt mich das Menschengeschlecht an; denn es ist ein feiges, gemeines, schwaches Gemächt, bissig und schüchtern und zähmbar, wie ein Thier. Es ist nicht meines Gleichen. In allem Ernst, Mikon, die Götter hätten mir mehr Glück verliehen, wenn es ihnen gefallen haben würde, mir weniger Verstand zu geben, daß ich mit Andern hätte träumen und mich täuschen können. Sieh', ich habe Alles gewonnen, um endlich Alles zu verachten. Das Ziel war des vergossenen Schweißes nicht werth.“

„O König,“ sprach Mikon, „dir kann keine Welt mehr genug thun, denn du hast dich selbst verloren!“

Agathokles sank bei diesen Worten in Nachdenken. Nach langem Schweigen sagte er: „Es freut mich, mit dir nach einem Umweg von fünfzig Jahren wieder zusammen zu treffen. Mir ist wohl bei dir. Ich lebe wieder rückwärts in die Kinderjahre hinab. Ich werde dich von Zeit zu Zeit in deiner Einsamkeit besuchen. Da plaudern wie zwanglos. Ich bin dir die Geschichte meines Lebens schuldig. Du sollst sie hören.“

Sie verließen den Erker. Agathokles bewirthete seinen Jugendfreund mit königlicher Pracht. Als sie am Tisch saßen mit allen Großen von Syrakus und den Gesandten auswärtiger Fürsten und

Freistaaten, hob Agathokles einen großen goldenen Becher empor und sagte: „Ich habe mein Töpferhandwerk nicht aufgegeben, bis ich die Kunst lernte, ein Gefäß solcher Art zu bilden! Und doch ist Alles Scherbenwerk, eins wie das andere!“

Der Fürst von Syrakus legte während des Schmauses alles Gepränge ab. Nichts errinnerte, daß er König sei. Mit lustigen Schwänken und Neckereien belebte er die Gesellschaft zur Freude und Freimüthigkeit. Er schien sich recht darnach zu sehnen, seines Gleichen um sich haben zu können. Ein lautes Gelächter rauschte gewöhnlich von allen Anwesenden seinen witzigen Einfällen nach; aber auch die Trunkenen blieben nüchtern genug, ihn selbst in seinen Scherzen zu vergöttern.

„Sieh', Mikon,“ sprach Agathokles zu Bildhauer, als dieser Abends von ihm schied, „du hast mir dein Glück, ich habe dir mein glänzendes Unglück gezeigt. Du bist reicher, als Agathokles, vielleicht warst du weiser, als er. Ich sehne mich nach dem Genuß deines Umgangs.“

Wenige Tage nach diesem kam der Fürst von Syrakus, nur von einem einzigen Diener begleitet, zum Bildhauer. Es war zwischen den wieder vereinten Jugendfreunden ferner kein Unterschied des Standes. Agathokles wiederholte von Zeit zu Zeit die Besuche. Er entstahl sich gern seinen Arbeiten und Sorgen, um in Mikons Gesellschaft ganz frei und er selbst sein zu können. „Ich gleiche auf der Burg von Syrakus, an der Spitze des Heeres, in den Versammlungen des Volkes einem Schauspieler,“ sagte er oft, „und mehr oder weniger muß dies jeder König sein; um so erquickender ist's, wenn ich die lästige Maske auf Augenblicke ablegen darf.“

Die Greise wandelten gern einsam mit einander. Ihre Unter-

haltungen waren ernsten und hohen Inhalts, wie ihrem Alter und ihren Erfahrungen geziemte. Mikons weise Reden erhoben das oft niedergesunkene Gemüth des Fürsten. Auch soll Agathokles hier den Entschluß gefaßt haben, seine königliche Würde abzulegen, sie seinem Sohne zu übergeben, und die letzten Tage des Lebens in Einsamkeit und Betrachtung hinzubringen. Doch das Schicksal hat seine Wünsche nicht erfüllt.

Als sie eines Tages bei einander in einer kühlen Grotte des Thales saßen — sie war aufs zierlichste gewölbt, die Wand mit schimmernden Muschelschalen, der Boden mit Marmor belegt und mit jeder kleinen Bequemlichkeit ausgestattet, welche dem Alter wohlthut — mahnte Mikon den König an die Geschichte seines Lebens.

Agathokles sagte: „Sie wird dich nicht minder verdrießen, als mich selbst, wenn gleich aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Denn du liebst die Menschen, wie ich sie im Ganzen verachte; du kennst sie zu wenig, ich zu viel; du lebst mehr im Innern deines frommen Gemüthes, ich außer mir im Schaffen und Kämpfen; du liebst in allen Sterblichen deine Tugend und Güte, nicht die Sterblichen selbst; ich verachte sie aber, weil sie mir keine Ehrfurcht einflößten, und mich nicht finden ließen, was ich mit brennender Begier suchte.

„Mein Vater Karkinos, der aus Rhegium verbannt worden, hatte zu Thermä hier in Sizilien meine Mutter gefunden. Ich war die Frucht ihrer Liebe. Der erste Augenblick meines Lebens war zugleich Entweihung alles Heiligsten in der Natur. Mein Vater wollte mir das kaum gewonnene Leben rauben, mir unbekannt, aus welchen Ursachen. Man hat mir gesagt, wegen einiger schweren Träume, die seine Einbildungskraft beunruhigten. Daß er einigen Karthagern, die nach Delphi reisen wollten, den Auftrag gegeben, das Orakel über mich zu erforschen; daß dieses verkündet habe, ich

würde dereinst großes Elend über Karthago bringen — ist ein Mährchen, dergleichen das wundersüchtige Volk gern erfindet, um sich daran zu ergötzen, wie es sich Götter aus Stein und Holz schneidet, um sie anzubeten. — Doch Mutterliebe vereitelte des Vaters Thorheit. Die Mutter stahl mich des Nachts hinweg, wo ich ausgesetzt war, übergab mich ihrem Bruder Heraklides und nannte mich, nach ihres eigenen Vaters Namen, Agathokles.

„Ich mochte ungefähr sieben oder acht Jahre alt sein, kam mein Vater zu Heraklides, welcher ihn zu einem Opfer eingeladen hatte. Karkinos sah mich, gewann mich lieb, und erfuhr nun erst von meiner Mutter, daß ich sein eigener Sohn wäre. Erstaunt und freudig schloß er mich mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, ließ mich auch nicht wieder von sich. Wir zogen mit einander nach Syrakus, wo er leichter Mittel fand, durch Arbeit seiner Hände sich, meine Mutter und meinen Bruder Antander zu nähren. Er war ein armer Mann. Als Timoleon zu dieser Zeit Allen, die es wünschten, das syrakusische Bürgerrecht gab, ließ Karkinos sowohl sich, als mich, in das Bürgerverzeichniß einschreiben. Sobald ich fähig war, ein Handwerk zu lernen, that er mich zu einem Töpfer in die Lehre. Er hatte mich so lieb, daß er schlechterdings wollte, ich müsse nach ihm Karkinos heißen. Dort in der kothigen Werkstätte unsers Meisters lernten wir uns kennen, Mikon. Daß du einst ein von den Griechen selbst bewunderter Bildhauer, ich Herr von Syrakus und den größten Theil Siziliens werden sollte, ahneten wir beide nicht, als wir, bei deiner Abreise nach Korinth, einander weinend das Lebewohl wünschten.

„Da du mir fehltest, fehlte mir Alles. Mein Vater starb. Ich war schon im Begriff, mein geringes Erbe zu verkaufen, und dich wieder in Griechenland aufzusuchen, als ein Zufall alles änderte.

„Ich stand eines Tages im Tempel, um den Opfernden zuzuschauen. Damas, einer der reichsten und angesehensten Bürger von

Syrakus, ging an mir vorüber, beobachtete mich lange seitwärts, und sagte zu seinem Begleiter: „Sieh den Jüngling, wie er so schön ist.“ — Meine Eitelkeit fand sich nicht wenig geschmeichelt. Ich ging gerne wieder zum Tempel, so oft es die Arbeit des Meisters gestattete, um mich bewundern zu lassen. Auch Damas fehlte nicht. Er fragte um meinen Namen und Stand. Ich nannte mich wieder, nach des Vaters Tode, Agathokles, aus Liebe zu meiner Mutter. Damas nahm mich in sein Haus, kleidete mich neu, ließ mir in allen nützlichen Wissenschaften Unterricht geben, und in kurzer Zeit ward ich sein Liebling, ohne welchen er nicht leben mochte. Er überhäufte mich mit Geschenken, zog auch meinen Bruder Antander aus der Dürftigkeit hervor, und seine verschwenderische Freigebigkeit hatte so wenig Grenzen, als seine Liebe. Da ihn Syrakus zum Feldherrn gegen die Agrigenter wählte, und einer der Obersten im Heere gestorben war, ernannte er mich an dessen Stelle über einen Schlachthaufen von tausend Mann.

„Die Freiheit Siziliens, der Ruhm von Syrakus war von nun an das Losungswort meiner Seele. Schon als Knabe habe ich Thränen des Entzückens geweint, da der Held Timoleon den Gewaltherrn Dionys und seinen freiheitsmörderischen Anhang vernichtete. Ich fühlte es, die Welt sei nicht geschaffen, das Spiel einzelner Günstlinge des Glücks zu sein, und die Völker wären nicht vorhanden, um todte Werkzeuge einiger Schlauköpfe und Tyrannen zu werden. Dafür wollte ich mein Heil und Leben fröhlich wagen.

„Dafür hatte ich mich zum Krieger gebildet, immerdar die schwersten Waffen getragen, um der Stärkste zu werden; auf dem Erdboden unter freiem Himmel geschlafen, und mein weiches Bett im Palast des Damas verachtet. Meine Waffengenossen hielten mich darum hoch, und sprach ich zum Volk, redete Keiner zuversichtlicher, Keiner kühner, als ich, weil Keiner von dem, was er für wahr und recht hielt, überzeugter und begeisterter war, als ich.

„Wie Damas starb, und seine junge Gemahlin, die einzige Erbin seines ungeheuern Reichthums, mich liebte, vermählte ich mich mit ihr. Ich ward einer der reichsten Männer von Syrakus, den ersten Geschlechtern der Stadt verwandt. Es waren mir die großen Mittel willkommen für mein großes Ziel. Denn ich hatte nicht wider die Dürftigen zu kämpfen, sondern wider die Mächtigen, daß sie nicht die Freiheit verschlängen.

„Keiner war für Syrakus gefährlicher, als der Oberfeldherr Sosistratos. Dieser Mann, der nur Gewalt und Herrschaft für Ehre hielt, war in sich selbst der ehrloseste Mensch. In Kriegen hatte er sich auf die abscheulichste Art Goldsummen zusammengestohlen. Grundsätze besaß er nicht. Ihm waren Schuld und Unschuld gleichgültig. Nur wollte er gewinnen, er überall voranstehen, er überall gelten. Wegen seines Stolzes prunkte er mit Demuth; wegen seines unersättlichen Eigennutzes war der Name Vaterland immer das dritte Wort seiner Reden; weil er keinen Gott glaubte, opferte er in allen Tempeln.

„Ich diente unter seinem Befehl gegen die Stadt Krotona. Die Furchtbarkeit dieses Mannes verbarg sich mir nicht. Ich warnte meine Freunde. Ich sprach: dieser Sosistratos wird einen neuen Timoleon nöthig machen. Er aber bewies sich mir allezeit hold; freundlicher denn Andern. Immer, wenn er mich sprach, war er ein gütiger Lächler, ein ewiger Händedrücker; immer wußte er mir etwas Verbindliches zu sagen. Er suchte meine Schwächen, um mich durch sie zu unterjochen. Aber Ehre, Freiheit, Vaterland — das lag in meiner Brust; kein anderes Gefühl. Meine jugendliche Schwärmerei für das Heiligste, mein Streben, den großen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich zu werden, vereitelte seine Kunst.

„Zuletzt — ich weiß nicht, was ihm so unkluges Vertrauen einflößte? — ließ er mich heller in seine Entwürfe sehen. Er wollte mich zu seinem Gehülfen wählen; dabei nannte er nie sich, sondern

Ehre, Freiheit, Vaterland. Wenn er am ränkevollsten war, sprach er am gutmüthigsten; wenn er Verbrechen brütete im Herzen, athmete er am meisten Tugend. Da wandte ich mich voll Unwillens von ihm. Er bereute seine Voreiligkeit, änderte seinen Gang und ließ mich seinen Haß fühlen. Was ich Großes oder Rühmliches that, wußte er zu verkleinern; Belohnungen, die mir das Volk zudachte, wußte er zu vereiteln. Dazu half ihm der kleinliche Neid meiner Waffengefährten. Denn wo es darauf ankömmt, ein Verdienst niederzureißen, sind hundert Hände bereit; einem Verdienste Gerechtigkeit zu gewähren, sind alle faul. Das ist der Kunstgriff der Tyrannei, die Selbstsucht jedes Einzelnen gegen Einzelne zu bewaffnen, damit in Hader Aller sich Alle aufreiben, bis die Elenden froh sind, von einem Einzigen endlich das Gnadenbrod zu genießen.

„Nun scheute ich mich nicht länger, in offenen Kampf zu treten. Die Freiheit von Syrakus stand in Gefahr. Sosistratos hatte sich Feldherren und Gemeine gewonnen, ihnen die bürgerliche Obrigkeit der Vaterstadt verächtlich gemacht. Sein Wort galt mehr, als das Gesetz des Landes. „Es ziemt tapfern Männern nicht, zu vollziehen, was die daheim gebliebenen Feigen mit Rath ihrer Weiber beschließen. Ist es nicht albern, daß wir für die wunderlichen Einfälle derer bluten sollen, die nie einem Feinde das Weiße im Auge zeigten?“ So sprach man. Da machte ich mich auf. Da zeigte ich meinen Mitbrüdern das Ziel des Sosistratos und seinen Schlangenweg. Ich klagte ihn öffentlich vor dem Volke an, daß er umgehe, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Manche standen auf. Manche redeten wie ich. Der Verräther sah sich verrathen.

„Umsonst. Sosistratos hatte schon lange vor mir einem um den andern die Hand gedrückt, und im Namen des Vaterlandes beschworen, meine Schritte sorgfältig zu belauern; denn ich triebe stille Meuterei; ich würbe, und trachte nach Oberbefehl des Herres, um Herr der Stadt zu werden. Nun ich redete, glaubte das Volk, nicht

daß ich es retten, sondern den Anfang zu seiner Unterjochung machen wollte. Ich ward verlacht, beschimpft, ausgestoßen, vertrieben, geächtet; jeder so, der geredet hatte, wie ich. Mit Noth retteten wir unser Leben in die bruttischen Berge.

„Nach wenigen Wochen war Sosistratos der Alleingewaltige von Syrakus; und der Pöbel, der mich verfolgt hatte, weil er gefürchtet, ich strebe nach Tyrannei, kroch nun demuthsvoll zu den Füßen seines Herrn, vergötterte ihn, und fluchte mir, daß ich es einst gewagt, gegen die Plane des Sosistratos zu reden.

„Mikon, damals weinte ich Thränen der Wuth, und ich verachtete ein Geschlecht, welches keines andern Looses fähig sein wollte Dennoch siegte der Glaube wieder an das Bessere im menschlichen Herzen ob. Ich nannte, was in Syrakus geschah, nur Verwirrung, Furcht der Ueberraschung, des Schreckens. Ich beschloß, der Timoleon meines Vaterlandes zu werden, in welchem Sosistratos seinen Herrscherstuhl schlau genug damit befestigte, daß er aus sechshundert der reichsten Bürger einen selbstherrlichen gewaltigen, hohen Rath bildete, erblich in Ehren, Aemtern, Würden und Macht.

„Aus Armuth trat ich eine Zeit lang in Tarent, als Söldner, in Dienst. Bald darauf zog ich alle Landesverwiesene aus Italien an mich; daraus machte ich eine verzweifelte Kriegsschaar. Wo Sosistratos Krieg führte, stand ich mit meinen Tapfern an der Spitze seiner Feinde. Mit seinem Glück im Felde aber wankte auch die Anhänglichkeit des Volks. Er ward geschlagen. Da ließ ihn das Heer im Stich; da verriethen ihn seine Freunde; da trieben die Syrakuser seine sechshundert Geschöpfe aus der Stadt, und die Freiheit ward wieder ausgerufen. Auch ich, sammt allen von Sosistratos Verbannten, kam wieder ins Vaterland zurück.

„Ich kam mit Entzücken. Denn noch erquickte mich, zu glauben, edler Geist der Freiheit, unzerstörbares Gefühl des Rechts habe sein Volk begeistert. Ach, ich bemerkte meine Täuschung nur zu

bald. Nein, mit eben der Niederträchtigkeit war Sosistratos vertrieben und gestürzt, wie man ihn vorher gehoben und vergöttert hatte. Daß er nicht glücklich gewesen, das war sein Verbrechen geworden. Aus Feigheit hatten ihn seine Getreuesten verlassen und verrathen. Bloß in Hoffnung, die Stelle der Gestürzten zu erklettern, hatten Andere gegen ihn geschrien. Man verwünschte das Andenken Sosistratos, verkleinerte selbst seine Thaten, schilderte ihn scheußlicher, als er war, ohne zu empfinden, daß das Volk damit zugleich seinen eigenen Ruhm verdunkle.

„Dennoch hielt ich Oftbetrogener noch fest an meinem Glauben. Zwar mußte ich mir selbst gestehen, die Mehrheit dieses Volkes sei weder fähig noch werth, sich selbst zu beherrschen. Doch aber zählte ich auf die kleine Zahl der Edeln. Durch freiere, zweckmäßige Verfassung, dachte ich, werde die Menge zur Freiheit erzogen werden können. In Fesseln wird der Sklav nie Hochsinn und Gemüthskraft lernen.

„Sosistratos mit den Vertriebenen bereitete uns indessen Krieg auf Tod und Leben. Karthago, welches immer nach dem Besitz Siziliens dürstete, war sogleich bereit, ihm Beistand von Afrika her zu geben. Anstrengung und Noth, dachte ich, entwickelt Kraft. Ein Volk, welches für eine Freiheit kämpft, die ihm noch gleichgültig ist, wird endlich das lieb gewinnen, wofür es sein bestes Blut geopfert hat. Mich freute dieser Krieg. Ich diente in demselben bald als Befehlshaber, bald als Gemeiner. Nicht die Stelle, sondern der Mensch soll im Freistaat gelten; der geringste Bürger achtbar sein, wie der vornehmste. Der Mann muß sein Amt verherrlichen, nicht das Amt den Mann.

„Mein Gedanke war nur der Tod des Tyrannen. Ich sehnte mich, ein zweiter Timoleon zu werden. Süß schien mir's, für Freiheit und Rettung Syrakusens sterben zu können. Sosistratos war nach Sizilien gekommen. Mit karthagischen Hilfsvölkern lagerte

er in der Stadt Gela. Dahin brach ich auf mit meiner Schaar. Eines Nachts gelang es, unbemerkt in die von ihm besetzte Stadt einzudringen — mein Ruf war Sosistratos! Er kam, aber mit Uebermacht und wohl vorbereitet. In meinem eigenen Heere lebten die Verräther meines Entwurfs; Elende, welche aus Furcht immer heimlich denen dienen, wider welche sie öffentlich streiten müssen, damit sie auf jeden Fall, es siege wer wolle, gewinnen und nichts fürchten müssen. Mein Haufe ward übermannt. Nur eine enge Pforte in der Stadtmauer blieb zum Rückweg. Wir sahen unvermeidlichen Untergang. Schon hatt' ich selbst sieben Wunden empfangen. Ich stritt unter den Letzten, um den Rückzug der Andern zu decken. Meine Kräfte fingen an zu weichen. Da rettete mich eine List. Ich befahl zwei Trompetern, sich auf beide entgegengesetzten Seiten der Mauer zu begeben und Lärmen zu blasen. Es geschah. Die Feinde, durch Finsterniß und Lärmen getäuscht, wähnten, es seien andere Haufen des syrakusischen Heeres in die Stadt gedrungen, vertheilten sich schnell und zogen in aller Eile nach den Gegenden, von wannen der Schall gehört ward. So brachte ich die Meinigen in Sicherheit, da alle schon an ihrer Rettung zweifelten.

„Aber dieser unbedeutende Sieg des Sosistratos wär hinlänglich, ihn in den Augen der Furchtsamen wieder zu erheben. Man fing an, ehrfurchtsvoll von ihm zu reden, ihn wieder zu bewundern. Selbst der Korinther Akestorides, welchem Syrakus den obersten Befehl des Heeres anvertraut hatte, ward von der allgemeinen Furcht besiegt; sprach schon davon, man müsse einmal dem Blutvergießen Ende machen, Versöhnung stiften, mit Sosistratos in Unterhaltung treten. Alle bemäntelten ihre Feigheit mit dem Namen Friedensliebe, der Sehnsucht nach öffentlicher Ruhe.

„Noch einmal stand ich auf. Ich suchte noch einmal das Volk für sein Heiligthum zu entflammen. Ich schalt öffentlich den Ake=

storides. „Habt ihr dafür die Kosten des Krieges so lange, so heldenmüthig getragen," rief ich, „habt ihr dafür die tapfersten eurer Söhne in Kampf und Tod hinausgeschickt, und die Bewunderung Italiens und Griechenlands gewonnen, um endlich euern unversöhnlichen Feinden, den stolzen Karthagern, aus euern blutig erworbenen Siegeskränzen einen Triumphkrone zu flechten, und den alten Herrn in Demuth aus ihren Händen wieder aufzunehmen; ihn, den ihr einst im Gefühl eures Werthes ausstießet? Pfui der Schande! Wer möchte, könntet ihr so tief sinken, in der Welt ein Syrakuser heißen.

„Es ging mir, lieber Mikon, wie jedem hochsinnigen Feuerkopf, der die Leute behandelt, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten. Was that ich Thor? Ich sprach zu den Todten, die mich nicht mehr verstanden, und beleidigte die Lebenden. Akestorides und alle Großen hörten in meinem Lobe der Tugend, des Muthes, der Freiheit nur Anklagen ihrer eigenen Schande, ihrer Feigheit, ihres knechtischen Herzens. Ich ward als Ruhestörer gescholten, als Parteimann. Es ward Rede, mich hinrichten zu lassen. Doch fürchtete Akestorides, ich möchte noch Freunde im Volk und unter den Kriegern haben. Darum befahl er mir, die Stadt zu verlassen. Ich gehorchte. Aber dem Heimtückischen traute ich nicht. Einem meiner Diener übergab ich mein Roß, meine Kleider, meine Waffen; ich dagegen legte die seinigen an. So entrann ich auf unwegsamen Pfaden ins Gebirg. Folgenden Tages hörte ich, der Diener, welcher meine Gestalt angenommen, sei meuchelmörderisch in der Nacht umgebracht worden. Bald nachher, Syrakus habe den Sosistratos wieder aufgenommen, und von dem herrschsüchtigen Karthago ehrlosen Frieden empfangen.

„Diese Botschaften zerrissen das alte Blendwerk meiner Urbilder von Menschenwerth, Volkstugend und Freiheit. Viele Jahre

hatte ich verschwendet, Viele Wunden dafür getragen. Ich genas von meinem Rausche.

„In zerrissenen Kleidern, ausgestoßen und verlassen lag ich, einem Bettler gleich, am Fuße des Aetna und überdachte mein Schicksal und die Schande von Syrakus. War ich nicht der Thor, der sich in die Schöne seines Traumes verliebt hatte? Wofür hatte ich gelebt und gerungen und geduldet? — Zu meinen Füßen kroch ein Käfer am Felsen. Ein kleiner Vogel hüpfte vom Zweig nieder und verzehrte den Käfer. Indem er fröhlich zwitscherte, schoß ein Raubvogel aus der Höhe herab und zerriß zu meinen Füßen den Mörder des Käfers.

„Das ist's, was die Natur will! rief ich: kein Gleichgewicht sondern ein Kämpfen der Kräfte; die stärkste soll herrschen!

„Ich sprang auf. Ach, die Entsagung meiner jugendlichen Hoffnungen kostete mir einen schweren innern Streit. Doch beschlossen war's, mich nicht länger selbst zu täuschen. Ich verachtete das Menschengeschlecht, welches nicht reif ist zur Höhe seiner Würde. Es will gemeistert, es will erzogen sein; es ist keiner Freiheit und keiner Ehrfurcht für diesen großen Gedanken fähig. So seid denn Knechte, wenn ihr Knechtschaft wollet; ich aber kann nicht euer Mitsklav, ich will frei sein. Und nur wer herrscht, ist der Freie bei euch. So will ich Schlachtordnung und Zweck ändern. Agathokles soll euer Herr werden, weil ihr ihn nicht zum Mitbürger verlangt. Das Spiel, welches mir so viel Schmerzen machte, soll anfangen, mich zu belustigen. Versuchen wir's, wer von uns der Stärkste ist, ob Agathokles, oder das vielköpfige Syrakus mit seinem Sosistratos?

„So dachte ich. Nun sammelte ich alle Vertriebenen von Syrakus, alle, die vor Sosistratos flohen, im Innern von Sizilien um mich, und machte Syrakusern wie Karthagern den Krieg. Das Glück trat zu mir. Bald war mein Heer gewaltiger, als das Heer

der Stadt; bald brachte ich die sizilischen Städte, welche den Karthagern gehörten, oder selbstständig sein wollten, unter meinen Befehl, oder in meinen Bund. Kaum bemerkten die Syrakuser mein Glück, kaum die Karthager den Schaden, welchen ich ihren Besitzungen stiftete, als man mit mir unterhandelte. Sosistratos, weil er nicht siegen konnte, mußte aus Furcht vor seinem treulosen Volke die Stadt meiden; ich aber ward hineingerufen. Die Bürgerschaft führte mich sogleich in den Tempel des Ceres. Da mußte ich schwören, nie etwas wider die Majestät des selbstherrlichen Volkes zu unternehmen.

„Ich schwor, die Gleichheit der Rechte aller Bürger zu handhaben; aber schwor, wie man eine Unmöglichkeit beschwört. Ein Freistaat kann nur in Wahrheit bestehen, so lange unter allen Bürgern der Wohlstand nicht allzuungleich ist. In dem Augenblick, da der Reichthum in den Händen weniger Einwohner, und die Mehrheit des Volkes arm ist, trachten jene, zu ihrer Sicherheit gegen den Pöbel, nach Gewalt; und der Pöbel wird zu Allem um Geld feil. Dann schwankt das Ansehen der Gesetze, und die Ausübung der Macht fällt heut denen zu, die bestechen können; morgen denen, die nichts haben und mit mehrern Kehlen lärmen. So stand es in Syrakus. Die ganze Stadt fand sich in Parteien zerrissen. Ich schmeichelte allen, hielt zu keiner. Dadurch gewann ich das Ansehen des Unparteiischen. Jede Verbindung warb um mich, daß ich sie vergrößere, ihr Werkzeug werde. Ich gab Hoffnung, dafür zahlte man Vertrauen. Man ernannte mich einmüthig zum Feldherrn der Stadt und zum Beschützer des Friedens.

„Nicht das Geld der Reichen konnte mir nützen, aber die Menge der Unbegüterten. Ich machte mich zum Manne des großen Haufens, dadurch gewann ich die stärkste Partei zu meinem Golde. Nun ward ich von den Reichen gehaßt; aber ich fürchtete sie nicht

mehr. Sie trachteten mir nach dem Leben. Ich beschloß, mit einem Gewaltstreich die Mächtigen zu zerschmettern.

„Der Aufruhr des Städtchens Erbita ward mir willkommener Vorwand, ein Heer zu versammeln. Ich rief dazu die ärmsten Bürger; jeden, der nichts zu verlieren hatte; Leute aus benachbarten Orten, die mit der bisherigen Herrschaft von Syrakus unzufrieden gewesen waren; Menschen, die mit dem bisherigen Rath der Sechshundert unzufrieden, oder als geplagte Schuldner der Vornehmen lebten, und sich unter jeder Bedingung gern vom Bezahlen der Schulden frei gemacht hätten.

„Als zur Ausführung meines Entwurfes Alles bereit war, zögerte ich keine Stunde länger. Bei Timoleons Grabmal befahl ich, Versammlung meines Kriegsvolks mit Tagesanbruch zu halten. Bei Timoleons Grabmal! O wie glühte ich sonst im Entzücken beim Namen dieses Freiheitshelden! Ich war Schwärmer gewesen, wie er, für ein Bild, daß sich nie verwirklichen läßt. Timoleon hatte den Dionys gestürzt, und doch nur andern Tyrannen zur Nachfolge Bahn gebrochen. Ich war mein'en Irrthümern eine Genugthuung, meinen vieljährigen Mühen und Leiden ein Versöhnungsopfer schuldig. Darum, über Timoleons Asche, und nirgends anders, sollte der Grund zu meiner Alleinherrschaft in Sizilien gelegt werden.

„Das Heer stand in der Morgendämmerung versammelt. Auch die Oberhäupter von der Partei des hohen Rathes, Dekles und Pisarchos, hatte ich eingeladen, als hätte ich mit ihnen Abreden zu nehmen. Sie kamen, begleitet von vierzig ihrer wohlbewaffneten Anhänger. Desto besser! Ihre Begleitung gab mir Stoff zur Klage. Und ich klagte sie an, daß sie mir nach dem Leben trachteten. Meine Krieger geriethen in Wuth. Ich besänftigte sie. Meine Klage scholl lauter. Ich richtete sie gegen den hohen Rath der Sechshundert, der mich hasse, weil ich das Volk gegen ihre Gewaltthaten schütze; mich hasse, weil in ihren Augen Liebe des Volks

Verbrechen sei; mich hasse, weil ich der Freund der Armen sei, denen ich Schutz und Hilfe gegen hartherzige Gläubiger, gegen hochmüthige Goldverprasser, gegen unmenschliche Wucherer verliehen hätte. „Fürwahr," rief ich, „Syrakus kann nicht gedeihen, so lange dieser innere Krieg des Uebermuths und der Bürgernoth dauert. Es ist ein stiller, aber heftiger und alles Leben zerstörender Krieg. Er muß geendet sein. Er kann nur mit dem Untergang einer Partei enden. Entweder müssen die Reichen verschwinden, oder wir müssen ohne Murren ihre Knechte werden, weil sie Geld haben, eben das Geld, welches sie von uns erpressen."

„Ich hatte noch nicht geendet, als mich ein wildes Geschrei der Versammlung unterbrach. Der Tod ward über Dekles und Pisarchos, und Plünderung der herrschenden, reichen Geschlechter ausgerufen. „Führe uns nach Syrakus!" schrie mir das Heer zu. Ich befahl den Trommetern, Lärm zu blasen. Pisarchos, Dekles und ihre Begleiter wurden niedergehauen. Alles zog beutelustig nach Syrakus. Das Gesindel verbreitete sich durch die Straßen und in die Häuser der Vornehmen. Mord und Raub aller Orten. Ich sah mit Schaudern, welcher viehischen Wildheit entzügelter Pöbel fähig ist. Bei viertausend Menschen verloren an diesem Tage das Leben; bei sechstausend flüchteten und entrannen mühsam dem Blutbade in die benachbarten Städte. Ich bemühte mich umsonst, den folgenden Tag Ordnung herzustellen. Noch blieb mancher Schuldbrief zu vernichten, manche Rache zu sättigen. Erst am dritten Tage schien die Raserei an Kräften erschöpft zu sein.

„Da versammelte sich das Volk. „Statt eines Tyrannen, den Timoleon vertrieb, hattet ihr sechshundert bekommen!" sprach ich, „nun ist Syrakus von ihnen gereinigt. Ihr seid frei. Ich habe den Willen meines Heeres vollzogen. Ich bin froh, dies Geschäft gethan zu sehen. Jetzt, Syrakuser, genießet eure Unabhängigkeit. Auch ich trete von meiner Stelle ab, in den Stand des gemeinen

Bürgers zurück. Ich will Euresgleichen bleiben!" Mit diesen Worten legte ich mein Feldherrnkleid ab, warf den Mantel um, und wollte mich entfernen.

„Erst herrschte die dumpfe Stille des Erstaunens, dann — ich sah es voraus — erhob sich lautes Geschrei, ich dürfe sie nicht verlassen. Ich müsse ihr Feldherr bleiben. Je länger ich mich weigerte, je höher stieg die Angst aller, die an Mord und Beraubung der Wohlhabenden Theil genommen hatten. Sie zitterten vor Umschwung der Dinge, vor dem Tag der Rache. „Warum wollet ihr mich," sprach ich, „aus Dankbarkeit zum Opfer wählen? Muß ich nicht, aus herkömmlicher Ordnung, die Feldherrnwürde mit einem Andern theilen? Bin ich nicht laut Gesetz für die Fehler eines Amtsgenossen verantwortlich? Wird man nicht gern Gelegenheit suchen, was ein Anderer sündigt, schwer an mir zu rächen? Nimmermehr gebe ich mich in diese Gefahr." — Da erhob alles Volk die Stimme, übertrug mir die Feldherrnwürde einzig und mit unbeschränkter Gewalt. — So wollte ich's. So sollte es kommen. Nun gab ich den Bittenden nach; zugleich erklärte ich, als ersten Gebrauch meiner Gewalt: alle Schulden sollten aufgehoben, und den Armen Ländereien geschenkt werden. Denn bei allzugroßer Ungleichheit des Vermögens könne keine Freiheit des Volks bestehen, und nur diese fest zu begründen, sei meines Lebens große Aufgabe. Alles jauchzte Beifall. Die blinde Menge lief frohlockend in mein Garn. Denn bei Vertheilung der Ländereien und Aufhebung der Schulden fand in Zukunft das Volk keine Sicherheit des Besitzes, als in Aufrechthaltung meiner Gewalt. Und wie diese Maßregel von der einen Seite die Mittel der Reichen schwächte, die Noth des großen Haufens minderte, um so sicherer war ich vor Gewalt, und Nebenbuhlerei der Vornehmen, wie vor Bestechlichkeit, Verzweiflung und Aufruhrlust des Pöbels.

„In der That fesselte ich damit Syrakus unauflöslich. Nun

stellte ich die öffentliche Ordnung her, und ließ die Wohlthat der Alleinherrschaft neben dem Scheine der Freiheit fühlen. Jeder hatte freien Zutritt zu mir. Ich trug kein Diadem, hielt keine Leibwache. Das ganze Volk war durch seine Stellung genöthigt, mein Leben, wie meine Herrschaft zu bewachen. Daß ich keine Furcht zeigte, flößte Andern Furcht ein. Selbst die, welche mich anfangs hassen mochten, empfanden den Vorzug des festen, ruhigen Zustandes von Syrakus vor jenem schwankenden Dasein in vergangenen Tagen. Die öffentliche Achtung und Dankbarkeit verwischte bald das Andenken der Zeit, da ich meine Herrschaft gründete. Ich allein war frei, das Volk unterthan; so waren wir beide, was wir sein sollten und mußten und daher zufrieden.

„Nun trieb ich meine Versuche weiter. Sobald ich die Einkünfte des Staats auf unläßtige Weise geordnet, Waffen und Kriegsbedürfnisse herbeigeschafft hatte in Menge, die Zahl der vorhandenen Galeeren vermehrt sah, unterwarf ich mir die meisten Städte Siziliens, die entweder einmal zu Syrakus gehört hatten, oder mir in ihrer Unabhängigkeit gefährlich schienen."

„Nun habe ich dir, Mikon, den wichtigern Theil von der Geschichte meines Lebens erzählt. Denn wahrlich wird es dich wenig reizen, von meinen Belagerungen, Schlachten, abwechselnden Niederlagen und Siegen zu hören. Die Erinnerung davon kann mich weder erfreuen, noch betrüben. Es wird nicht an Geschichtschreibern fehlen, welche die Nachwelt von meinen Thaten unterhalten, und meine kriegerischen Unternehmungen beschreiben werden. Der große Haufen liebt dergleichen. Dem Pöbel ist ein Feldherr, welcher weite Länder verheert, merkwürdiger, als ein Gesetzgeber, der ein Volk aus dem Schlamm erhebt, oder ein Erfinder, welcher durch seine Arbeiten die Summe des Lebensglückes vermehrt, oder ein

Weiser, der die Geheimnisse der Natur entschleiert und die Räthsel unsers Geistes löset. Eben dies beurkundet im Allgemeinen die Verächtlichkeit der Menschen, ihre thierische Versunkenheit, und lehrt, wie sie behandelt sein müssen. Ich gestehe, daß mich nicht Ehrgeiz, nicht Herrschsucht in den ewigen Kriegen lockten; denn was liegt mir am Lobe derer, die ich selbst verachte? Sondern Langeweile in mir selbst, eine unüberwindliche Lust zur Beschäftigung der in mir wohnenden Kräfte, auch Neugier, wie weit ich's treiben könne und was die Frucht eines Wagstücks sein werde, führten mich von einer Unternehmung zur andern. Ich schätze meine gefährlichsten Feinde, die Karthager, bei weitem höher, als meine erbärmlichen Freunde und Bundesgenossen, die im Staube kriechen, und sich jedem meiner Einfälle demuthsvoll unterziehen. Denn die Karthager mit ihrer Macht, mit ihrer folgerechten Beharrlichkeit, mit ihrer Klugheit gaben mir doch etwas, meine Kraft zu üben; waren doch im Stande, mir den Genuß von Hoffnungen oder Furcht, von Freude oder Schrecken zu verschaffen oder große Leidenschaften in Bewegung zu setzen, ohne welche meine Seele dem stehenden Wasser eines faulen Sumpfes gleich geworden wäre.

„Lange und mit wechselndem Glücke machten mir die Karthager die Oberherrschaft in Sizilien streitig. Als ich in dieser gesichert stand, was blieb mir zu thun übrig? Ich entwarf den Plan, jenseits des Meeres die stolze Beherrscherin des Ozeans selbst anzugreifen. Ein Wagstück! Um so anziehender für mich. Die karthagischen Flotten hielten Sizilien umlagert, selbst den Hafen von Syrakus gesperrt. Wie nun, ohne Kriegsschiffe, ohne geübte Ruderer die vortrefflichsten Seeleute der Welt verhindern, daß sie mir eine Landung in Afrika unmöglich machten? Wie meine Syrakuser zu dem Schritte bewegen, jenseits des Weltmeers zu kämpfen? — — Die Aufgabe war reizend. Und wenn ich dir erzähle, wie ich sie gelöset habe, so beweise ich dir schon damit, wie man Menschen

zu Allem treiben kann, wenn man ihre Schwächen zu fassen versteht. Mit dem Gebiß und Zaum bändigt und zähmt man das wildeste Roß; mit Benutzung der gemeinsten Leidenschaften, der herrschenden Vorurtheile und abergläubigen Vorstellungen führt man die halsstarrigsten Völker, wohin man will, gleich Bestien am Nasenring.

„Sobald ich zur Landung in Afrika Alles vorbereitet hatte — doch Niemand, außer mir selbst, wußte von dem Vorhaben — bestellte ich meinen Bruder Antander zum Befehlshaber in der Stadt, gab ihm hinreichende Besatzung und wählte den Kern des Kriegsvolks zu dem großen Abenteuer aus. Das Fußvolk ließ ich in aller Stille einschiffen mit seinen Waffen; die Reiterei desgleichen, doch ohne Pferde, aber mit dem nöthigen Reitzeug. Pferde wollte ich mir erst in Afrika erobern. Um in meiner Abwesenheit der Treue von Syrakus gewisser zu sein, nahm ich von jeder Familie Söhne und Brüder ins Heer auf. Aus Liebe und Furcht für diese konnten die Zurückbleibenden nichts Gefährliches gegen mich anzetteln.

„Mit sechszig Frachtschiffen erwartete ich einen bequemen Augenblick zur Abfahrt. Die Karthager sperrten mit überlegener Seemacht die Mündung des Hafens. Es verfloß mancher Tag. Endlich, da einige Lastschiffe in der Ferne auf dem Meer erschienen, die mit Lebensmitteln nach Syrakus segeln wollten, machten sich die Karthager auf, jene zu fangen. Sobald die Ausfahrt nur eine Stunde lang offen war, schiffte ich mit der größten Anstrengung der Ruderer in die weite See hinaus. Da die Feinde meine ganze Flotte erblickten, glaubten sie, ich wollte den Kauffahrteischiffen beistehen, und rüsteten sich zum Treffen. Ich freute mich ihrer Täuschung, und segelte an ihnen vorbei. Sie setzten mir zu spät nach. Die Lastschiffe, von ihnen befreit, fuhren ungehemmt nach Syrakus.

„Nach einer Fahrt von sechs Tagen und Nächten sahen wir mit dem Morgenroth vor uns die Küsten von Afrika, aber noch hinter uns die ganze karthagische Flotte. Noch wußte auf meinen Schiffen Niemand, wohin ich eigentlich wollte. Viele vermutheten, meine Absicht sei nach Italien, und ich mache Umwege, um die Feinde zu täuschen. Jetzt rief ich und zeigte auf die Küste: „Dort, ihr Syrakuser, ist unser Ziel und das Ende unserer Fahrt!" Der Feind, in der Hoffnung unsere ganze Seemacht zu erobern, verdoppelte seine Anstrengung uns zu erreichen. Die Syrakuser aber ruderten mit Kräften, das Land zu gewinnen, um dem Tod im Meer oder der Sklaverei zu entfliehen. Ein Ruderer schrie dem andern zu. So, wetteifernd beide Flotten, kamen wir ans Ufer. Die Karthager, da sie uns geborgen und an Kriegsvolk überlegen sahen, kehrten zurück und legten sich in einiger Entfernung vor Anker. Ich aber ließ Alles ausschiffen, die Schiffe ans Gestade ziehen, und das Lager mit einem Wall umgeben.

„Damit Verzweiflung bewirke, was Begeisterung nicht vermöge, brachte ich den Göttinnen Ceres und Proserpina ein Opfer; dann ward das Heer versammelt. Im Priestergewande und einen Kranz auf dem Haupt, trat ich in den horchenden Kreis. „Syrakuser!" sprach ich: „Das Ceresfest wird mit Fackeln gefeiert, zum Gedächtniß, wie Ceres, als sie die geraubte Proserpina in der Unterwelt zu suchen ging, an den Flammen des Aetna ihre Fackeln anzündete. Syrakuser, als wir von den Karthagern verfolgt wurden, that ich den Schutzgöttinnen Siziliens das Gelübde, unsere Schiffe nach glücklicher Rettung in brennende Fackeln zu verwandeln. Wir sind gerettet. Dankbarkeit erfordert Erfüllung des Gelübdes. So mögen unsere Schiffe auflodern. Ich verheiße Euch den Besitz einer schönern und zahreichern Flotte. Denn die Göttinnen haben mir beim Opfer Sieg und Glück dieses ganzen Feldzugs verkündet!"

„So sprach ich. Ein Diener überreichte mir eine Fackel; jeder

Schiffshauptmann empfing eine. Ich trat auf das Hintertheil des Schiffes, das mich getragen; jeder der Befehlshaber that wie ich. Die Trommeten wurden geblasen. Das ganze Heer erhob ein Feldgeschrei. Alle Schiffe loderten im Feuer auf, während das Heer betete. Nun war keine andere Aussicht, als obzusiegen oder umzukommen. So wollte ich's. Und unverzüglich brach ich mit gesammter Kriegsmacht gegen die karthagische Stadt Megalopolis auf. Meine Syrakuser waren niedergeschlagen und düster. Sie betrachteten sich als Verlorne.

„Wie sie aber landeinwärts rückten und nun den reich gebauten Boden erblickten, von allerlei Pflanzungen und Gärten, vielen Bächen und Wasserleitungen verschönert, richtete sich ihr Muth von neuen auf. Links und rechts schimmerten Landhäuser, die vom Reichthum der Eigenthümer zeugten. Dörfer und Höfe hatten Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art. Auf beiden Seiten des Weges weideten in den Ebenen große Heerden von Rindern, Schafen und Pferden. Ueberall sah man das Land mit Oelbäumen, Weinstöcken und Fruchtbäumen verschiedener Gattung bepflanzt. Alles verkündete eine Fülle, einen Wohlstand, eine Glückseligkeit, welche meinen Kriegern den schönsten Lohn des Sieges verhieß.

„Megalopolis, wie die Stadt Tunes, keines Feindes gewärtig, nahm ich mit Sturm und gab sie meinen Soldaten preis. Karthago war voll Schreckens. Ohne die Kriegsschaaren der Landschaft und der Verbündeten abzuwarten, rückten mir die Feinde entgegen. Sie stellten aus ihrer Hauptstadt allein schon ein Heer von vierzigtausend Mann zu Fuß, tausend Reitern und zweitausend Streitwagen ins Feld. Ich hatte in Allem kaum vierzehntausend Mann nach Afrika gebracht.

„Theils vor dieser Uebermacht, theils vor der Reiterei und der Menge der Wagen erschrak mein Volk. Ich aber sprach Muth ein, und ließ, als das Heer schlief, eines Morgens viele Eulen im Lager

ausfliegen. Diese flatterten über die Schaaren umher, und setzten sich auf die Schilder und Helme der Krieger. Das gab diesen Muth. Denn da sie mit Verwunderung die Vögel Minervens erblickten, zweifelten sie keinen Augenblick länger am Beistand der Götter. So wenig bedarf's, ein Volk zu leiten. Sie nahmen die Erscheinung der Eulen als Vorbedeutung des Glücks; ich befahl Angriff; die Karthager wurden in blutiger Schlacht geschlagen. Ich ließ zwei Schiffe von dreißig Rudern bauen, bemannen und mit der Siegesbotschaft nach Syrakus gehen.

„Erreichte ich gleich meinen Zweck in Afrika nicht, Karthago auf immer zu lähmen: erschütterte ich doch den Muth der gewaltigen Stadt. Zweihundert afrikanische Städte eroberte oder zerstörte ich. Karthago war nach langem, verderblichem Kampf des Friedens froh. Ich kam, mit der Königswürde angethan, nach Syrakus heim.

„Doch, Mikon, ich will dich nicht mit der Geschichte des vieljährigen Krieges, meiner glücklichen und unglücklichen Abenteuer, meiner Feldzüge in Italien während des bruttischen Krieges ermüden. Aber ich stehe auf einer Höhe, die dir beweist, der Mensch könne, was er wolle, wenn sein Wille unveränderlich derselbe ist; wenn er nichts fürchtet, und den Tod am wenigsten; wenn er, von Vorurtheilen losgefesselt, ihnen zur rechten Zeit Huldigung bringt; wenn er, ohne Leidenschaften, die Leidenschaften der Menschen vor seinen Wagen zu spannen weiß; wenn er in wohlberechneter Stunde tugendhaft oder lasterhaft, wahr oder falsch, treu oder meineidig, gütig oder schrecklich sein kann. Sizilien liegt zu meinen Füßen; Afrika zittert; Griechenland bewundert mich, und die Könige Asiens werben um meine Freundschaft, seit ich in den Gewässern von Corcyra die ganze Flotte Kassanders, des Königs von Mazedonien, schlug und verbrannte.

„Ich spielte mit der Welt, wie ein Gott. Ich zwang Völker

und Könige, meinen Willen zu ehren. Aber ich werde alt. Meine Rolle wird bald ans Ende gespielt sein. Was ich baute, wird wieder einstürzen. Das macht mich mißvergnügt. Ich hatte keine Lust im Leben, als Anschauung und Bewunderung meiner eigenen Kraft. Wie ist das am Ende so wenig! Ich bin heut um nichts glückseliger, als da ich noch neben dir in der Werkstatt des armen Töpfers arbeitete. Und nun, weiser Mikon, so verschieden von dieser Werkstatt hinweg unsere Lebensbahnen waren: was denkst du vom Agathokles?"

Mikon betrachtete den König mit langem Schweigen. Dann sprach er: „Agathokles, ich bewundere deine Kraft; nicht die Kraft, mit der du einen Theil der Welt umwälztest, sondern mit der du die Last deines eigenen Lebens trägst."

„Und warum nicht auch die Kraft des Töpfers, der die königliche Gewalt von Sizilien an sich riß, und mit seinem Ruhm die Welt füllte?" fragte der Fürst.

„Weil dies nicht die Kraft des Agathokles, sondern die Macht des Verhängnisses war, welches sich deiner bediente. Du hast keinen Augenblick lang das Glück geleitet, sondern das Glück leitete dich. Du warst es nicht, der den Pfeilen nach dir zielender Bogen gebot, dein Herz zu verfehlen, oder dem Abgrunde des Weltmeers, dein Schiff nicht zu verschlingen. Als du in Gela sieben Wunden empfingst, war es nicht deine Klugheit, welche den Schwertern befahl, um kein Haar tiefer zu schneiden, damit dein Lebensfaden unzerrissen bleibe. Die Umstände beherrschten dich. Als geschickter Schwimmer wichest du gefährlichen Klippen aus; aber daß dich die zerschmetternde Welle nicht ergriff, war nicht das Werk deiner Kraft. In Karthago geboren, oder in Griechenland, wärst du ein Anderer geworden. Du hast nichts erzwungen, was sich nicht von selbst darbot; du hast nichts zertrümmert, was nicht schon zum Ein-

sturz bereit war. Was du aber gewaltsam bogest, bleibt nicht gebogen; es springt, sobald du die Hand davon lässest, gleich einer gekrümmten Ruthe, in die alte Lage zurück. Denn der größte König ist ein Knecht des Schicksals."

Agathokles Antlitz verfinsterte sich. „Willst du," sprach er, „willst du mir auch noch meinen letzten Werth rauben?"

„Ich bewundere die höhere Kraft in dir, welche dich stark macht, die Last deines Daseins zu tragen, den ungeheuern Gedanken: zweiundsiebenzig Jahre von Noth, Sorgen, Anstrengungen — für ein großes Nichts. Du hast Afrika verwüstet; es blühet wieder. Du hast dir einen königlichen Thron gebaut; er ist Holz mit Teppichen behangen. Dein Wink gebietet den Füßen und Händen von Tausenden; aber ihre Herzen schlagen frei und fluchen vielleicht. Sie sind Sklaven des Geschicks, wie du; aber alle vielleicht glücklicher, als du."

„Und warum, Mikon, warum bin ich nicht glücklich?"

„Weil du nicht zu beglücken verstandest. Du verkanntest die Menschheit, weil du dich selber verkannt hast. Du verachtetest die Menschen, weil du dich selber nicht geachtet hast. O König, das ist die Welt, was wir selbst sind; und jeder Sterbliche ist ein Gott in seinem Kreise, wie vielleicht jeder Stern am Himmel eine Sonne in der Welt."

„Meinst du, ich hätte besser gethan, auf Lebenszeit in jugendlichen Träumen zu schwelgen? Nein, ich trat aus dieser mit Kraft hervor, um die Welt kennen zu lernen, wie sie ist."

„Wer sich selbst kennt, der kennt die Welt; kein Anderer. Du hast in dir die göttlichen Urbilder des Wahren, des Schönen, des Guten. In dir solltest du sie sehen; es waren die Strahlen deines Geistes, die deine innere Sonne nach außen senden sollte. Aber du suchtest das Göttliche außer dir, und fandest — Staub. Es liegt in der engen Brust des Menschen mehr verborgen, als

im ganzen sichtbaren Weltall. Draußen wühltest du im Staube, und warst dir selber fremd; und was du da erhaschtest, blieb Staub. Es ist nichts Wirkliches, als das Göttliche; Alles draußen ist todter Traum und fremdes Reich. Dein Wille gehört dir, und ist deine Ehre oder Schmach; deine That liegt in der Gewalt der Götter."

Agathokles lächelte und sprach: „In wenigen Tagen werde ich Karthago's Seemacht vernichten; in wenigen Wochen ist mir Afrika zinsbar. Dann komme ich wieder zu dir, und bringe die Antwort: in wessen Gewalt die That liegt?"

Der Fürst kehrte nach Syrakus zurück.

Drei Tage nach diesem Gespräch erfuhr Mikon den Tod des Agathokles und seines Sohnes, dem er das Erbe seiner Macht bestimmt hatte. Denn Archagathos, des Königs Enkel, welcher im Feldlager bei Aetna stand, war unwillig geworden, daß er den Oberbefehl der Land- und Seemacht an den Sohn des Fürsten übergeben sollte. Er lud den jüngern Agathokles zu einem Opfer ein, veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, und tödtete ihn, da er trunken ward, in der Nacht. Zugleich hatte er den Mänon von Aegesta, den Liebling des Königs, beredet, diesen, als den Unterjocher Aegesta's, mit Gift aus dem Wege zu räumen.

Als Agathokles eines Tages nach der Mahlzeit vom Tische aufstand und sich nach seiner Gewohnheit mit einer Feder die Zähne reinigen wollte, reichte ihm Mänon die Feder. Sie war an der Spitze vergiftet. Schneller Schmerz und tödtliche Fäulniß des Zahnfleisches, die immer weiter um sich griff, wurden die Folge. In kurzer Zeit verlor Agathokles die Sprache, und ward so schwach, daß er sich nicht regen konnte. Man eilte sogleich mit ihm zum Scheiterhaufen, obwohl er noch athmete, und verbrannte ihn, da ihn sein Bewußtsein noch nicht verlassen.

Nach dem Tode des Tyrannen stellten die Syrakuser alsbald ihre Volksherrschaft und Freiheit wieder her; zerstörten alle Bildsäulen, die sie dem Agathokles errichtet hatten, und erklärten seine gesammten Besitzungen dem Staate verfallen. Auch Archagathos genoß den erwarteten Lohn seiner Schandthat nicht. Denn Mänon, nach Herrschaft gelüstend, räumte auch ihn aus dem Wege. Ein Flüchtling, rettete sich zuletzt aber der Mörder selbst nach Afrika.

Mikon, als er dies Alles hörte, sprach zu seinen Kindern: „Es waltet ein heiliges Schicksal. Es vergehen die Werke der Sterblichen mit ihnen; nur das Göttliche stirbt nicht. Nicht der Tod, aber das Leben kann eine Schande sein; das aber ist die Schande: Geist und Odem gehabt und nicht gelebt zu haben. Der Wille ist unser, die That gehört den Göttern. Weil Agathokles in seinem Wahnsinne Göttern gleichen wollte, ward er weniger, als ein Mensch. Er strebte nach dem Unmöglichen; bildete sich ein, zu haben, was ihm nicht gehörte, und verlor, was sein wahres Eigen war.“

Der Pflanzer in Cuba.

1.

Die merkwürdigern oder größern Menschen des Zeitalters sind, im Auge des vorurtheillosen Weltbeobachters, noch immer diejenigen, welche, je nachdem das Schicksal das Spiel der Begebenheiten mischte, zufällig eine bedeutsame Stellung, oder gar eine sogenannte Unvergänglichkeit des Namens gewannen. — Kein Sterblicher ist das Alles selbst, was er, als Werkzeug des Verhängnisses, wird; er glänzt nur durch den Wiederschein der ihn umringenden Verhältnisse; und seine Größe verschwindet mit ihnen. Wohl mancher Homer oder Shakespeare verdirbt unbemerkt im Akten- oder Schulstaub, ohne sich je ganz zu erkennen, oder ohne daß ihn das Schicksal kennen wollte. Mehr als ein Cäsar, oder Napoleon, schlägt sein Leben lang nur das Kalbfell der Trommel; und im bäurischen Zwilchkittel geht mancher königliche Geist einher, während Purpur und Krone den Leib einer Taglöhnerseele vergöttern.

Unter den Sterblichen, die mir auf dem Lebenswege begegneten, steht auch einer, der im Aeußern ganz unscheinbar, von Wenigen nur gekannt, aber von diesen verehrt, durch Hoheit der Denkart und Stärke des Gemüths meine Aufmerksamkeit fesselte. Er wohnt nicht in Europa, sondern auf einer der westindischen Inseln; ist da Pflanzer in einer weiten, aber fruchtbaren Einsamkeit, allein mit seinen Sklaven, die ihn wie einen Vater lieben.

Wie ein Robinson wird er dort sich und Allen Alles; Schiedsrichter in den Zwisten seiner Nachbarn, die ihn anrufen, Lehrer der Jugend, Priester der Erwachsenen, Arzt der Kranken, Rathgeber der Unglücklichen, Heiland aller Leidenden. Von Geburt ein Schweizer, ist er, Republikaner unter seinem Dache, treuer Unterthan des spanischen Zepters; Mitglied der evangelischen Kirche, wird er von den Bekennern der römisch-apostolischen, wie der Beste unter ihnen, geachtet. Er ist einer der Christen, welche, entwachsen dem dürftigen Ideenkreis der verschiedenen Sekten, mit Christo das Höhere des göttlichen Glaubens und Wissens ergriffen haben und darin ihre Seligkeit fühlen.

So ist er mir von einigen seiner Freunde, die aus Amerikā kamen, und mich zu verschiedenen Zeiten besuchten, geschildert worden.

Nach dem Allem, was hier von ihm gesagt ist, erwarte man nun keine Erzählung seiner etwa wunderhaften Lebensereignisse und Abenteuer, an welchen es ihm übrigens nicht gefehlt haben mag, da er einst, als junger Mann, einen guten Theil des nördlichen Amerika's und der Antillen durchschwärmte. Ich möchte den Lesern nur einige Bruchstücke seiner Briefe mittheilen, welche schon dadurch ein gewisses Interesse erhalten, daß sie uns mit der einfachen Lebensweise eines westindischen Pflanzers, mit Eigenthümlichkeiten einer Insel näher bekannt machen, welche, meines Wissens, seit Alexander von Humboldt Niemand näher geschildert hat. Nebenher offenbart sich darin der rein menschliche, große Sinn eines Mannes, der, in einsiedlerischer Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, die schönste Welt in sich selbst trägt und sie aus seinem Innern ins vergängliche Leben für den Augenblick flüchtig hinausbaut, wie die Spinne ihr wunderbares Gewebe.

2.

Bevor ich die brieflichen Mittheilungen gebe, sei mir noch erlaubt, zu erzählen, auf welche unerwartete Weise ich mit dem westindischen Pflanzer in Verbindung kam.

Einer meiner freundschaftlichen Bekannten, mit welchem ich, außer geselligen Verhältnissen, keine nähere Berührung hatte, war gestorben. Nach seinem Tode fand sich ein verschlossener, schon vor mehreren Jahren von ihm geschriebener Brief vor, worin er mich ersuchte, Vormund und Beistand seiner hinterlassenen Familie zu werden.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1823 theilte mir die kränkliche Wittwe, nicht ohne Bestürzung, ein aus der Havannah an ihren verstorbenen Gemahl eingelaufenes Schreiben mit, worin demselben von einem seiner Freunde in Cuba die Ankunft von dessen jungem Sohn, einem Mulatten, angekündigt wird, der nun auf der Ueberfahrt von Westindien nach Europa sei. Der Knabe sollte in der Schweiz erzogen und unterrichtet werden. Die beiden Freunde hatten schon, in früherm Briefwechsel, die nöthige Uebereinkunft wegen der fernern Pflege und Bestimmung des jungen Westindiers abgeschlossen. Mir blieb nichts übrig, als die von dem Verstorbenen eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Der kaum neunjährige Knabe traf glücklich bei mir, von seiner weiten Reise, ein; ein hübsches, wildes Kind, dessen unbändige Lebhaftigkeit, dessen plötzliche Uebergänge von tiefster Traurigkeit zur ausgelassenen Freude, das heiße afrikanische Geblüt verrathen haben würden, wenn es auch sein schlanker Wuchs, seine geschmeidige Beweglichkeit, seine farbige Haut und das feingekräuselte Haupthaar nicht verkündet hätten. Er war der Sohn einer jungen Negerin, Agrippina Conga, deren Reize den weltbürgerlichen Pflanzer auf Cuba gefesselt hatten. Aus der allgemeinen Hochachtung zu schließen, mit welcher sie, noch sehr jung, bei ihrer

Ausschiffung in der Havannah, nachher in der Kolonie, von sämmtlichen Negern behandelt wurde, so wie nach ihren eigenen Andeutungen, scheint sie die Tochter oder Verwandtin eines königlichen Geschlechts aus dem Innern Afrika's gewesen zu sein. Mehr als ihre Herkunft, zog nachher ihre Schönheit die Bewunderung an, und selbst ein europäisches Auge konnte, ohne von der schwarzen Farbe der Sammethaut beleidigt zu werden, die Liebenswürdigkeit der afrikanischen Grazie anerkennen, deren Wangen, „wie durch die Finsterniß eines getrübten Himmels das Morgenroth," glühten.

Mein Erstes war, den Vater über das Schicksal seines Kindes zu beruhigen, welches er auf dem Ozean wußte, während er schon den Tod seines Freundes erfahren hatte, und dies Kind seiner Liebe nun fremd und allein in einen andern Welttheil hingeworfen stehen sollte. Die Lage des Mannes schien mir eine der schrecklichsten, die ein Vater empfangen kann. Ich sagte ihm Alles, was ich von mir selbst wußte, um ihm Vertrauen zu einem Unbekannten einzuflößen.

„Das Schicksal schenkte mir einst," antwortete er, „in schöner, wohlthätiger Laune unerwartet einen getreuen, aufgeklärten, biedern Freund. Es hat ihm gefallen, mir diesen, eben so unerwartet, in einem der wichtigsten Augenblicke meines Lebens zu rauben. Und nun, als bereuete es selbst die anscheinende Härte, überrascht es mich beinah' ohne Zeitverlust mit dem edelsten Ersatz. Ich unterwerfe mich, wie ich soll, in Demuth seinen Fügungen und empfange mit dankbarem Herzen seine Wohlthat, entschlossen, sie furchtlos zu genießen, so lange es dem gütigen Lenker der Schicksale gefällig sein mag.

„Ich kann mich bei Ihrer Aengstlichkeit, sich zu legitimiren, des Lächelns nicht enthalten. Glauben Sie mir, daß wir Schweizer hier, wenn wir auch beinah' zu Ihren Antipoden gehören, Ihren Namen nicht kennen sollten und wohl noch mehr, als den Namen?

Aber ich kenne Sie persönlich. Ich sah Sie 1800 zu Basel in einer Gesellschaft. In dieser befand sich damals ein unbedeutender, Ihnen unbekannter junger Mann; und dieser junge Mann war ich."

Nach diesen Einleitungen zu einem traulichen Verhältniß entspann sich der Briefwechsel.

3.

Sta. Theresa in Cuba, 1824.

Hätten wir noch heutiges Tages ein nur halb so hohes Alter zu gewärtigen, wie unsre Geschlechtsverwandten vor der großen Fluth, ich würde Ihnen einen Besuch am alten Lebergebirge*) versprechen, und von Stund' an meine Vorkehrungen treffen, um wenigstens ein halbes Hundert von Jahren in der Gesellschaft meiner schweizerischen Freunde und im Anschaun der Naturschönheiten meines Vaterlandes zubringen zu können. Mein leiser Wunsch wird es immer bleiben, noch einmal dahin zu ziehen. Darf ich mich aber mit der Hoffnung schmeicheln, diesen Wunsch je erfüllt zu sehen? Ich denke, nein! Und Alles zusammen gerechnet, wer weiß denn, ob die Erfüllung des Genusses nicht einen bittern Nachgeschmack hinterlassen würde?

Möge mein Sohn statt meiner das Leben des alten Welttheils sehen, und sich dort für die Zukunft des neuen ausbilden, dem er eigentlich angehört. Es wäre freilich wünschenswerth, wenn wir hier in Westindien unter unsern Augen gute Erziehungsanstalten besäßen, und so die vielfältigen und wichtigen Vortheile genießen könnten, die für uns daraus erwachsen müssen. Das Klima in der Nachbarschaft des Wendekreises scheint aber den Gelehrten und der

*) Dem Jura in der Schweiz.

Gelehrsamkeit durchaus abhold zu sein. Von so vielen Versuchen, dieselben in die englischen, französischen und andern Kolonien zu verpflanzen, weiß ich wenigstens keinen, der je gelungen wäre. Einige der südlichen Staaten Nordamerika's haben kostspielige Institute errichtet, und wenden alles Mögliche an, um dieselben im Kredit zu erhalten; aber auch dort hat es bisher damit gar nicht recht glücken wollen. Und wenn es anders nicht den Aeltern durchaus an Mitteln gebricht, so lassen sie ihre Söhne, nachdem diese die Kinderschulen durchlaufen haben, in den nördlichen Provinzen erziehen.

Dennoch würde hier in Cuba, wegen besonderer, anderswo nicht obwaltender Umstände, ein Versuch von der Art, wie Sie denselben beschreiben, vielleicht gemacht worden, und auch gelungen sein, wenn nicht über das Weltmeer herüber die politische Rückwirkung eingetreten wäre, welche unter den Fittigen der heiligen Allianz ganz Europa fühlt. In dem schönen Frankreich sogar sind, wie ich höre, die frères ignorantins und die Jesuiten zum Behuf der Erziehung angenommen. Wer in Spanien dazu verlangt wird, mag Ihnen besser bekannt sein, als mir. Hier aber ist's von jeher gehalten worden, wie im Mutterlande.

Rechnen Sie dazu noch eine Art von nationaler Eifersucht oder vielmehr Scheelsucht gegen Fremde, von welcher die einheimischen Gelehrten, d. i. die Geistlichen, noch weniger frei sind, wie das Volk und der Pöbel, so werden Sie sich mit einemmale richtig vorstellen können, welche Rolle bessere Schulanstalten durch herbeigerufene Männer in diesem Lande spielen würden.

Ich selbst bin hier nicht ganz ohne Bücher. Es ist meinem Geiste Bedürfniß, mit den besten Geistern zu leben und zu verkehren, die auf dem Erdball erschienen sind. Müßt' ich sie entbehren, würd' ich im weiten Erdball einsam wohnen, und dieses als einen Verbannungsort betrachten, in welchen ich aus der ersten

Heimath, dem Nichts, verstoßen bin. Zwar meine Bibliothek ist klein; sie enthält aber doch etwas Weniges von Reisebeschreibungen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen, mathematischen, astronomischen und andern Werken. Von deutschen Büchern besitze ich nichts, als über Moral und Religion. Lassen Sie mir aber noch Langsdorfs und Vega's sämmtliche mathematische Schriften, Kästners Geschichte der Mathematik u. s. w. zukommen: so bin ich reich.

4.

Meine Pflanzer-Lebensart hat sich in achtzehn Jahren mehrmals verändert, nur nie in ihrer ursprünglichen Abgeschiedenheit. Ich habe in dieser westindischen Einsamkeit das Gefühl, welches man auf den Gipfeln hoher Berge hat. Ich stehe Gott und der Natur näher, je entfernter ich mich von den thörichten Qualen der Menschen sehe, welche sie sich mit leidenschaftlicher Verstandesverblendung erschaffen. Eben darum muß es selbst unter den Wilden behaglicher wohnen sein, als unter den durch die gesellschaftlichen Verhältnisse erkünstelten und verschrobenen Leuten. Denn jene sind, wie alle Kinder, noch natürlich. Ich verstehe hier Rousseau's Gedanken besser, als in Europa.

Im Anfang glich meine Lebensweise einer Robinsonade. Alles fehlte; für Alles mußt' ich erfinden. Im dritten Jahre hätte dieser Zustand, mit meiner ersten Kaffee-Aernte, wohl wenigstens eine Tünche von Zivilisation annehmen sollen; aber durch den verderblichen Einfluß des spanischen Krieges und des berüchtigten Kontinentalsystems, wurde im Gegentheil jede Blüthe meines äußern Glücks zerstört, bis zum allgemeinen Frieden. Von da erst hat sich meine Lage so verbessert, daß mir heute in diesem Betracht nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.

Die Pflichten meines Gewerbes beschäftigen mich unablässig, das ganze Jahr durch, Feier= und Werktage, von früh Morgens bis Nachts. Ich genieße erst von Abends acht Uhr an täglich, aber in Kleidern, einer vorbereitenden Ruhe von wenigen Stunden; dann kann ich zwei bis drei Stunden ohne Nachtheil der Gesundheit, ungestört mir selbst leben, daß der Geist seiner froh werde.

Und Morgens ist mein Erstes, daß ich in meinem Lehnsessel, im Lieblingswinkel meines Schlafkämmerchens, in gänzlicher, körperlicher Unthätigkeit sitzend, eine Cigarre rauche und eine Schaale bittern, kalten Kaffee's trinke; Alles im Finstern, vor Sonnenaufgang. Das soll mein Betrachtungsstündchen sein. Da laß ich Welt und Leben, das Vergangene, das Kommende, traumhaft an mir vorübergleiten. Ein stärkendes Seelenbad! Aber es dünkt mich, auf den vom langen Liegen schlaff gewordenen Körper wirkt diese Ruhe wohlthuend ein.

Mit erstem Glimmern des Tageslichts werden meine Leute auf ihre verschiedenen Arbeitsplätze vertheilt. Dann geh' ich zum Krankenbesuch. Hab' ich diesen vollendet, begeb' ich mich zu Fuß oder zu Pferde durch die Pflanzungen zu den Arbeitern, das Nöthige anzuordnen. Ich verweile bei ihnen bis zum Frühstück, um 9 und 10 Uhr. Auf dieses folgt meine Sieste; dann mancherlei häusliche Beschäftigung, abermaliger Besuch der Arbeitenden bis zum Mittagsmahl, um 3 oder 4 Uhr. Noch zum drittenmale besichtige ich, was meine Leute mit ihrem Tagewerke geleistet haben; gehe noch einmal an das Lager der Kranken; es werden die erforderlichen täglichen Schreibereien besorgt und die Anordnung für die künftigen Tage getroffen.

Das ist das Bild vom Einerlei meiner Tage. Besuche, unvermeidlicher Briefwechsel und etwa ein anhaltendes Regenwetter sind die einzigen Ausnahmen. Die stille Wiederholung meines Thuns, wie den Sonne Lauf, läßt mir kaum mehr noch zu wün=

schen übrig, als einen biedern, aufgeklärten Freund in unmittelbarer Nachbarschaft, mit dem ich höhere Gedanken wechseln könnte, meinen Geist auszubilden. Er fehlt mir!

Anfangs auf die Gesellschaft meiner Schwarzen allein beschränkt, besaß ich mehrere Jahre hindurch nur zwei Bücher, ein Bändchen mathematischer Abhandlungen und Cicero's Reden, welche ich, wie Sie wohl denken können, äußerst liebgewonnen. Und zersetzt, wie sie nun aussehen, bewahre ich sie jetzt dennoch wie Reliquien auf. Nein, Sie haben keine Vorstellung davon, wenn man Jahre lang für Geistesnahrung nur auf ein paar Schüsseln beschränkt bleibt, wie man da jeden einzelnen Gedanken, ich möchte sagen, jedes Wort des Schriftstellers durstig aussaugt, um das eigene Gedankenleben zu fristen, damit es nicht sterbe. Und man gewinnt dabei noch lernend viel. Lesen ist nur Anregen der Geistesthätigkeit; und nur das Selbstgedachte und das Durchdachte ist das Gelernte. Vielleserei ist Vielschwelgerei, welche ungesunde Säfte erzeugt, geistige Aufgedunsenheit und Mattheit. — Die Engländer hatten mir, schon im Jahr 1803, meine kleine tragbare Bibliothek, nebst Allem, was ich damals von Effekten in dieser Welt besaß, aus Irrthum auf meiner Flucht von St. Domingo abgenommen.

Die politischen Bewegungen in Cuba stören mich am wenigsten. Ihre freundschaftlichen Besorgnisse von Gefahren für mich müssen mir schmeichelhaft sein, aber bis jetzt hat sie nichts gerechtfertigt. Ich habe nun vier Staatsveränderungen in diesem Lande erlebt, welche aber nicht nur ohne Blutvergießen, sondern auch auf die glimpflichste Art von der Welt abgelaufen sind. Wie noch überall in unserm Jahrhundert, bilden die Menschenfreunde und einsichtsvollen Geister auch hier die Minderheit; Adel und Geistliche, mit dem Pöbel in natürlicher Wahlverwandtschaft stehend, erdrücken durch ihre Masse, was Besseres aufkommen möchte.

Unsere Creolen, welche die Mehrheit der hiesigen spanischen

Einwohner ausmachen, sind zwar, wie beinahe alle Creolen, ein flüchtiges, heftiges, prahlendes und hochmüthiges Völkchen, aber im Grunde weder boshaft noch blutdürstig, ausgenommen die Hefe des Volks, die aber auch aller Orten die nämliche ist. Die allergrößte Zahl ist höchst unwissend, und von Kindsbeinen auf gewohnt, blindlings zu gehorchen und zu verehren, was ihre Väter schon verehrt haben. Eben so allgemein ist es ihnen angeerbt, ausschließlich mit Vergnügen gemeinster Art die Zeit zu tödten und Geld zu erwerben, ohne sich um etwas Höheres zu bekümmern. Bei den aus dem Mutterlande herüberposaunten und hochklingenden Cortes-Worten von Vaterlandsliebe, Volksrechten, Konstitutionen, Heldensinn u. s. w. spitzten freilich einige die Ohren. Weil sie aber im Grund nicht viel aus denselben zu machen wußten, und weil eine neue Ordnung der Dinge, gut oder schlecht, nicht ohne wiederkehrende Verwirrungen bei einem Volke einzuführen war, welches erst noch das Buchstabiren zu lernen hat: so wurden sie des wenig einträglichen Spieles überdrüssig, und jedesmal bald geneigt, sich die Wiedereinsetzung alter Legimitäten ganz gleichmüthig gefallen zu lassen. Der Mensch übrigens ist unter der heißen, wie unter der kalten Zone ein Gewohnheitsthier.

Die hiesigen europäischen Spanier bewegen sich ungefähr wie ihre Brüder in Europa, doch vielleicht etwas gelassener, weit schlaffer.

Sie machen aber bei weitem die kleinere Zahl aus; werden von den Creolen mit einiger Eifersucht beobachtet und lassen sich auch gern etwas Kränkendes gefallen, wenn man ihnen nur nicht das Gelderwerben erschwert.

In politischer Hinsicht wird von den Negern wegen der beträchtlichen Volkszahl der Weißen nicht eher zu fürchten sein, bis sich die Weißen selber entzweien und eine Partei dieselben gegen die andere bewaffnet, wie das ehemals in St. Domingo der

Fall war. Doch das ist in Cuba, meines Dafürhaltens, noch lange nicht zu besorgen. In Amerika und Westindien bildet die Hautfarbe der Menschen ein Kastenwesen, wie irgend in Europa der adelige Stammbaum, oder der Priesterrock. Hier gleicht der Creole dem neuen Adel; tief steht der Mulatte unter diesem*), und der Mulatte sieht stolz auf den Neger nieder. Kastenstolz ist eine Sumpfpflanze, aus dem Schlamme unserer eigenen Thiernatur aufgeschossen. Wir müssen jene gelassen erdulden, bis die moralische Entsündigung unsers Geschlechts sie verschwinden macht.

5.

Ich schreibe Ihnen aus Sta. Theresa, der Pflanzung eines meiner Freunde. Jährlich drei= bis fünfmal komme ich hierher auf Besuch, oder zur Inspektion, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit. Wir haben in hiesiger Gegend nur eine amerikanische Familie als Nachbarn, mit der wir seit zwanzig Jahren in traulicher Bekanntschaft leben. Die Weihnacht= und Osternfeiern sind unsere eigentlichen Feste, in denen wir uns gemeinsam des Daseins freuen.

Sta. Theresa liegt am östlichen Abhange einer Gebirgskette, welche sich von hier aus ungefähr 50 Stunden bis nahe ans äußerste westliche Ende der Insel erstreckt. Berge und Thäler dieser Berg=

*) Als ich im Frühjahr 1830 den Sohn des Pflanzers zur Rückkehr in seine Heimath nach Havre begleitete, und mich dort eines Abends mit ihm zur Wirthstafel setzte, gerieth ein an derselben befindlicher nordamerikanischer Schiffskapitän bei der Erscheinung des jungen Mulatten, und über den dadurch verletzten Anstand, in solche Verlegenheit und Unruhe, daß er den Tisch und seine Gemahlin verließ, die ihn vergebens heimlich zurückhalten wollte.

kette gleichen in ihrer äußern Form dem östlichen Jura von Solothurn bis Brugg; und deswegen, und dem Vaterlande zu Ehren, nannte ich meine Pflanzung die Kolonie am Jura. Sie liegt 22 Stunden westlich von der Havannah und drei Stunden westlicher als Sta. Theresia.

Sie wünschen nähere Kunde von meiner Pflanzung. Wohlan denn! Denken Sie sich einen Raum von ungefähr 700 Juchart Landes (jede von 35,000 bis 40,000 Gewiertschuhen) oder, wie wir's hier nennen, von 16½ Geviert-Cavaleries. Davon sind nun bis jetzt 145 Juchart mit Kaffee bepflanzt und etwa 45 Juchart mit Lebensmitteln und Viehfutter. Das Uebrige ist noch ein immergrüner Wald. Zwei große Bäche und eine Menge kleinere, auch Quellen von vortrefflichem Wasser, erfrischen das Ganze. Einige unbedeutende Flächen ausgenommen, ist alles Hügelland. Von meinen schon angepflanzten 162,000 Kaffeebäumen haben vor zwei Jahren 31,000 ältere und 54,000 jüngere Bäume mir 57,000 Pfund Kaffee und letztes Jahr 40,000 Pfund von verschiedenen Qualitäten eingetragen.

Die Vorlese des Kaffee's fängt hier in den Bergen Ende Juli's oder Anfangs Augusts an; die eigentliche Aernte aber Ende Septembers, oder Anfangs Oktobers, und die Nachlese Ende Dezembers oder Anfangs Februars, und diese dauert oft bis in den März. In den Zwischenräumen dieser Zeiten beschäftigt sich der Pflanzer mit den vielen andern Arbeiten, unter denen das Ausjäten des Unkrauts die beträchtlichste ist. Je nach der mehr oder weniger südlichen Verflachung der Berge, muß dies Geschäft jährlich zwölf- bis fünfzehnmal wiederholt werden. Außerdem muß in jenen Zwischenzeiten das Trocknen und Mahlen des Kaffee's vorgenommen sein; d. i., der Pflanzer läßt die ausgetrocknete Kirsche, von welcher die zwei Kaffeebohnen den Kern bilden, durch ein von Ochsen oder Pferden im Kreise herumgetriebenes, hölzernes,

aber starkes Rad zerknirschen; dann Alles durch die Schwingmühle laufen; nachher auf Tischen sortiren, vollends reinigen und so endlich, in Säcken verpackt, nach der Stadt Havannah verladen.

Dies ist nicht die einzige Sorge des westindischen Pflanzers. Er setzt, an die Stelle der absterbenden, frische Bäume in seinen Kaffeepflanzungen; erweitert diese; macht neue Anlagen. Er besorgt die Ansaaten der Futterkräuter und menschlichen Nahrungsmittel. Der Reis bringt ihm jährlich eine, die Bohnen und das Türkenkorn jährlich zwei regelmäßige Aernten. Er macht Waldstücke urbar zum Anbau. Er unterhält seine veschiedenen Gebäulichkeiten, Wege, Einhägungen u. s. w., kurz, er hat immer vollauf zu schaffen, und genug, um nur alle Arbeiten zweckmäßig anzuordnen. In dem unaufhörlichen Wechsel der Thätigkeit besteht die Annehmlichkeit des westindischen Pflanzerlebens, welches ich noch dem europäischen vorziehen möchte, weil hier Alles ohne Unterlaß lebendig und rege ist, und keine todte Jahreszeit dazwischen tritt. Hier schläft die ewig schöne Natur nie.

Die Zahl meiner erwachsenen und arbeitsfähigen Neger beläuft sich gegenwärtig nur auf 25 Manns- und 25 Weibspersonen, wovon 9 Paare verheirathet sind. Creolen von 1 bis 13 Jahren gibt es bei mir nur 11, weil alle die afrikanischen Mädchen, als ich sie erhielt, noch sehr jung waren. Im Laufe von 18 Jahren hatt' ich das seltene Glück, nur drei Afrikaner durch den Tod zu verlieren; einen Greis vor Altersschwäche und zwei Mädchen an kritischen Weiberkrankheiten. Dennoch fehlte es nie an häufigen Kranken. Alte, schon aus Afrika hergebrachte Schaden oder Würmer, oder Katarrhe sind die gewöhnlichsten Uebel derselben.

Alle sind gute, getaufte, römisch-katholische Christen, die regelmäßig jeden Abend Betstunden halten. Wer sich verheirathen will, dem steht's frei. Die Unkosten der Zeremonie sind gering. Es versteht sich, daß diese der Herr bestreitet.

Jeder Familie mit ihren kleinsten Kindern habe ich ein eignes, reinliches Zimmer gegeben, deren drei ein besonderes Gebäude ausmachen. Alle diese Gebäude stehen immer sechszig Schuh von einander entfernt. Die Unverheiratheten bewohnen, jedes Geschlecht abgesondert, ein besonderes geräumiges Gebäude, und werden des Nachts, zu besserer Erhaltung der Zucht und Ehrbarkeit, unter Schloß und Riegel gehalten. Die Verheiratheten müssen um halb eilf Uhr Nachts in ihren Zimmern sein, wo sie sich einschließen mögen, wenn es ihnen gefällt. Diese Leute schlafen in erhöhten, hölzernen Bettgestellen, weich und mit guten wollenen Decken versehen.

Die Männer erhalten jährlich an Kleidungsstücken zwei Arbeitshemden und zwei Paar Langhosen von guter russischer oder deutscher Leinwand; dazu noch ein wollenes Hemd; die Weiber zwei lange, bis an die Füße reichende Hemden von der nämlichen Leinwand und ebenfalls ein Wollenhemd. Schuhe und Strümpfe sind, wie in Afrika, außer der Mode. Nur wenn es die Noth erfordert, gibt man ihnen Schuhe. Luxuskleider und Putzsachen, die ihnen weniger, als den ärmern Klassen in Europa mangeln, schaffen sie sich entweder selber an, oder erhalten sie als Geschenke, als Belohnungen ihres Wohlverhaltens, oder bei Hochzeiten und Taufen.

Tabak und Pfeifen haben alle meine Neger frei. Man kocht täglich zwei Gemüse-Mahlzeiten für sie. Nachtessen und Frühstück besorgen sie sich selber Abends in zwei abgesonderten Negerküchen. Alle zwei Tage erhält jede Person ein Viertelpfund Fleisch, oder auch Fisch. Branntwein empfangen sie zur Erquickung nach strenger Arbeit, oder so oft sie naß geworden sind und bei großer Kälte. Wundern Sie sich nicht, wenn ich von großer Kälte inner den Wendekreisen rede. Wir verstehen darunter, wenn Mittags in der Sonne das Fahrenheits-Thermometer, obgleich nur für kurze Dauer, auf 62 Grad sinkt (oder 12 bis 13° Reaumur). Sie sehen daraus,

daß unsere sogenannten Sklaven weniger darben, als zahllose europäische Bauernfamilien zwischen dem dortigen Prachtaufwand der Städte. Mit dem, was meine 70 Neger und Mulatten und Creolen wegwerfen oder vergeuden, könnte man ordentlich noch eben so viele dürftige Europäer erhalten. Denn Obst, Früchte, Lebensmittel aller Art, wie sie die Pflanzung hervorbringt, genießen sie nach Herzenslust und Belieben des Gaumens. Jeder und Jede hat ohnehin einen eigenen kleinen Küchengarten, 4000 bis 5000 Geviertschuh groß. Da säet und pflanzet man sich, was behagt, und schaltet mit dem was wächst, nach Willkür.

An Werktagen beginnt die Arbeit der Schwarzen mit der ersten Tageshelle, und endet bei Anbruch der Nacht. Zweimal wird sie durch Frühstück und Mittagsbrod, jedesmal eine Stunde lang, unterbrochen. Leichtere, alltägliche Nebengeschäfte, wie Zutragen von Lebensmitteln, Holz, Wasser, Futter u. s. w. werden, bei guter Witterung, bis um 8 Uhr Abends fortgesetzt. Am Sonnabend hört, mit Eintritt der Dunkelheit, alle Arbeit auf; es wird Branntwein ausgetheilt; man zieht die Staatskleider an; man tanzt, singt und trommelt bis gegen Mitternacht. An Sonn- und Feiertagen wird zwar auch, doch nur bis 11 Uhr Morgens gearbeitet.

Meine Schwarzen sind ein fröhliches, sorgenloses Völkchen. Und, Alles wohl erwogen, ihren Ursprung, ihre Geistesfähigkeiten, ihre gegenwärtige Lage unter meiner Herrschaft halte ich für weit glücklicher, als die ärmere Volksklasse in europäischen Ländern. Ihre Tugenden und Laster sind zwar die von Wilden, und dazu gesellen sich noch alle die dem vererbten Sklavenstand anklebenden Gebrechen und Fehler; dennoch, soll ich es Ihnen gestehen? dennoch will ich lieber mit ihnen zu thun haben, als mit der niedrigen Volksklasse des alten Welttheils, die freilich freier, aber auch verderbter und wüster ist. Für das, was sie sind, oder das, für was ich sie halte, lebe ich vergnügt genug unter ihnen, und nur

äußerst selten seh' ich mich gezwungen, strenge Strafen gegen sie zu verordnen.

Da haben Sie nun das Bild vom Thun und Treiben eines westindischen Pflanzers, der in aller Form, Herr und Freund, Arzt und Richter, Lehrer und Versorger, kurz Alles in Allem für seine Kolonie ist und sein muß.

6.

Havannah, 1826.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun zum erstenmal wieder zum Besuch in diese Stadt gezogen. Unterwegs und hier hab' ich große Veränderungen angetroffen. Die Einwohner der Insel haben in diesem Zeitraum vielleicht größere Fortschritte im allgemeinen Wohlstand, in geschmackvoller Auswahl ihrer Lebensbequemlichkeiten und in glänzender Glättung ihrer Sitten gethan, als in dem unmittelbar vorher verflossenen Halbjahrhundert.

Was mir am besten gefallen hat, ist die Menge der Schulen, die nun aller Orten, auch in den kleinsten Dörfern, angelegt worden sind. Darunter sind viele sogenannte Lankastersche. Auch fehlt's nicht an Erziehungsanstalten, die man sonst Pensionate hieß. Der Geist des Volks scheint sich ungemein verwandelt zu haben, und ein guter, altkatholischer Christ muß ohne Zweifel mit frommem Bedauern wahrnehmen, daß auf das zu den Sinnen sprechende Aeußere der kirchlichen Uebungen gegenwärtig nicht mehr so viel, wie einst gehalten wird; daß die feierlichen Betumgänge nicht nur minder zahlreich geschehen, sondern auch nur vom niedrigsten Pöbel begleitet sind; daß die Geistlichkeit, besonders aber die Mönche und Nonnen, ein Großes von ihrem vormaligen Heiligenglanz und Einfluß verloren haben.

Wie kurz und flüchtig auch die zwei konstitutionellen Zeiträume Spaniens in Cuba waren, müssen sie doch unerwartet tief in das

Volksleben eingewirkt haben. Nicht minder mag die Toleranz des hiesigen Bischofs, dem wir auch mehrere gemeinnützige Anstalten verdanken, zu diesen mich überraschenden Veränderungen beigetragen haben.

Von den ungeheuern Waldungen, die sich ehemals zwischen meiner Niederlassung am Cuba-Jura, und der Stadt, in einer Länge von ungefähr 22 Stunden ausstreckten, sieht man nur noch wenige einzelne, zerstreute Gehölze. Das Land ist urbar gemacht worden und wird weit verständiger angebaut, denn ehemals. Hübsche Dörfer sind angebaut worden, wo ich vorzeiten nur an wenigen, elenden Hütten vorbeigekommen war. Dörfer sind zu Städtchen erwachsen und die Stadt selber ist, durch Anlegung einer neuen Vorstadt, vielleicht um ein gutes Fünftel vergrößert. Die nämliche erfreuliche Verwandlung soll man auch bis auf dreißig Stunden ostwärts von hier antreffen, und sehr wahrscheinlich würde sich dieselbe noch weit allgemeiner verbreitet haben, wären nicht die niedrigen Preise unserer Kolonialerzeugnisse und der philanthropische Sturmlauf gegen den Sklavenhandel dazwischen getreten.

Das Regierungswesen der Insel ist übrigens noch ganz altspanisch, mit den nämlichen Gebrechen und Mängeln und mit den nämlichen Vorzügen, welche demselben seit Philipps II. Zeiten angeklebt haben mögen. Die größern, vorübergehenden Wohlthaten hat man eher einzelnen weisen Mannern, als der Weisheit der Formen zu danken. Das Finanz- und Kameralwesen leidet, seit Losreißung der südamerikanischen Provinzen, fortwährend unter starken Spannungen und Erschlaffungen. Alle Ausgaben sind noch die nämlichen, wie in frühern Zeiten, oder vielleicht, wegen Vermehrung des Militärs und andrer Mittel, noch beträchtlicher geworden; die Einnahmen aber stehen, ungeachtet der Vervielfältigung der steuerbringenden Erzeugnisse des Landes, und ungeachtet der höhern Abgaben von denselben, weit geringer da, denn sonst.

Das ist nothwendige Folge vom Ausbleiben der weiland reichen Subsidien aus Mexiko. — Im Justizwesen wird fortwährend noch der alte Schlendrian geschlendert, und es bedürfte, um gut zu werden, weiter nichts, als eine Verbesserung bis auf die Wurzel hinab. Die Polizei, obschon diese etwas besser gehandhabt wird, als vielleicht vor sieben Jahren, ist bei weitem nicht so wirksam, wie ich sie bei meiner Ankunft in Cuba gesehen, und doch war schon damals nur wenig Rühmliches an ihr zu preisen.

Die Handlung und unser Pflanzenwesen leiden indessen unter den sinkenden Preisen der Kolonialwaaren außerordentlich. Die Unkosten bleiben die nämlichen für ihre Erzeugung. Die Erschütterung in England wirkte auf den hiesigen Handel schwer zurück, und wir Pflanzer zahlen nun 15, statt 5, vom Hundert Abgabe von unserm Kaffee.

Wäre ich noch jünger, würd' ich mich in Nordamerika anzusiedeln wünschen. Das Klima dort ist freilich, von einem Ende des Freistaates zum andern, höchst unfreundlich und selbst gefährlich durch seine außerordentliche Veränderlichkeit. Sitten und Geist des Volks sind wahrscheinlich weit von der Vorstellung abweichend, die man sich davon in der Entfernung macht. Ich selbst habe mehrere Jahre dort zugebracht und wackere, alte Freunde und ehemalige Kollegen am Ohiostrom zurückgelassen, die unsere Schweiz aus denselben politischen Gründen verließen, welche mich aus ihr verbannten.

In dem einzigen, sehr umständlichen Brief, welchen mir einer dieser Freunde nach seinem fünfzehnjährigen Aufenthalt in Indiana geschrieben, bezeugt er in jeder andern Hinsicht Zufriedenheit mit seiner Lage. Das so sehr in den amerikanischen Sitten von den unsrigen Abstechende, und besonders die Schlaffheit der Bande, welche sonst wohl Freundschaft und Blutsverwandtschaft zu knüpfen pflegen, zwingen ihm aber doch die Aeußerung ab:

„Wäre er zuvor davon unterrichtet gewesen, er würde gewiß nie hingezogen sein.“

Dagegen ist es aber ein neu aufblühendes Land, ein üppiger, jungfräulicher Boden (driving, wie die Eingebornen sagen), voller Hilfsquellen für den armen Fremdling, und um wieviel mehr für denjenigen, der mit nicht ganz leeren Händen dahinzieht. Es wird ein wahres gelobtes Land, wo er alles Unentbehrliche im Ueberfluß hat und für Kinder und Kindeskinder die vielversprechendsten Niederlassungen vorbereiten kann. Es ist dort das einzige uns bekannte Land unter der Sonne, wo der Mensch (aber bis jetzt nur der weiße!) ganz frei athmen und seine ihm vom Schöpfer zuerkannten Rechte, ohne Furcht genießen darf; wo man von den gefährlichen und gehässigen Geburtsvorrechten nichts weiß, welche in andern Ländern den Weißen bevollmächtigen, seinen weißen Mitmenschen niederzuhalten im Staube. Bisher haben sich diese Freistaaten, zur Ehre ihrer Geschichte, unvergleichlich wohl gehalten. Die Zukunft setzt die Geschichte fort; nicht aber denselben Geist der Sterblichen.

7.

Cusco, in der Jurapflanzung, 1828.

Die Insel Cuba ist für die Einwohner derselben in wissenschaftlicher Hinsicht beinah' eben so sehr terra incognita, wie für die weit entfernten Europäer. Humboldts Werk belehrt diese Letztern von weit mehr Dingen, als jene wissen. Wir besitzen noch keine nur einigermaßen Genüge leistende Karte des Eilandes. Letzthin wurde mit der Entwerfung einer genauen Seekarte löblicher Anfang gemacht; dabei aber wird es auch wohl bleiben und dieses durchaus nothwendige, ja menschenfreundliche Werk wahrscheinlich

nie zu Ende gebracht werden, wie viele andere gemeinnützige Unternehmungen der Regierung schon dies Schicksal hatten.

Man hat von der ersten Konstitutionszeit her angefangen, statistische Erfahrungen zu sammeln und hie und da etwas davon in öffentlichen Blättern bekannt werden zu lassen; alles aber äußerst unvollständig und fehlerhaft. Mit Naturkunde beschäftigen sich vielleicht einzelne Liebhaber. Allein wir haben keine eigentlichen Physiker und Naturforscher. Der botanische Garten in der Havannah ist eine neuere Anstalt und befindet sich einstweilen noch im Zustande der Kindheit. Das Nämliche gilt auch von der unlängst begonnenen Akademie der schönen Künste.

Hätte sich das konstitutionelle Wesen behaupten können, Vieles würde nun anders sein. Da man aber doch hier überhaupt minder unter dem Machtgebot jener Gewalt lebt, welche Spanien in die alte Finsterniß zurückzudrängen und darin zu erhalten sucht: so darf man später viel Gutes von der begonnenen Erziehungsverbesserung, vom lebhaften Geist und der Wißbegierde des Volks, von den Reisen der Inselbewohner im Ausland, von ihrem täglich ausgebreiteten Verkehr, erwarten.

Die Stadt Havannah ist ungefähr vom Umfange der Stadt Basel, ein unregelmäßiges Fünfeck, wovon drei Seiten am Hafen, und zwei den Kastellen del Moro und Cavannas gegenüber liegen. Gegen die Landseite ist sie mit einer einfachen Befestigungslinie umgürtet. Die Straßen sind ziemlich gerade gezogen, nach den vier Hauptstrichen des Kompasses, einige aber auch, wie die unserer alten Reichsstädte, zum Theil mit Trottoirs versehen, und beinah' alle mit weichen Steinarten entweder regelmäßig, oder halb macadamisch gepflastert, aber schlecht nivellirt und noch nachlässiger gereinigt. Folglich sind mehrere unbequem, ungesund durch Feuchtigkeit, Hitze und Ausdünstung, beim Regenwetter kothig. Ehemals mögen dieselben wohl mit Eichenholz oder andern unver-

derblichen Holzarten belegt gewesen sein. Von diesen ursprünglichen Grundlagen wird aber heutiges Tages keine Spur mehr erblickt.

Die Häuser sind beinahe durchgehends vom Mauerwerk erbaut; und die neuern Paläste der Reichen gewöhnlich sehr geschmackvoll; aber nicht höher als ein Stockwerk über die Grundflur und meistens mit einem Ebendach bedeckt, wie im südlichen Spanien, auf welchem die Einwohner sich des Abends Bewegung geben und frische Luft einathmen.

Die Vorstädte der Havannah sind beinahe um das Doppelte ausgedehnter, als die Stadt selber, und fast täglich erweitern sie sich. Die ältern Quartiere derselben zeigen aber immerfort ein abscheuliches Aeußere; Hütten, ekelhaft, wie man sie kaum in polnischen oder russischen Dörfern zu Gesicht bekommt. Unter hundert Gebäuden ist kaum ein ganz gemeines Wohnhaus zu erblicken; die übrigen sind aus allen Arten brennbarer Materialien zusammengeflickt. Bricht da Feuer aus, lodert das ganze Gassenwerk mit auf. Vor wenigen Monaten brannten mit einemmale 400 Gebäude nieder. Wird dann wieder neu aufgebaut, so entwirft man vortreffliche Pläne, gebietet deren Ausführung durch strenge Verordnungen, und, siehe da! — sie bleiben unbefolgt. Die schönsten Gebäude mögen das Posthaus und der Palast des Gouverneurs sein. Von den Kirchen ist, neben europäischen, nichts zu rühmen. Die Kirche des Benediktinerklosters, welche die prachtvollste hätte werden sollen, steht vielleicht seit einem Jahrhundert unvollendet da, und in einem Theil derselben wird, wie ehemals im Tempel von Jerusalem, öffentlich Geldmarkt und Wucher getrieben, alldieweil im andern Gottesdienst gehalten wird.

Der Hafen ist eine herrliche, weit ausgedehnte Bucht, groß genug, die stärksten Kriegsflotten aufzunehmen und ziemlich sicher zu stellen. Man läßt aber den Eingang jetzt täglich mehr durch die Ausspülungen der Straßen von den Regengüssen verschlammen.

Gegen Norden ist er durch die zwei schon genannten und für unüberwindlich gehaltenen Kastelle, nebst einigen Batterien, — die Stadt selbst aber auf der Landseite von Osten bis wieder gegen Norden, durch eine geringere Festung, mehrere kleinere Kastelle und Batterien gedeckt.

Die Zahl der Einwohner von der Stadt und den Vorstädten, Menschen aller Farben und Klassen zusammengenommen, mag sich gegenwärtig wohl auf 80,000 Seelen belaufen. Die Umgegenden der Stadt, bis auf eine bis drei englische Meilen, bilden ein mehrere Stunden langes ununterbrochenes Amphitheater, wo auf hundert Stellen sich dem Landschaftsmaler Stoff zu den anziehendsten Darstellungen anbieten würde. Letzthin fällte man die hohe, ehrwürdige Ceiba, in deren Schatten, wie die (mir etwas unglaubwürdige) Volkssage geht, der westindische Apostel Las Casas die erste Messe gelesen haben soll. Die Ceiba (Bombax pyramidale) ist ein ungeheurer Baum, der größte in den Antillen, aus dessen leichtem Holz die Indianer ihre Canoe's ehemals von einem Stück verfertigten. Nun ist an die Stelle des Gefällten eine Kapelle erbaut, wozu man das Geld durch Unterschriften sammelte. — Bekanntlich soll der Leichnam des Christoforo Colombo von Hayti nach Cuba gebracht worden sein. Ich habe aber weder über die Ruhestätte seiner Gebeine, noch über seinen auf der Insel noch vorhanden sein sollenden Nachkömmling etwas Befriedigendes erfahren können.

8.

Cusco, 1828.

Die ganze Oberfläche der Insel muß in ältern Zeiten, und wahrscheinlich in verschiedenen Zeiträumen, zum Behuf von Schenkungen, in kreisförmige Abtheilungen von Ländereien zerstückelt

worden sein, welche Haciendas genannt werden. Diese Haciendas sind einfache, oder doppelte, d. h. von 400 bis 800 Cordeles Durchmesser; (jedes Cordel zu 24 Vares, jede Var zu 3 Schuh span. oder gleich 31²/₇ Zoll franz. Maß). Nun sind 324 Geviert-Cordels gleich einer Cavaleria, (Benennung eines großen Landmaßes von ungefähr 45 Juchart, jede zu 35,000 Schuh). Die einfache Hacienda hat ungefähr 370 Cavalerien, oder 16,650 Juchart, die doppelte 1140 Cavalerien, oder 66,000 Juchart.

Schon seit langer Zeit muß der König nach und nach die Haciendas verschenkt haben. Die Schenkungstitel hießen Gracia's. In diesen Titeln behielten sich die spanischen Monarchen anfangs vor, daß keine Hacienda zerstückelt, nur zur Viehzucht benutzt werden, und jeder Eigenthümer derselben, oder Haciendolo, jährlich eine bestimmte Anzahl Schlachtvieh an das königliche Proviantamt abliefern solle. Späterhin ward auch der Haciendolo verpflichtet, zur Beförderung vom Anbau des Tabaks, dessen Monopol dem König gehörte, Pflanzern Land dazu, längs Bächen und Flüssen, gegen einen sehr mäßigen Jahreszins, zu überlassen.

Noch später aber ward den Haciendolo's, da sich die Bevölkerung mehrte, gestattet, ihre Haciendas in kleine Silios (Bauernhöfe von einer halben bis zwei Cavalerias Landes) und in Potricos (eingehägten, in Wiese verwandelten Waldboden zur Viehzucht) abtheilen, veräußern oder verpachten zu können. Sie waren aber zu jährlichen Abgaben dafür an die königliche Schatzkammer verpflichtet. Diese Zerstückelungen wurden bei Einführung der Zuckerpflanzungen, und endlich am Ende des 18. Jahrhunderts, als man auch Kaffeepflanzungen begann, noch häufiger.

Die ursprüngliche Ausmessung der Haciendas und die Registratur darüber war so nachlässig gehalten worden, daß bei spätern Vermessungen manche Haciendas im Flächenraum arg zusammenschrumpften, manche ganz verschwanden. Daraus erwuchs eine Menge von Pro-

zessen, deren einige schon über ein Jahrhundert dauern, und wahrscheinlich noch ein paar Jahrhunderte fortdauern werden.

Die Haciendas und Potricos werden oft mit dem darauf befindlichen Viehstand auf mehrere Jahre verpachtet. Aber von Verpachtung der Zucker- und Kaffeepflanzungen ist mir kein Beispiel bekannt; diese werden verkauft.

Der östliche Theil der Insel Cuba, da wo sich derselbe vom Cap Maysi bis Cap Cruz am meisten dem nordwestlichen Hochlande von St. Domingo, beim Cap Foux, nähert, von dem es durch eine gewaltsame Naturthat abgerissen zu sein scheint, ist der höhere Theil des ganzen Landes, so viel ich im Vorbeifahren bemerkt habe, und wie es auch Humboldt angibt. Dort steigt das Hochland unmittelbar aus dem Abgrund des Meeres, in Bergen von 2000 bis 3000 Fuß Höhe, empor. Es ist hier der Anfang einer Cordillera, welche sich vom Cap Maysi durch die ganze Insel bis wenige Meilen vom Cap Antonio ausstreckt. Sie wird nur einmal, etwas westlich von Havannah, durch eine Fläche von 8 bis 10 Stunden, vom Meer bis zum Meer, unterbrochen, und damit in eine östliche und westliche Bergkette getheilt. Die östliche stuft sich nach Westen zu immer mehr ab, bis sie sich in leichte Hügel verliert. Die westliche erhebt sich gleich anfangs, und zwar in der Gegend meiner Pflanzungen, zu Bergen, deren höchste Gipfel jedoch nur 1200 bis 1500 Fuß über dem Spiegel des Meeres emporstehen. Sie nähern sich bald der nördlichen Küste, an welcher sie dann bis ans Ende fortlaufen.

Herr Humboldt spricht von Granitfelsen, die er in der östlichen Abtheilung gesehen habe. In der westlichen fand ich davon keine Spur; nur weiche Gebirgsarten, besonders den Kalkstein. Weder äußere Form der Berge, noch der innere Bau, lassen, so viel ich zu beobachten Anlaß hatte, Urgebirge vermuthen: wohl gewaltige Naturerschütterungen, von denen Alles bunt durch einander geworfen ward. Es fehlt nicht an einer Menge Schwefelquellen,

an Erdpech von verschiedenen Arten, an Stellen, die an vormalige vulkanische Krater oder deren Nähe mahnen könnten; aber sonst sind nirgends Vulkane. Im östlichen Theil Cuba's verspürt man, aber äußerst selten, Erdstöße, wahrscheinliche Fortsetzung von St. Domingo, wo häufig Erdbeben, und besonders in der Gegend von Port au Prince, beträchtliche Verwüstungen anrichten.

Die oben erwähnten Flächen, welche die Bergkette unterbrechen, werden gewöhnlich Chanares, auch Chanos genannt. Der letzte Name ist eigentlich ein mexikanischer und südamerikanischer Ausdruck für den gleichen Begriff.

Landseen und eigentliche Flüsse haben wir keine; nur Pfützen, Waldströme und Bäche, die in der Regenzeit Seen und Flüssen ähnlich werden. Aber Quellen sind in Bergen zahlreich, und auch in einigen Chanares, die hier aber nur von den Bächen herühren, welche sich im Gebirg unter der Erde verloren haben. Wo Quellen fehlen, sind die Ziehbrunnen kostbare Stellvertreter, weil das Trinkwasser oft 400 Schuh und tiefer aus der Erde hervorgehoben werden muß. In einer Tiefe von 100 bis 150 Schuh finden sich beim Brunnengraben häufig Versteinerungen von Seefischen und Muscheln der heutigen bekannten Gattungen.

Ob der ungeheure Halbkreis, in welchem sich die Antillen, von den hundert Mündungen des Orinoco bis zur Küste Yucatans, um das Caraibenmeer schwingen, einst dem Festlande zugehörte, wie es fast alle Verhältnisse andeuten; ob und wann der Ozean wüthend die ganze Mitte des Welttheils ausfraß bis zum Felsengerippe von Darien —? Eine Frage, wie diese, gehört zu jenen andern großen Fragen, welche durch ihr bloßes Dasein die Erhabenheit des Menschengeistes, aber auch seinen tiefen Stand in der Reihe der Wesen bestätigen. Das Fragen ist dem Menschen erlaubt; die Antwort liegt verloren unter den Geheimnissen der Ewigkeit.

Hermingarda.

Nach einer alten Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Der Bruderzwist*).

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — auf den Berg um. Dann setzte sich Graf Ulrich auf einen Felsenstein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber stellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und sprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du schleichst umher, wie ein Nachtgeist, und weichst mir aus, wie ein Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen, und von einer Brust gesogen? Haben wir nicht, als wir Buben waren, alle Wecken mit einander getheilt? War ich nicht

---

*) An der Handschrift fehlten ganz im Anfange derselben ohngefähr acht bis zehn Quartblätter, so wie am Ende einige. Das Uebrige, obwohl von Nässe oder Staub beschädigt, war dennoch ziemlich lesbar behalten. Das Ganze, ohne die hier dazu gefügten Kapitelüberschriften, mag als ein Gemälde der frommen und wüsten Lebensweise jenes Zeitalters, zumal Italiens, gelten. Am Rande der Blattseiten stand immer die Zahl des Jahres, in dem sich die Geschichte zutrug. Die erste Jahreszahl ist 1589.

dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst du den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede, wenn du es noch redlich meinst, und schließe mir dein Herz auf."

Da sprang er jäh vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen ins Antlitz, als wollte er mich verzehren.

„Was säumest du? frisch auf und sprich!" sagte ich nochmals.

Er antwortete: „Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkohren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir, das Fräulein zu lassen."

„Oho!" rief ich: „Sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grota ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre es, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht fürder nachgehe. Auch ist es mir unbekannt, ob es mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen."

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Grafen Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarnt und geküßt und gesprochen habe: „Meine Sohn, sie ist die Deine, und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grota. Wirb um des Fräuleins Gunst."

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals.

Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen; aber als die Glocke zur Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen mögen, ob ich in Gestalt und Geberde wirklich den Grafen Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: „was ist dem Herrn begegnet?“ entbrannte mein Herz, und es befiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte. Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Antheil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen Wald ergötzte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unfern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jählings und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig und sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte scheinen, als sei ihm nichts widerfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allezeit wohlauf. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder andern Sinnes sei!“

Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir alles, was ihre holdselige Person angehe, wichtiger sei, als betreffe es mein eigenes Wehe und Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen bewiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil."

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfangen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinne wieder genasen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige von der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Abenteuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gekose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die Mur zwischen grünen Matten wie ein breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an den Gebirgen die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurückkam; und ich erschrak höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grota fragte mich: warum ich erblasse? Und

ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?“ Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht,“ sagte sie mit weggekehrtem Angesicht, „wir thun unrecht. Ihr wisset, was Ihr mir leider seid, und wer ich leider bin.“ Auch wollte sie mich nicht ferner anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nicht zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Grafen Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben.“

Bei diesen Worten gingen ihr die schönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkosungen von einander Abschied. Sie stieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beisammen sehe. Als wir noch gutes Gewissen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ich's verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, mich unter vier Augen zu sehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anstoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ich's ihm selbst bei erstem Anlaß sagen!

Der Anlaß fand sich von selbst, und ich sagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge gesprochen, und wir schieden auf ewig unter Thränen und Küssen von einander, mit Versprechen, uns nie wieder allein zu begegnen. Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald sie noch etwas dem Abschiede beizufügen, damit er desto kräftiger sei, und wir mußten uns suchen und ließen uns finden. Eine Trennung war beweglicher, als die

andere; aber wir hörten nicht auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber war so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: „Meineidiger!“

Ein Anderer, als er, hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzeleid und meine Schuld; darum nahm ich's hin.

Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Grafen Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein vor einem großen Buch und las. Als ich hereintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thüre hinter mir.

Dann setzte er sich wieder und sprach: „Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich. Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahre in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig, in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grota, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen.“

„Gnädiger Herr, je eher, je lieber!“ rief ich, und war außer mir vor Freuden; denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit aussöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und

wußte keine größere Lust, als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er auch freundlicher, und nahm meine Hand, sagend: „Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen, und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenkt dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht gebrechen. Es muß Alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel liegt. Vertraue ihn aber Niemanden anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause."

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab, in welchem stand, daß ich nicht heimkehren wolle, bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit aufgehobenen Fingern, was Graf Sigismund von mir verlangte, den ich Ursache hatte, als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht so nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem Spiritus familiaris gehört habe?

Ich erwiederte: „Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Seckel allezeit mit Geld fülle; seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß."

„Dem ist also!" sagte der Graf. „Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorther einst mein Oheim Veit von Welz-Eberstein empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln, noch das Gift

der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut' Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit welcher kaiserliche Majestät das Wappen seiner getreuen Welzer geziert."

Da konnte ich mich nicht überwinden, zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiederte: „Er war in einem goldenen Kästlein, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien über die Brücke sprengte. Nun er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters."

Noch Vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Eberstein besessen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste, was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedächte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung, daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs der Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wolle.

Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grota dem Grafen Ulrich verlobt. Es waren Fremde zugegen, und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein Anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir schieden spät Nachts aus einander. Der Abschied kostete uns allen Thränen, selbst dem Grafen Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn Alles schlafe, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als Alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Grafen Sigismund von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden: denn mein Knecht Thorhaimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich aber war so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von Allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte

dem Grafen Ulrich eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu meiner Freude erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 14. Juli 1589 reisete ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde, wo ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid bange, den ich wegen des Spiritus familiaris geschworen hatte. Doch war dies bald vergessen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen, und ich gutes Glück zu suchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhte ich einige Tage aus, denn die Rosse hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch besah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsstadt. Besonders erstaunte ich über die Pracht des Hauses derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwiesen wurde. Herr Marx von Fugger zeigte mir seine kostbaren Münzsammlungen. Aber noch künstlicher dünkten mir seine Gärten, die er unterhalb der Stadt angelegt. Das Wasser wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunst, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervorsprudelt. Dann fließt es in kleinen Kanälen zur Bewässerung der blumenreichen Beete umher, die in himmelschönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgard, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem schönen Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgestellt zu werden, der mich einlud, einem Konzerte seiner wohlbestellten Kapelle beizuwohnen.

In Lindau erfreute mich der Anblick des Kostnitzer-See's, durch welchen der Rhein fließt, ohne sein Wasser mit dem Wasser des See's zu vermischen. Die hohen Berge der Schweiz schweben wie bunte Teppiche zwischen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht ersättigen, und der Thorhaimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreisen könne.

Man rieth mir, die Pferde in Lindau zu lassen, oder sie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde geführt würden. Da verkaufte Thorhaimer unsere beiden Gaule, und weinte bitterlich, als er von den guten Thieren Abschied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Kostnitzer-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, dessen Wiederschein am Boden des Schiffes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher so schön geträumt, als hier zwischen See und Wolken, während die hohen Gebirge an mir vorübertanzten.

In Kostnitz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenversammlung den Johannes Huß wegen Ketzerei verdammte. Mochte es aber nicht sehen, noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft ans Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschenerbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Wilhelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Geßner und Josias Simler geboren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berühmten Männer getragen, doch dünkt' es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen worden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Kostnitzer; solche Pracht von Dörfern, Gärten und Bergen

schwimmt einem da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht an einen andern See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündner Lande zu gelangen. Denn es stürmte sehr und war regnerisch, und jener See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern umgeben, daß man schwerlich in der Noth landen kann. Allein ein spanischer Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Wasser wollte, sprach mir Muth ein. So ließ ich mir's gefallen, und wir stiegen ein.

Das Schifflein war sehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und so klein, daß wir beisammen sitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben sich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten, versinken zu müssen. Selbst die drei Schiffleute verzagten. Der spanische Hauptmann aber lachte ob unserer Furchtsamkeit, und sagte zu mir in italienischer Sprache: es dünke ihn, in einer Wiege geschaukelt zu werden. Dann hüllte er sich in seinen rothen Mantel und sang in Wind und Wetterwuth ein spanisches lustiges Liedlein.

Der Mann machte mir in seiner Vermessenheit fast Grausen, denn der Tod starrte uns aus jeder Welle an. „Herr Hauptmann, sprach ich, „seid Ihr Eures Lebens so gesichert, daß Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?" Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Aeußersten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen schlagen, wie ein Floß, und wir fahren sicher darauf hin."

Bei diesen Worten kreuzigte sich Thorhaimer, der im Stillen

sein Rosenkränzlein gezogen hatte. Ich that desgleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in großen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord stürzte und im Gebrause des Wassers verschwand. Wir Uebrigen stießen großes Geschrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von seinen Schultern, und warf ihn ins Wasser, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unserer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn sammt seinem Mantel ins Schiff.

Unterdessen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felsenplatte ersah, legte er in der Eile Wamms und Brustlatz ab, bereit in den See zu springen, indem er mir zuschrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und haltet Euch an meinem Gürtel.“ — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr Zutrauen habt, so bringe ich Euch ans Land!“ sagte er, riß das Steuer an sich, und führte das Schiff wunderschnell in ein Felsenloch, das vorher Niemand gesehen. Da warfen wir schnell unsere Ränzel ans Ufer und sprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schiff, stach in den See und rief: „Adio! wir sehen uns im Welschland wieder.“

Zum Glück gewahrten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir gestiefelt waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg herab ein elender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem

Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schifflein sei untergegangen. Nun gereute es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. Die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und trockneten unsere nassen Kleider an dem warmen Ofen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

Weg durch Graubünden nach Italien.

Unsere Wirthsleute hatten für ein Schifflein gesorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See waren still. Wir stiegen denselben Bergweg zurück, welchen wir hinaufgegangen waren, und das Schiff wartete an derselben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlassen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall sorgfältige Erkundigungen um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn Niemand gesehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von seiner Ankunft nichts. Thorhaimer sagte: „Den Großsprecher nebst seinem Zaubermantel fressen die Fische. Gott habe seine Seele gnädig!"

Hart hinter dem Städtlein ging's durch einen hohlen Bergweg hinauf ins hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebst Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns angst und weh, als wir so hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne seit Anbeginn der Welt noch nicht geschmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reisenden, die aus Italien ins deutsche

Land gingen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dörflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einen der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren, fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem freundlichen Thal. Von dannen kamen wir an einem schönen See entlang durch eine finstere, enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündnern angehört. Der Podesta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohlbehalten in Brescia an.

Gott, der Herr, hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarsleute mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Luft heiß; im deutschen Land ist's umgekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben heilige Scheu vor ihnen. Auch ist beständig Haß zwischen den Franzosen und Italienern; denn die Franzosen sind Gecken und leichtsinnig bis in das vierzigste Jahr, dann aber werden sie gesetzt und ehrbar, und übertreffen den Deutschen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen ist gefällig, so lang er jung ist, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verschlossen, unbarmherzig und ohne Liebe Seinesgleichen. Der Deutsche beherzt, der Franzose verwegen, auch wenn's nicht Noth thut, der Italiener ränkesüchtig: wie mögen die drei zusammentreffen?

Ich hatte große Sehnsucht nach meinem Vaterlande heim, und verwünschte im Herzen den Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund versprochen. Doch zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele dalag, wie ein schweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obsorge in diesem fremden Lande, und reisete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Grafen Bevilacqua hatte.

Das Bild.

Verona ist eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Koth. In den engen, krummen Gäßchen ist unsicher wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hatte sich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe das Wirthshaus wieder gefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleidern und dem feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Grafen Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorgen wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschließen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Malern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten venetianischen Geschlechtern eingeladen; des-

gleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteiferten mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Instrument den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth war voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit empfangen, daß man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel; ich mußte seinen Konzerten beiwohnen, so oft ich konnte, und er führte mich in verschiedene angesehene Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Bevilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Vertrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich sollte über Winter in Verona bleiben und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche um Woche schnell verstrich, und der Winter unvermerkt anrückte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisetet, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog von Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Oesterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergallerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal längs den Bildern hinschritt, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es

war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust, wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Gebenedeiten niedergesunken sein, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche gesehen und gemalt?“ sprach ich, zum Kämmerer gewandt, „denn ohne Offenbarung ist solche Malerei nicht gedenkbar; auch hat im Staube der Erde nie ein Geschöpf wandeln mögen, wie diese Gestalt aus den Gegenden der Sternen.“

Der Kämmerer erwiederte: „Der Herzog habe das Stück, weil es ihm wohlgefallen, von einem neapolitanischen Maler in Florenz erhandelt. Der Maler heiße Sclavani, wie auf dem Bilde stehe, sei aber nicht im Ansehen.“

Ich mochte mich von dem Gemälde nicht trennen, ob es gleich Andern weniger gefiel, denn mir, und pries im Stillen des Herzogs guten Geschmack. Sonst hatte ich wohl auch schöne Frauen bewundert; und was ich an ihnen reizend gefunden, war doch zuletzt nur Fleisch und Blut. Aber hier sah ich nicht mehr Fleisch und Blut, sondern eine Seele aus dem Himmel niedergestiegen; schamhaft in irdischen Staub gehüllt, einen jungfräulichen Leib,

aber von Göttlichkeit durchströmt! Liebe und Heiligkeit im Wesen, wie hienieden nirgends sein mag.

Der Spanier.

Von nun an erschien ich mir selbst wie ein anderer Mensch, oder was ich sah, schien mir anders und göttlicher. Ich war so entzückt, daß ich das ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua und Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte: er wolle mir die Kopie von Sclavani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1590 sandte er mir ein kleines Kästchen von Ebenholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt, und als ich es eröffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das allerähnlichste getroffen. Ich war erst erstarrt von Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Ge-

mälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstlichstes Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! Als ich diesen näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — Alles war er wieder; nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuths, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich, doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet," sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über Alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich; im Krieg aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache!"

Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu keiner Annahme entschließen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die väterliche Heimath gebunden zu sein, daß ich nicht wissen könne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der Herzog aber ließ sich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten solle.

Sobald wir vom Schlosse kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete: Nein! wolle aber auf mein Verlangen Erkundigungen um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demselben auf dem See begegnet sei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgestoßen, bis man nichts mehr vom Schifflein, sondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen schwimmend gesehen habe. Die Geschichte erregte dem Grafen Bevilacqua fast Grausen. Er sagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Mensch könne wohl mit bösen Geistern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch schon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings," sagte er, „auch ich habe in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte und einen solchen gehabt haben soll. Dieser Mann war über hundert Jahre alt, und besaß unermeßliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan, und die Klöster reichlich beschenkt. Zuweilen begleitete ihn ein schneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Messe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen, und folgte ihm nie nach. Eines Tages fiel ein großer schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an und tödtete es. In demselben Augen-

blicke ward der Greis ohnmächtig mitten in seiner Andacht, und genas nie wieder. Er starb drei Tage nachher, und von seinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin sie gekommen sein mögen."

Ich hörte dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache sprach, denn er war ein sehr gelehrter Mann, und Viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wissenschaften, weil er ohne große Erbschaft großen Reichthum besitze. Doch überzeugte ich mich bald, daß Bevilacqua nichts von geheimer Wissenschaft hatte. „Es gibt zwar," sagte er, „gute und böse Geister; aber oft sind sie schwer zu unterscheiden, weil auch Kinder der Finsterniß als Engel des Lichts kommen. Böse Geister dienen den Menschen nur um den gefährlichsten Sold; gute Geister soll man aber nicht zur Dienstfertigkeit zwingen."

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er sei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienste der Krone von Spanien, sondern aus einem der altvornehmsten Geschlechter Italiens entsprossen, Namens Alfonso Piccolomini. Er sei Herr von Monte-Marciano in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich gewesen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guise in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatshändeln seiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meisten italienischen Fürsten, dem Könige von Frankreich abgeneigt gewesen, der im August vorigen Jahres von dem Dominikanermönch Clemens meuchelmörderisch umgebracht worden. Daher, setzte der Graf hinzu, könne er sich wohl die vertraulichen Zusammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

Der Besuch.

Sieben Tage nach unserer Zurückkunft in Verona brachte mir ein sehr reich gekleideter Diener ein versiegeltes Handschreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgestanden war. Er nannte mir dabei den Namen seiner Herrschaft, welchen ich nicht wohl verstand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergestalt: ich sei eingeladen, von freundschaftlicher Hand, einer Person den Besuch zu machen, die mich hochschätze. Falls mir an der Bekanntschaft gelegen, möge ich mich an der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden lassen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beschloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unstreitig hatte er mich in Mantua so gut erkannt, als ich ihn. Auch mochte er Ursache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Gesellschaft im Palast Bevilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hause. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich aus Vorsicht dem Thorhaimer, sich zu bewaffnen und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er solle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr spätestens zurückkommen sähe, daß er Lärm machen und die Schaarwächter suchen möge.

Es war sehr finstere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß Jemand zum Vorschein kam. Da ward ich verdrossen und des Glaubens, irgend Einer habe mir einen Possen spielen wollen, und beschloß, den Rückweg zu nehmen. In gleicher Zeit ging

eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müsse? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getrost zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, behend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da ward es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang werden lassen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da Niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrecken, und sagte: „O Gott! seid Ihr es?“ Dann trat sie einen Schritt näher und verschloß die Thür hinter sich, und mit reizender Verwirrung sagte sie: „So spät habe ich Euch nicht mehr erwarten können. Die erbetene Stunde war längst vorüber. Ich war im Begriff, mich zu entkleiden.“ Und sie war in der That nur leicht und nachlässig angethan, nicht als wollte sie Besuch empfahen; darum aber nicht minder schön.

Ich mußte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlassen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen sie mich beschieden? Sie erzählte, wie sie von mir gehört, ich sei ein Deutscher und

verwandt mit den Welzern und Kärnthen. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und eine Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hoffe sie von mir Nachricht über dieselbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen über die Welzer Bescheid that, setzte sie ein Kredenztischlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In diesem Geschäfte aber konnte sie nicht verhindern, daß vieles Verborgene ans Licht kam, welches sie jedoch sogleich schamhaft zu verhüllen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward so verwirrt, daß ich nicht wußte, was ich sprach. Ihr Gehen und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antwortete mit anmüthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen.“ — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei. — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden.“ — Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche.“ — Dabei sah sie mir mit bescheidenem, doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach genug gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unser Gespräch stockte. Die Dame schien verdrossen zu sein, oder in Verlegenheit. Da stand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entstand ein Getöse im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erschrocken auf, ergriff mich und sprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, sonst werdet Ihr unglücklich. Ich bin verrathen.“

Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!“ Das Getöse ward stärker. Ich hörte Männerstimmen. Die Dame ward ängstlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der sie gekommen war. „Euer Leben ist in Gefahr!“ schrie sie.

Da traten fünf oder sechs Kerle herein, und als sie mich sahen, zuckten sie das Schwert und riefen: „Macht den deutschen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwischt haben!“ — Ich stellte mich an die Wand, zog meinen Degen und sprach: „Was wollet ihr von mir? Ich bin hieher beschieden, und seid ihr Meuchelmörder, so bekommt ihr mein Leben nicht umsonst.“ — Als sie von diesen Worten erschrocken schienen, und unter einander leise redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und fragte: ob sie mich wollten ziehen lassen? Darauf stürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entstand ein Gefecht; ich schützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwischen uns. Man sprach abermals leise unter einander, davon ich nichts verstand. Doch däuchte mich, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirrt haben.

Nach einer Weile sagte die Dame: „Ihr seid frei, Herr.“ Und einige der Meuchelmörder sprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlasset Verona, wenn Euch das Leben theuer ist.“

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leise sprechend: „Ihr seid ein wackerer Mann.“ —

Ich antwortete: „Aber wer Ihr seid, weiß ich nicht.“ — Sie antwortete: „Unschuldig!“

Die Magd ließ sich wieder sehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tage erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war sehr erstaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gesollt; doch gebot er mir, gegen Jedermann zu schweigen, um mir größeres Unglück zu ersparen.

Ein anderer Besuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall saß ich spät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feste gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern sehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir summsete noch das Getön der Geigen, und ich war so munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Da nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu schreiben, und legte das Bild von Sclavani's Madonna vor mir auf den Tisch.

Indem ich schrieb, erhob sich draußen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenster. Darauf bewegte sich der Erdboden unter meinen Füßen, Tisch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein seltsames Getöse. Mit großem Entsetzen sprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblick fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Geprassel von selbst zu Boden. Ich war erschrocken, daß mir die Kniee wankten. Aber nun ward Alles wieder still im Hause. Nur der Sturm heulte auf den Gassen. Als ich Thorhaimern in seiner Kammer aufsuchte, fand ich ihn schlafend. Darum wollte ich den Glück-

lichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenster; auf den Straßen war Alles todt und leer.

Nun setzte ich mich zum halberloschenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knisterte es draußen, wie von leisen Fußtritten. Es schlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grausen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein, wer draußen steht!" — Die Thüre ging auf. Leise trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein Anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonso Piccolomini.

Er sprach: es freue ihn, mich noch außer dem Bette zu finden. Er wohne mit mir im gleichen Wirthshause, und wolle nicht abreisen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menschen zu sehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig: „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was ist's mehr."

Da fiel mir seine Gelassenheit auf dem Schweizersee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforschen.

„Ihr seid immerdar unerschrocken," sagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget, der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?"

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einige Male stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich jählings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?"

„Ich suche ihn. Könnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn."

„Wenn Ihr mannlich seid, und die Probe besteht, mag Euch werden, was mir geworden ist."

„Wer hat ihn? Wo kauft man solches Gut?"

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset Allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?"

„Wenn's vonnöthen ist."

„Und müsset lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch Niemand geben, als der Feuergeist."

„Wer ist der Feuergeist?"

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht zu haben. Wer ihn hat, dessen Leben ist wider alle Todesgefahr in Wasser und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten."

„Wie lang muß ich dem Feuergeist dienen?"

„Dreimal sieben Monde, dreimal sieben Wochen, dreimal sieben Tage, dreimal sieben Stunden."

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienst?"

„Leben, so lang Ihr wollet; Geld, so viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimnisse, die mehr als Leben, Geld und Freude werth sind."

Er sprach darauf Vieles von der Beschaffenheit der Geister und von der Gefahr, mit bösen in Gemeinschaft zu kommen; desgleichen warnte er mich, meine Wünsche nicht jeglichem zu eröffnen. Auch sagte er mir Vieles, dessen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein

Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan sei, ihn selbst zu versuchen, und sprach: „Da Ihr, Herr Alfonso, mich also warnet vor Betrügern, woran soll ich den Wahrhaften erkennen?“

„An guten Zeichen, die er Euch gibt.“

„So fordere ich von Euch selbst ein gutes Zeichen.“

„Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid Ihr deß noch nicht zufrieden?

„Lasset Ihr es bei dem bewenden?“

„Nein, Bastiano, noch eins! Ihr sollet ein anderes haben.“ Dann ging er zum Tische, löschte die Kerzen aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann sprach er einige Worte leise, und ich sah ein bleiches Flämmlein aus seiner Hand steigen, wodurch sein Antlitz schwach erhellt war; es glich dem Antlitz eines längst Verweseten. „Gut!“ sprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

„Hier habt Ihr ein Zeichen!“ sprach Piccolomini zu mir: „Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Ghisilieri will Euch übel, weil seine Gemahlin Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgestern waret Ihr in Gefahr durch die venetianischen Spione. Doch wurdet Ihr durch List und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie selbst hat mir es vertraut.“

Ich gerieth bei diesen Worten in große Bestürzung.

„Was habe ich mit den Venetianern?“ rief ich.

„Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Euerer Gefahr im Gebirg von Tirano und Brescia.“

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vorüber und sah die Madonna Sclavani's. — Er nahm das Bild und warf es gleichgültig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebt mir noch ein Zeichen!“ rief ich und trat vor ihn.

„Es sei!“

„Könnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?“

„Warum sollte ich nicht? Wer hat dies Bildniß gemacht? Wie seid Ihr dazu gekommen?“

Ich sagte es ihm. Dann fragte er: wen das Konterfei vorstelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? —

„Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit, oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters.“

„Ihr sollet einer solchen begegnen; aber auch nur begegnen. Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?“

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser Himmlischen gleich?“

„Reiset morgen gen Peschiera,“ sagte Piccolomini, „da findet Ihr mich. Euer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid in Peschiera. Und daß Ihr mich bei Euch sahet, verschweiget jedermann. Gute Nacht!“

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Besuch, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu erblicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies Alles machte mich fast krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen war, fuhr ich dennoch mit Thorhaimern gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertelstunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thorhaimern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir die Augen, unter dem Vorgeben, er wisse nicht, ob ich auch verschwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut eines seiner Freunde.

Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, riß er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, am Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich gegenseitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache? Er stellte mich ihnen als einen Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vorhanden wären? Der Aelteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mir sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schönheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Geduldet Euch bis zur morgenden Tageshelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen.

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Rosse ausgeruht haben, setzen wir die Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit.“

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen.

Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen, zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche ein paar Stunden vergangen waren, äußerte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen den Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthe führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand standen drei hohe, marmorne Bildsäulen, weibliche Gestalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorstellend die christlichen Haupttugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung. Da ich nun an den Gemälden vorüberging, die gepriesenen Bildsäulen zu schauen, schlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewisse Schein der Lichter schien gleichsam den Marmor zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meisterstück der Kunst zuvor gesehen gehabt, so wahrhaft dünkte mich Alles. An einer dieser Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi versicherte, die größten Bildhauer hätten sich geweigert, diese Hand zu ersetzen, weil sie nichts so Vollkommenes und Würdiges auszuführen wüßten, daß es nicht schändlicher zum Ganzen stehe, als der Fehler. Indem er dies sprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn, den die Diener wider seinen Willen angezündet. In der That standen wir fast in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte sie mir heimlich, und sagte schnell und leise

zu mir: „Betrachtet die Liebe:“ Damit führte er mich hart an die Nische der Bildsäulen.

Und wie ich dastand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelsten Bildsäule abermals die Gestalt der Himmlischen, welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena gesehen, und davon ich die Kopie besaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich versprach Euch,“ sagte Piccolomini, „Ihr solltet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten.“

Es ward mir zu Muth, als sollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niedersinken mögen und der Ueberirdischen den Fuß küssen. Meine Augen wurden voller Thränen. Und ich rief einmal um das andere: „Ist es möglich! ist es möglich!“ Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltsam an sich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tisch nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will die Bildsäulen mit dem Hammer zerschlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick sollen sie unversehrt wieder vor Euch stehen. — Er hob den Hammer, um also zu thun; aber ich hielt seinen Arm, rufend: „Was beginnt Ihr doch? Zeiget ein anderes, und gebet diesem Stein Leben, so thut Ihr mehr, als das.“

Er lächelte, und sagte dann: „Es soll geschehen; aber erschrecket nicht zu fast.“ Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die Andern waren schon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer, entschuldigten sie sich vielmals, uns vergessen zu haben, und schalten auf den unverständigen Diener.

Das Gastmahl.

Nach diesem wurden wir in den Speisesaal geführt, wo ein runder Tisch mit den auserlesensten Speisen und Weinen bereitet stand, alles im köstlichsten Geschirr. Wir setzten uns sogleich, und ein munteres Gespräch würzte die Lust des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die schöne Bildsäule nicht vergessen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? sagte ich: ich würde die Kunst des gesammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweg geben. Ich mochte nicht mehr sagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung spotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tisch brannten, war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Aber das that mir gar wohl, denn ich hätte mich vor Allen verbergen und nur der Himmlischen allein gedenken mögen. Da schmälte Don Andreazzi und ließ vier andere Kerzen anzünden. Aber wie dieselben zu uns gestellt wurden, glimmten sie sogleich trübe.

Indem geschah ein schwerer Fall, wie es schien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tische saßen; Alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelste der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von innerlichem Froste, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.

Mittlerweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden mit jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getöse kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Deutschen verschmähen sonst unsere Weine nicht!“ — Allein es ist mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, sondern ich starrte unaufhörlich die wandelnde Bildsäule an. Schritt um Schritt kam sie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir stehen, und obwohl sie hart am Freunde des Don Andreazzi stand, bemerkte er doch ihr Dasein nicht, sondern sah gleich einem Blinden gleichgültig über Alles hin, und sprach lustig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernsthaft ich geworden, setzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini also, der mir den Becher aufdrang, sagend: ich sei blaß und nicht recht wohl.

Schweren Schrittes war die steinerne Gestalt am Tisch vorbei. O wie soll ich ausdrücken die Würde, Holdseligkeit und süße Betrübniß in den Geberden dieses schönen Antlitzes! Und wie soll ich sagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner selbst unbewußt, und sah nicht mehr, was um mich war und sprach, sondern allein die Himmelsgestalt, die mich mit Grauen, Wollust und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuspringen, und die Wundergestalt oder das Gaukelspiel noch einmal so nahe zu betrachten; doch sind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerschnitten. Der Herr von Monte-Marciano winkte mit gebieten-

den Augen, daß ich keine Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den Herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden, also, daß die Diener entweder voll Weines oder Narrheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden. Ich aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äußerte ich, wie billig, meine Gesinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthe lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Gespräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters war kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem verheißen, wieder bei ihm einzukehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera.

Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städtleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und mir die Binde vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.

Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorhaimer, meinte ich nichts anderes, als es sei Alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen."

„War also doch kein Traum, noch Blendwerk, was ich erfahren?" rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt."

„Es ist schon so gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeist dienen dreimal sieben Monden, sieben Wochen, sieben Tage. Aber wie verschaffe ich mir den Feuergeist?"

„Das werdet Ihr seiner Zeit vernehmen. Jetzt begehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr selbst den Feuergeist nicht gewinnet. Diese drei sind: Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit des Herzens, und Selbstverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?"

Als ich zugesagt hatte, fuhr er fort: „So machet Eure Prüfung. Ihr sollet schweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren ist, wie von dem, was Ihr suchet. Ein Wort raubt Euch Alles. Dann sollet Ihr mir angeben, wie viel Ihr Gelder erheben könnet; doch tausend Goldstücke müsset Ihr bereit halten, sie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeistes verkaufen wird."

Ich erschrak und sprach: „So viel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu schaffen vor zwei Monaten." Er zuckte die Achseln und sagte: „Am ersten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Bastiano. Waret Ihr bis dahin verschwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, so kommet gen Peschiera, mich aus diesem

Hause abzuholen. Alles Andere wird sich dann finden. Doch sage ich Euch, daß Ihr nicht so bald nach Deutschland zurückkommen werdet, sintemal Euch andere Dinge zu thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinausgehen ins Feld, und Euch als tapferer Kavalier im Krieg herumtummeln, und lustigs Leben führen, zwischen Leid und Freud."

Darauf versprach ich ihm, nach Hause zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldeten Frist empfahen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir Alles miteinander; darauf schied er von mir, und, wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorhaimern nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Deutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht Alles verloren sein solle.

In Verona hatte Niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Deutschen gern, und glauben, der Deutsche sei treuer, als der Welsche. Doch hütete ich mich wohl, vor der Donna Mathilde, des Ghislieri Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockungen sparte. Denn Don Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahreszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reisete allein dahin ab;

jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der Weg durchführe, denn ich würde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

Ein Mord.

Am siebenundzwanzigsten Tage des Aprils hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfing ich einen schweren Brief mit Wechseln und Anweisungen, Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner Nachsuchungen hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris früher zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal so viel kosten.

Da rief ich Thorhaimern, und gab ihm Befehl, Alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu tilgen, und noch mehr, um sich gütlich zu thun. Denn ich war außer mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Monte-Marciano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghisilieri ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, nnd mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meisters Sclafani

fast ähnlich worden Auch hätte ich den sehen mögen, der hier widerstanden hätte. Ich bog meine Knie und küßte ehrerbietig die zarte Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient; denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten."

„Ich scheide nicht mit Freuden," antwortete ich, „und am wenigsten von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich Euerm Angedenken empfehle."

Sie hob mich auf und sprach: „So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluthen, in denen die Frauen vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien ziehet."

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mit der Scheere mir eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr, und sprach: „O könnte ich doch, wie das gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede vor Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben." Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Sie seufzte wieder und sprach: „Könnte

ich nur sterben!“ — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: „Geh’, schöner Verräther, und brich mir das Herz.“

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclafani’s Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht! Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thür auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketenschuß, der das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghisilieri stand an der Thür, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

„Ungeheuer!“ schrie ihm Donna Mathilde entgegen, „willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor.“

„Ha, Vermaladeite,“ schrie Don Ghisilieri, „fehlt’ die Kugel, trifft ihn das Eisen.“ Damit hatte er die Büchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezücktem Degen entgegen, und rief: Don Ghisilieri, mäßiget Eure Wuth; denn ich beschwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme, Valet zu sagen, und werde Verona nicht wieder sehen. Donna Mathilde ist die Edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder.“

Da er aber immerfort auf mich eindrang, und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht, was er that, und lief blindlings in meinen Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hilfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herrn auf und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: „Laßt ihn nicht entwischen.“

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; Andere knieten

auf mich nieder und entrissen mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach und wollte es wehren, daß man mich bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Füße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsteres Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfing, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen, und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund *).

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, lösete meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Ghisilieri sei nach einer halben Stunde Todes verblichen und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir eine Kette an Hand und Fuß, führten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsknechte.

Der Tag zu Peschiera.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhaimer zu sehen, noch demselben zu schreiben; doch verhieß er mir, daß wenn das Urtheil über mich ausgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfangen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schwerlich mit dem Leben entkommen, da die ganze Familie des Don Ghisilieri meine Hinrichtung verlangen müsse.

*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderlich genug abstechen.

Dieser Zuspruch erfüllte mich mit großem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghislieri und die Strenge der Gesetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der sich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimern, oder höchstens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daß die letztere sich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch ist es von beiden nicht geschehen.

Die erste Nacht im Kerker verstrich mir langsam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge schließen. Um die Mitternachtsstunde hörte ich von Zeit zu Zeit an den Hängschlössern vor der Kerkerthür rütteln; oder Fußstapfen neben mir hingehen; oder ein stilles Seufzen neben mir, wie eines Menschen, der sterben will. Beständig war mir Don Ghislieri's blutiger Leib vor dem Gesicht, und ich konnte es nicht wegwischen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeister, ob er vor der Thür gewesen in der Nacht, und von wannen das ängstliche Seufzen möge zu mir gedrungen sein? Er schüttelte den Kopf und sprach: er sei nie vor der Thür gewesen und Niemand. Doch sollte ich nicht zagen, denn es sei noch keinem Leids in diesem Gemach widerfahren, wiewohl alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamasker Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag erfuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in große Betrübniß, denn ich wünschte zuletzt lieber

den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu sein. In jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen finstern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten fing ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sintemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mir den Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knie und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclafani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade; denn ich war mir bewußt, Don Ghisilieri's Leben nicht muthwilligerweise geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand freudiglich von den Knien auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht geschlafen hatte.

Jedoch um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getöse neben mir hören. Ich horchte und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen des Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclafani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano, her!“ und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano, her, Ihr seid frei. Schlüpfet durch, mir nach.“ Das däuchtete mir eine süße Musik; und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings, mit den Füßen voran,

durch das Loch. Als mich aber der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin mein Gemach gewesen. Und ein starker Mann lüpfte einen viereckigten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlug er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlassen. Das that ich auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil lösete. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgärten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Rosse angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle; da feilte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Mühe von Hand und Fuß, und deutete, ich solle eines von den Rossen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhörung meiner Bitte, und sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfing, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei, Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth erlöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Rettung danken?“ Er aber winkte mir bloß mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Spornen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und ihm die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erste Mal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen,

wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm, und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfingen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Eile, bis wir ein Wäldchen von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt haben, und noch kommen; ritt auch deßhalb eine Strecke Wegs zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine Straße fort, und war nur auf eigen Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sah ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfonso in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gehe, mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Euer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines

Ding sei, weil wir auch unsern Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nur zur weitern Reise an."

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei dafür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte, er habe nichts zu verkaufen. Er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth hereinkam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam der Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast." So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern, wie desselben Abends, da ich Don Ghisilierii erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen, eilfertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tag des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum, und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur: „Du hast wohlgethan, Thorhaimer!"

Nach diesem ist Don Alfonso wieder hereingetreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer Mensch zu sein. Es war aber ein grünes

Wamms, roth durchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Nesteln, und ein Baretlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reisige, die er geworben.

Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzer Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reiskost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander auf Strohlager schlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen süßen Schlaf nichts desto minder, und vergaß alles überstandene Ungemach. O güldene Freiheit, wie werth bist du!

Am andern Tage setzten wir unsere Reise gar gemächlich fort, dem appenninischen Gebirg entgegen, und hielt uns Niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, sondern Don Alfonso umging sie jedesmal. Am Abend des dritten Tages blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Flusses gelegen. Da vernahm ich mit Erstaunen, dies sei der Po, welchen wir doch schon den Tag vorher hatten hinter uns liegen lassen. Ich hatte also nicht darauf geachtet, daß wir auf unserm Weg einen großen Kreis beschrieben.

Don Alfonso verließ uns hier, und kam erst in der Nacht spät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde rüstete, sagte Don Alfonso, es sei nicht vonnöthen; wir würden diesen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu lassen. Das war dem

guten Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein Anderes, nämlich, daß ich nahe daran sei, den Feuergeist zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speise erquickt, sagte der Piccolomini, er wolle mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, sagte er: „Nehmet die Geldsumme, und folget mir, Don Bastiano, wir sind am Ziel.“ Ich zeigte ihm die Summe in Wechselbriefen auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriedenem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle Alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe eingefallene Mauern, wie von einem ehemals hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthür gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Waldbruder geöffnet, der uns hineinließ. Der Waldbruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hätte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafür zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Euern Wünschen unterrichtet,“ sagte der Waldbruder zu mir, und will Eurer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kaufsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst und kommet wieder, wenn Ihr die Glocke leuten höret.“

Ich that auch, wie er es geheißen; ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzlichea Gebrüll,

welches weder mit eines Mannes noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war. Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch grausete mir.

Endlich tönte das Glöcklein silberhell über der Kapelle, und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Mit dem Rücken dicht an diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die beiden vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein kristallenes Fläschlein hervorzogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weihrauchs gesteckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte und der Kalk von den Wänden der Zelle ließ. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und der Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ich's nicht verspüren.

Nach einiger Weile sind die beiden abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Fläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war

dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erprüfen, oder der Feuergeist scheue sich, in meinen Dienst zu gehen.

Als die beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch stießen, hat es mich hinten am Wamms gefaßt, von der Erde in die Höhe gezogen, und dreimal gewaltig gerüttelt, wie einem Kindlein ein starker Mannsarm mag. Ich griff vergeblich nach meinem Schwert, dieweil ich vermeinte, ich schwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelassen. Darauf wandte ich mich um, und sah mit Grausen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüssel vor mir senkte, dann ihn wieder gegen mich streckte mit einem Fläschlein von Kristall, gleichwie der Einsiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieser mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich sofort that. Darauf ergriffen mich beide, und rissen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klause, wo wir noch lange das Geschrei der Bestie hörten.

Andeutungen.

Wie wir nun allein waren, sind wir um einen schlechten Tisch gesessen auf hölzernen Bänklein. Ueber dem Tisch war das allerköstlichste Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf standen die lieblichsten Gerichte in goldenen und silbernen Schüsseln, wie man nur bei großen Fürsten sieht. Auch die Becher waren von schwerem Gold, und der Wein gleich Oel und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.

Wie wir beisammen speiseten, belobte der Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein besitze. Dies Fläschlein war aber ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein bewegliches Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren, und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat wehthun können, und Alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerts, noch die Lanze, noch das Geschütz eine Wunde zufügen können, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei, daß ich meines Kleinodes verlustig ginge durch eigene Fahrlässigkeit, oder durch Feindes Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich unverzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen solle? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Papstes Tyrannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Papst Sixtus habe große Gewalt geübt an Edeln und Unedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen, und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch

habe. Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stämmen, die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwert in der Faust schirmen. Darum müsse des Papstes Grausamkeit gezähmt, und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde. Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heimziehen, und in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen Reichthum und Glanz verschmähen, um der Freude willen, die Ihr sodann genießen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht der Musik verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden möchte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mich Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübde zu betheuern. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun im Frieden! Gedenket meines Wortes; es wird Euch wohl gehen, sofern Ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verliert das Kleinod, wenn Ihr dessen Besitz einem Andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziele leiten.“

Darauf verabschiedete uns der Greis; wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs

sagte mir Don Alfonso, man behaupte, der Einsiedler habe ein Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren, welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechszig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Kavalier wohl anstehe, der die Mönche nicht scheue und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicherer zu sein. Da aber die Ampel erloschen und Alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich darnach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Fläschlein in den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; er aber sagte mir, dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte, wir wollen jetzt nach Monte-Marciano ins Land Apulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Bannisirten

zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Papst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, kehrten wir in das Haus eines Edelmannes, Don Aldovrandi, ein, der nahe an dem schönen Kloster der Dominikaner in einem weitläufigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Gärten und vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bolognesischen Reichthums sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Piccolomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Marco de Sciarra, der andere Battistella del Aratro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend: es freue sie, daß ein deutscher Kavalier zu ihnen trete. Der Papst müsse mir wohl eine Million geben zum Zehrpfennig, wenn ich ins Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwärzlichen Angesichts und verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts beikam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann in die Flucht geschlagen, welche der Vicekönig Don Zuniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und versprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verließen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt, und Geld zu neuen Werbungen geholt

hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachten, und begehren, daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun mit Pierconto de Montalto ausgeglichen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

Flucht.

Eines Morgens, welches am sechsten Tag unsers Aufenthaltes in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir ins Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unsanft, indem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da, wir müssen fliehen, ehe man uns auffängt. Ich kleidete mich schnell an, und eilte mit Alfonso und Thorhaimern, ohne dem Herrn Aldovrandi Valet zu sagen, zur Hinterthür hinaus durch schmale Gäßlein und ein Pförtlein der Stadtmauer und viele Gärten, bis wir ins Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz im Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unserer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und jagten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ein Wäldlein erreicht hatten, hielten wir gleich Schritt, und ließen die Pferde verschnaufen. Da kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päpstlichen Reitern, bei zwanzig an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschossen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem unrechten Mann, ich will ihn zeichnen. Fasse nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!"

Indem wir nun langsam mit gezucktem Schwert gegen die Ka=

pelle ritten, wo die Päpstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Walde vor uns aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also, daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man stutzig werden, und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wir zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach ich: so laßt uns die Bahn fegen! und jagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stand, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den Andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar an Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich unsere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unsrigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferde gerissen zu werden, zahlte ich Fersengeld. Drei Reiter von den Päpstlichen verfolgten mich; da wandte ich mich, hieb dem Vordern über das Gesicht, worauf die beiden Andern Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte Alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gefecht zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unsrigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran, aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Apulien, und Don Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich in das Städtlein F o r l i. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesgemäß

erscheinen könne, und wusch mein Haar von der schwarzen Farbe rein. Um den guten Thorhaimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen, vom alten Herrn Grafen Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient; vom Grafen Ulrich, den er aber nie so lieb gehabt, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen, ich aber immer ein Wildfang gewesen von Haus aus, der auf alle Berggipfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich denn Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Grota lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junker Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das Alles wußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen oder todt? Deß grämte ich mich sehr. Und war er verwundet, wer pflegte sein?

Darum wartete ich auf Mitternacht; dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön, wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

Wallfahrt nach Loretto.

Wie mich nun der Schneider mit allem versorgt, wessen ich bedürftig gewesen, reisete ich nach der Stadt Ancona, am Meere gelegen. Dieses ist eine lustige Stadt, und ich bin viel daselbst am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffleute zu schauen, und das weite Meer. Da ging mich die Lust an, nach

einem Schiffe zu fragen, das nach Apulien segeln möchte; aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshaus, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loretto befinde. Diese Nachricht erfüllte mein Herz mit großer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir sehr empfohlen, das heilige Haus zu besuchen, und meine Begierde stand längst darnach. Ich beschloß demnach zu dem heiligen Orte zu wallfahrten, und Ablaß für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrühe reisete ich von Ancona dahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum führend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stunde betete ich mit lauter Stimme den Rosenkranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablaß zurückkehrte; doch noch Mehrere wallfahrteten dahin, wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und sahen, wie ich zu Fuß ging, schämten sie sich, stiegen behend ab, und nahmen ihre Rosse am Zaum und beteten, wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viel, daß ich mit großer Mühe Unterkommen fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Lande Galiläa hierher getragen, um es den Ungläubigen zu entreißen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht; denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, nun ich das heilige Haus ersah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knien bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen mit rothem Gewande. Aber ich konnte den

Glanz der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte, wie ein Kind. Und ich küßte die heilige Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten Viele hinter und neben mir.

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seite eine kniende Jungfrau laut auf: o Gott! also, daß ich mich nach ihr umsah. — Ich schreibe es aber, wie es mir widerfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, erblickte ich die Madonna Sclafani's lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelsschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Geberden; und über ihre Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweiß gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht däuchte mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend war, daß von den Strahlen die ganze Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferne Gesänge wie vom Himmel, und Stimmen der Engel, und ein Sausen dazwischen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf

verwandelte sich diese Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Knien, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben, und starb eines süßen Todes zu den Füßen der überirdischen Königin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte und ein Gemurmel von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen auf, und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neugierig auf mich schauten. Ich lag auf einem harten Stein von den Stufen draußen vor der Kirchthür, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht ums Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthshaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nachdenkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Aber ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir

so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligthum verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und in allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden möchte.

Allein da der Tag verging, und sich Niemand mich zu trösten eingefunden, warf ich mich schmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeist im Fläschlein so vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruhe. Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der Gebenedeiten, wie sie mir in ihrem heiligen Hause wundervoll erschienen war. Doch hatte ich Niemandem offenbaret, was mir geschehen.

Die zweite Erscheinung.

Weil ich auf die Verheißung des Feuergeistes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erscheinen. Doch erschien Niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeschlagenheit des Gemüths, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köstlichstes auf Erden verloren und das Allergöttlichste mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derselben Stätte, wo mir die Himmelskönigin sichtbar geworden war, und flehte mit heißer Inbrunst um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umsonst.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche austreten wollte,

stieß mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr suchet; folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich stillstehen und Euch winken werde.“ Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz, und einen schwarzen, großen Mantel umgethan, wie viele Wallfahrer weiblichen Geschlechts zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freuden, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; und dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Gärten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einer Kapelle, die unter dem Baum aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausendmal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden mit einer goldenen Kette daran, und habe es Euch selbst überliefern wollen, doch gegen ein Beding.“

Als ich dies hörte, rief ich: „Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheißen und mehr.“ — Und stracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Geld zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgenden Tages zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wissen.“

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona ge-

kommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewundert. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqua eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehre es wie mein allerkostbarstes Gut; ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder über die Alpen nach Deutschland hinwandern, denn das Bild in Welschland zurücklassen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte sie mir das Bild geben, zog ihn aber jählings wieder um sich zusammen, als gereuete es sie, und fragte noch einmal, ob ich redlich sei, und wie ich heiße, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz und betheuerte zum andern Mal, daß ich Wahrheit sage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann sagte ich, daß ich gedenke, nach Apulien zu reisen, des Vergnügens willen. Denn ich scheute mich doch, in diesem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich also geredet, schwieg sie geraume Zeit, als denke sie meinen Worten nach. Dann schlug sie den Mantel auf, und ich sah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Gestalt; sie schien nichts minder, denn alt zu sein, sondern eine schlanke Jungfrau. Als sie aber mein Bild aus ihrem Busen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Gesicht auf die Seite warf, erblickte ich die Gebenedeite wieder, wie sie in dem heiligen Hause mir erschienen war.

Da überfiel mich ein großes Zittern und ein Entzücken, daß ich's nicht beschreiben mag. Und ich sank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß sie etwas Irdisches sei.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr schwaches Conterfei und lebloses Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erstaunen und Entzücken.

Dann sagte sie mit holdseliger Anmuth: „Don Bastiano, stehet auf; es geziemt Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, daß Euch Menschen in dieser Stellung sähen. Stehet auf, oder ich fliehe!“ So gehorchte ich ihr, stand auf, konnte aber nicht reden, so ganz außer mir war ich; sondern einer Bildsäule gleich blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete schweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie sagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl Recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Person gefunden, der es gleichet, und daß Ihr anstatt der Heiligen nur ein sterbliches Weib gefunden, gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Euch übel wurde und Ihr ohnmächtig niederfielet zu meinem großen Entsetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände gerathen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entstand, die Euch hinaus trugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es in ganz Loretto aller Orten habt auskünden lassen, und ich einsah, wie viel Euch daran gelegen sei, suchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzustellen. Schon gestern suchte ich Euch daselbst vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweihet es niemals.“

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es schossen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht

Darauf that sie die Frage: „Lasset wissen, was diesem Bilde für Euch so großen Werth gegeben?"

Ich antwortete zitternd: „Was anders, denn die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet."

Sie betrachtete mich lange zweifelhaftig, und sagte: „Ihr seid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Person gesehen, der es gleicht?"

„Das wisset Ihr am besten," gegenredete ich: „in dem heiligen Hause, und nun hier, wo Ihr sitzet, und sonst nirgends, weder in meinen Träumen."

„Nirgends sonst?" fragte sie abermals.

Ich antwortete: „Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel so viel vereintem Liebreiz zu begegnen. Gott ist Zeuge."

Dann fragte sie: „Und Ihr wisset auch den Namen der Person nicht, der es gleichet?"

Ich erwiederte ihr: „Könnte ich ihn wissen, da Ihr mir nicht saget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies seid Ihr."

Da senkte sie das Haupt und zog das Schleiertuch vor ihr schönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefalteten Händen: „Entzieht mir Euere holdseligen Blicke nicht. Habe ich gesündiget, entsündiget mich wieder durch Euer Anschauen. Ihr seid meine Heilige! Nehmet mich in Euern Dienst. Verstoßet mich nicht!" — Sie stand auf, als wollte sie sich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis sie mich erhörte und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

„Ihr irret Euch," sagte sie, „ich bin keine Heilige."

„Oder wie soll ich Euch nennen?"

„Hermingarda di Solis."

„Darf ich mich nicht Euerm Dienste weih'n? O gewähret mir die Gnade!"

„Ich habe nicht über mich selbst zu gebieten."

„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab.“

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loretto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augengruß, daß Ihr mich kennet.“

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben.“

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht ins Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich allein gehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen.“

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?“ reichte sie mir die Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl.“ — Ich küßte kniend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloh mit behendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem halben Stündlein. Ich folgte und sah das Haus, in welches sie ging.

Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ging fleißig die Straße auf und ab, wo die wunderherrliche Hermingarde wohnte. Aber es glückte mir nie, sie wieder zu sehen. So streng ward sie gehalten. Denn ich hatte durch fleißige Kundschaft endlich erfahren, daß sie gen Loretto zur Wallfahrt gekommen mit ihrer Stief-

mutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und daß sie hart bewacht sei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich fast ab, und genoß keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße gestanden vor Hermingardens Herberge, ist Don Domenico aus dem Hause getreten, und hat mich mit rauher Stimme angeredet: „Ihr seid ein müßiger Gesell, daß Ihr allstündlich hier wandert und gaffet. Was suchet Ihr?"

„Herr, ich habe meine Herrschaft verloren und suche Dienst. Ich bin ein Deutscher, und habe nicht, wovon heimreisen. So meine Person Euch aber anständig, so will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr sollet mich fortan nicht mehr müßig in allen Gassen finden."

Diese listigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeist ein; denn sie schlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden so gut zu stellen, daß Don Domenico endlich sprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr seid; auch sehe ich mich schon seit Langem nach einem getreuen Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir."

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich aber die Schwelle betrat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen die Göttliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten, denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht zu verrathen,

und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereute mich schier, das kecke Abenteuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Göttliche bei ihr im einfachen Morgenkleide und schleierlos. Und da mich Hermingarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz von schamhafter Röthe; und die Heilige verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter, wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, Alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, um zu verhüten, daß sich Hermingarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhieß Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorsaal und hütete Hermingarden.

Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer und sah mich lange schweigend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?“

Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!“

„Ziemt es auch einem edeln Ritter, Knechtsdienste zu leisten?“

„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen."

„Was wollet Ihr? Ihr sehet, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend."

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel aber wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verließe."

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen. Da vermochte ich's nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füßen und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Eure Thränen sehen muß."

Sie ging von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück, und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen, Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen!" Habet Ihr Muth, Don Bastiano?"

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein."

„Schwört Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?"

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!"

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Ich aber hielt sie mit Inbrunst fest, und fragte: „Zürnet Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten."

Sie ließ ihre Hand in der Meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Kavalier. Ich schätze Eure Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen."

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kind-

heit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche nebst Don Domenico vielen Aufwand mache, ohne Vermögen zu haben. Wie beide allerlei reiches Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißen, wenn sie Hermingarden vermöchten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mann, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorche. Darauf hätte Hermingarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loretto thun dürfe, wo sie Gelübde lösen wolle; nach dem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Begehren nur darum gestellt, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewönne. Jedoch außer dem einen Male, da sie zum Kreuz gegangen, mir das Bild zurückzugeben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber," fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch seid Ihr mir allezeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht, mich und Euch ins Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben."

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau unweit Montefiascone am Bolsener-See bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.

Ich sprach ihr Muth zu, und verhieß, Alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Antlitz zum erstenmal lächeln, und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an, drückte meine Hand, und sprach: „So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß."

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr der Herrschaft.

Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbundenen Husen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend nach Mitternacht auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Deß erschrak ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: „Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stiefmutter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich."

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben, der mir mit Hermingardens Geberden zur Seite ritt. Kein Liebesgott wird von den Malern schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und

den Rossen Futter zu geben, bewunderte Jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde von dem Lobe erröthete.

Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: „Färbet mir mein Gesicht, Bastiano, daß ich männlicher scheine.“ Sie stieg vom Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berühren und die Rosen auslöschen und den Schnee ihrer Haut besudeln sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich!“ sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!“ seufzte ich: „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?“

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet,“ sprach sie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, sonst sind wir schnell verrathen.“

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verschwand unter der Berührung alle meine Besinnung. Ich umfing die Himmlische mit meinen Armen, und hielt sie und zitterte, und stammelte nur leise: „Hermingarde! Hermingarde!“ Und wie sie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen aufrecht hielt — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah' — zerflossen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie getödtet vom Entzücken und wie losgebunden von dem Staube dieses Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen an Hermingardens Lippen hingen: daß die Göttliche mit ihren Thränen meine Wangen bethaute. Und als ich zu Sinnen genas, stand sie vor mir wie eine Verklärte; ich selbst ward mir wie eine Gottheit, die Welten zu vergeben hat. Da hielt ich Alles für einen Traum.

„Liebst du mich aufrichtig, Bastiano? Willst du mich nicht verlassen?“ Also fragte sie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das Leben, denn dich.“ — Da schwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kusse. Dann reichte sie mir wieder die Blätter, und ich mußte ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe, welche Seligkeit! — Des Eichwaldes bei Assissi gedenke ich wohl mein Lebtage.

Darauf nahmen wir abermals unsere Rosse zur Hand, und setzten unsern Weg fort.

Unglück.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte sie es nicht länger, und sprach: „Liebster Bastiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf diesem Rosse, und ich bin gar sehr ermüdet. Eilet in die Stadt hinauf, und suchet ein Wägelein für uns Beide. Ich will im Schatten dieser Eichen gelagert bleiben, bis Ihr wiederkommt. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunsch, denn ich kann nicht weiter.“

Da half ich ihr vom Pferde, und führte sie ins Gebüsch zum Schatten gegen die heißen Sonnenstrahlen. Dann nahm ich den zärtlichsten Abschied von ihr, und schwang mich wieder aufs Roß, und ritt behend den Weg zum Städtlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang es mir endlich, um schweres Geld ein altes, schlechtes Reisewägelein zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul spannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, steinigten Weg einige tausend Schritte gefahren, war daran schon ein Rad gebrochen, also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.

Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarden gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen, ich suchte durch das ganze Wäldlein, denn es war nicht groß und sehr licht; ich kehrt zu der Stelle zurück, wo sie in Gras und Kräutern gelegen war; ich lief ins Freie; ich stieg jenseits des Wäldleins auf einen Hügel; ich fragte die Landleute und Reisenden; ich suchte bis in die finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlornen.

Da ward ich von großer Verzweiflung ergriffen, und ich warf mich auf den Boden, und zerraufte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem elenden Dörflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast betrübte. Ich schloß des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Volsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause von Hermingardens Aeltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel, am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Wäldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, als diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten

wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinals Giuliano zu erfragen; denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Stiefschwester ihm verkuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung. der Knecht war von Geburt ein Römer und hieß Giuseppe; aber ich klagte um Thorhaimern fort und fort, denn die Menschen sind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schicksal also ab, daß ich weder Speise noch Trank genießen konnte, und keine Freude sehen mochte. Auch blieb der Feuergeist trübe; das deutete noch auch auf veil Ungemach.

Die Sängerin.

Ich war so hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Rosse halten mochte. Wie ich nun am andern Tag unserer Abreise von Rom bei einem Brünnlein abgestiegen war, wo Giuseppe die Rosse tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerschaft in kostbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Gesicht sah, fragte er leutselig nach meinen Umständen. Ich war so matt, daß ich kaum Antwort leisten mochte. Giuseppe aber sagte, ich sei ein reicher Kavalier aus Deutschland, der gen Napoli wolle, aber schwerlich dahin gelangen werde, sintemal ich todeskrank sei, und dennoch alle Arznei verschmähe.

Da stieg der Herr ab, und sprach mir gastfreundlich zu, daß

ich in seinem Landhause ausruhen und meiner Gesundheit pflegen solle; zudem versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Karlo Spinelli nichts wider sie ausgerichtet habe, welchen der Vizekönig von Napoli gegen sie ins Feld geschickt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Colleferro aus dem Hause Pamfilio, und folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzen, und gab mir Stärkungen, also, daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht sobald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Monteleone, und überaus zahlreichem, glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum in den weitläufigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Hermingardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn Jedermann sich an den Lustbarkeiten ergötzte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machte mich viel trauriger. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich Theil an den Vergnügungen, und stellte mich aufgeweckter, als ich war.

Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den Andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh' mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging, und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückselige Hermingarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum mochte ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig; denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Hermingarde.

Da konnte ich mich vor Entzücken und Erstaunen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Verstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.

Betrübte Entdeckungen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donne Lucia sprechen und aufsuchen wollte, und den Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtiglich zu fahren, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und große Eifersucht habe. Auch sei es nur auf vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Loretto und seitdem so schnöde belogen und mit ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz Recht, denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hütete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war voll Wuth und Verdruß außer mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese, vom Tanz ermüdet, sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die Reihen, und war ganz Gluth. Aber ich erschrak ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sich nun mein Stolz und meine

Liebe empörten, einer Treulosen gedient zu haben, welche die Verstellung gegen Andere so weit trieb, wie gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanze zu: „Hermingarde! wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden? — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiederte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia."

„Ich weiß es wohl! Und mir willst du nicht mehr Hermingarde werden? — O daß du mich getäuscht und mein Herz zerrissen! — Gute Nacht! Ich fliehe dich auf ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Könnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung deiner Schwüre hinter mir lassen."

„Nein," sagte sie leise, „ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würd' ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß Euch Niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch suchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr."

Dabei lächelte sie so schön flehend, daß ich Alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich mir nicht verhehlen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Loretto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgsamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die sittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne, noch in ihren Kleidern so einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.

Zusammenkunft.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: „Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten.“

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch bei einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdlein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel des Schlosses, wo mein Zimmer war, durch eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, flüsternd: „Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Euretwillen noch den Schlaf abbreche.“

„O Hermingarde,“ sagte ich, „du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich treulos nach Trevi hinaufschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!“

„Ich Euch nach Trevi?“ sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von Allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Lorette an, bis wo sie mich verlassen, Alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Närrin, daß mich ihr Spott etwas zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müsset mir verzeihen,“ sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram Euerer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch lasset es dabei verbleiben, und verzeihet mir, daß ich mich ob Eurer Verwunderung eine Weile ergötzte. Ihr wisset, die Liebe will geneckt haben.“

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt

zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet.“

„Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht noch lieben könne?“

„Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet meiner, daß ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, und Ihr zu dem Marchese de Lamentano zurückkommet.“

Sie lachte von neuem, und ich ward ob ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht halten konnte, bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, wie ich sie nicht mehr liebe, sondern verachte. Denn gleich einer Heiligen habe ich sie verehrt, und nun sehe ich, sie sei ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun fände ich sie als Sängerin und Courtisane in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu besündigen, Lucia. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand, und fragte schalkhaft lächelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?“ — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Nur nach Sonnenaufgang überfiel mich eine große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie von einem Schmerz,

und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Geberden zu trauen. Diese Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, mit den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die reizendste von allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem bewegt war.

Mord und Flucht.

Jedoch schien vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt meine Augen erfreuen können. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blümlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, nicht sie habe, sondern ich selber mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie; und betete sie an. Ich nannte sie Ungeheuer und Schande ihres Geschlechts, und Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie fremd, als kenne sie mich nicht, aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Wäldlein zu Assisi gethan. So lag ich in ihren Banden, und hassete ich mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich nach nichts Andern Verlangen getragen. Und sie zischelte mir leise ins Ohr: „Wollet ihr diese Nacht wieder am Springbrunnen warten?“ Ich

beschloß, es zu verneinen, und antwortete an dessen Statt: „Hermingarde, wie gern!“

Da ich's nun zugesagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erste Mal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?“ sagte ich, da ich zu ihr hereintrat. „Ich kann doch nicht anders, Treulose, als Euch mit meinen gerechten Vorwürfen lästig fallen; denn also ist auf Erden noch kein Mensch betrogen worden, wie ich durch Eure Scheinheiligkeit betrogen ward.“

Sie antwortete: „Don Bastiano, eben das dünkt mich sehr lustig. Ist denn aber darum Donna Lucia minder schön? Und könnet Ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?“

Da wollte ich Nein sagen, aber Alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und schalt sie und betete sie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren Armen hangen. Es ergriff mich wie Wahnsinn. Ich opferte mich ihr auf.

Aber Marchese Lamentano errieth unser Einverständniß. Als ich einst aus Lucia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und rannte mit gezücktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, floh in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Bei den ersten Stößen stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Rosse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe Jemand im Schlosse wach ward.

Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo, denn ich gedachte des Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich

keinen Werth, sintemal ich Hermingarden gefunden, ehe ich's geglaubt. Dagegen war meine Begierde um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf, mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute er doch nicht. Und schon in der ersten Nachtherberge entwich er mit sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel gegrämt; habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Er war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und er war zunichts Besserm zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach folgendes Tages meinen Weg allein, und gar wohlgemuth. Selbst die Donna Hermingarde that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültig geworden.

Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am Morgen brachte mich ein großes Getümmel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen, wie im Haus, Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward

meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischen Ansehen.

„Zum Teufel, Don Bastiano, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr wäret in Krautstücken zerhauen!“ Also rief Einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Monte-Marciano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die Andern grüßten mich. Einige derselben waren von denen, die ich zu Bologna gesehen, auch Marco de Sciarra und Batistella del Aratro.

Darauf begehrte Don Alfonso, von dem ich wohl bemerkte, daß er der Vornehmste von Allen sei, zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen sei, und welches Abenteuer mir seitdem begegnet? Und er führte mich abseits in ein kleines Zimmer und fragte: „Habt Ihr nun gefunden, daß der Feuergeist seine guten Dienste leistet? — Aber ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier treffen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen, und hierher gekommen. Nun folget mir, als ein tapferer Streiter, ins Feld. Es soll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich, das Schlößlein Cicoli zu nehmen, und zur Belohnung verheiße ich Euch, das Schönste der Erde darin zu finden.“

„Herr,“ sprach ich, „sendet mich, wohin Ihr wollet; ich achte meines Lebens nicht, seit ich das Schönste auf Erden verloren.“

„Wie meinet Ihr das?“ fragte Don Alfonso. „Ist Euch der Feuergeist abhanden gekommen?“

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe.“

„So solltet Ihr ihn nähren und stärken; er verschmachtet bei Euch, weil Ihr ihm keine Speise reichet.“

„Wie soll ich ihn speisen?“

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne bloß; er nährt sich mit ihren Strahlen, denn er ist himmlischer Natur. Aber der Spiritus familiaris verheißet Euch noch andern Sold. Wisset Ihr,

wie Euch Sclavani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr sie als Bildsäule sahet? — Lebend soll sie Euch erscheinen, wie sie uns erschienen ist."

Als Don Alfonso also sprach, schüttelte ich unwillig den Kopf und sprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris, oder die Gunst meines Feuergeistes, gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menschlicher Wünsche." Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abenteuer vor dem heiligen Hause zu Loretto, bis zur Flucht Luciens bei Trevi, und wie ich sie beim Hochzeitsfeste des Herzogs von Monteleone wieder gefunden und vor drei Tagen verlassen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Marciano mit lauter Stimme, und sagte: „Bastiano, Euch hat ein böser Geist geäfft. Das ist aber auch wohl andern Männern widerfahren, welche um den Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen von Colleferro umarmt habet, und der Unhold ist gewiß wie ein Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah."

Als dies der Herr von Monte-Marciano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Colleferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern."

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schlößlein ob Cicoli," rief einer der Kavaliere: „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Be-

satzung von Cicoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber ließen sie wieder im Stich."

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?" sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiato, wo die Landstraße nach Tivoli geht. Gestern des Morgens kam er, mit sechs Reitern, bewaffnet des Weges von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er seine Schwester nannte, auf einem Maulthier reitend. Unserer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerstand leisten, und streifte mit einer Kugel den Mario di Astano. Da stießen ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblich. Die sechs Reiter flüchteten behend nach Cicoli. Aber Domenico's Schwester ward als gute Beute nach Olgiato geführt. Dort ist sie noch verwahrt, und kein Teufel soll sie antasten, denn ich habe sie mir vorbehalten."

Bei diesen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und sprach: „Da sehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich gestern Nachts von ihr schied, weinte sie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da schwor ich jedem den Tod, der sie nicht ehrfurchtsvoll ansähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieselbe um meinen Arm, und sprach: Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm."

Und es war dieselbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden gesehen, als sie mir das erstemal in dem heiligen Hause in Loretto erschienen war, nämlich das himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, so ihre Locken zusammenhielt.

Da sah ich ein, daß mich ein böser Geist auf der monteleonischen Hochzeit grausam betrogen. Und das Herz schlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick sah ich durchs Fenster auf der Gasse den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein

Herz, und ich sprang jach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Füßen, umarmte meine Knie und rief: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, liebster, bester Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erst seit gestern aus dem Munde eines schönen Fräuleins vernommen, welches untröstlich weinte, da ich Euern Namen nannte. Es ist Euch sehr ergeben. O kommt mit nach Olgiato."

Da ward mir zu Muthe, als wäre Alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

Thorhaimers Schicksale.

Darauf begab ich mich abseits mit Thorhaimern, wo uns Niemand hören konnte, und forschte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir gesprochen.

Und er berichtete nach seiner gewohnten Umständlichkeit Alles, wie folgt. Doch hat er seinen Bericht vielmals mit neuen Freudenbezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich selbst bin dabei gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand, und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe Jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reiter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Weges geflüchtet sei, statt mich zu den Andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber Niemand bei dem Handgemenge umgekommen; nur vier sind verwundet worden, doch ohne Gefahr. Don Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe sich wiederholt in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schaden gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergehauen. Auch glaube Jedermann, er sei stich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.

Nachdem habe Don Alfonso sich in die appenninischen Berge begeben, wo man noch mehrere Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrübniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen und den Rückzug nach Deutschland nehmen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen, sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apulien werde mich Thorhaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt ist.

Dieser Zuspruch hat den Thorhaimer also getröstet, daß er den Verbannten willig gefolgt ist. Und da die Haufen getheilt worden sind, ist Thorhaimer dem Marco de Sciarra gegeben; denn Marco hatte ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutschen zu seiner Leibbedienung gewünscht.

Nach diesem ist Thorhaimer immerdar bei dem Marco, als seinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien gegangen, wo man, wie auch im Neapolitanischen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonso hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der Provinz hat es untersagt. Danach sei Alfonso zum Marco gekommen, der sich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römische Landschaft durchstreist und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkoren, obwohl Pierconto Gabutio sehr dagegen geredet, und sind mit siebenhundert entschlossenen Mannen in das Römische eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungeu. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk jederzeit mit den Verbannten gehalten. Auch ist Paolo Vagelieri, den der heilige Vater wider sie ins Feld geschickt,

ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Papst Urban den Vagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toskana den Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgeschickt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also, daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen aus einander gesprengt sind. Virginio ist selbst nur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinen toskanischen Kriegsleuten vereinigte, hat Marco de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Cicoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer begleitet. Einer von diesen ist erschlagen; darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann ist dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vierundzwanzig Stunden. Das Fräulein ist schon einmal in Gewalt der Verbannten gewesen, vor sieben oder acht Tagen; aber damals nebst seinem Bruder glücklich in ein Schlößlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieser Bruder die Straßen sicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heere nahe stehen, hat er die Schwester gezwungen, den Weg fortzusetzen, worüber er das Leben verloren."

Neuer Kummer.

Nachdem Thorhaimer also geredet, schüttelte ich den Kopf ungläubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hause des Prinzen Colleferro mit einem Blendwerk und höllischem Gaukelspiel zu thun gehabt haben solle. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe sich, da sie den Tod Lamentano's vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und sei mit ihrem Bruder in das unvorhergesehene Unglück gestürzt. Dieweil ich nun aber erst vor zwei Tagen aus dem Hause des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl sein, daß dieselbe Person schon vor sechs Tagen bei Cicoli gesehen worden, mit welcher ich in gleicher Zeit die Eifersucht des Lamentano betrogen hatte.

Aber Thorhaimer versicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, also, daß er nicht an der Wahrheit dessen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Person, und kein Unwahres auf ihren Lippen. Er habe den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciarra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn angefragt, ob er vielleicht einen deutschen Kavalier kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: „Das ist mein Herr, wo ist er? wann habet Ihr ihn gesehen? lebt er noch?"

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm erzählt, wie sie mich in Loretto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen

Stunden hätte sie Rosse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei Niemand denn ich; darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herzugesprengt kamen. Einer derselben wäre ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Roß gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füße gebunden und den Mund geknebelt, auch das Roß, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt, wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, habe Domenico in einem Städtlein Herberg genommen, und ihr befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht übertüncht gewesen, um sich unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen eine weibliche Klaidung anlegen, und so wäre die Reise folgendes Tages weiter gegangen, bis man endlich nach Rom gekommen. — Hier sei sie tödtlich erkrankt, aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt worden, also, daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedächte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Da sei sie wohl zufrieden gewesen, und ihm daher williglich gefolgt. Auch habe sich von da an Domenico freundlicher gegen sie bezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen gewesen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges Kriegsvolk entgegen gelaufen, sagend: Piccolomini sei im Anzug mit einer großen Menge Verbannter. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehendes Volk entgegengeeilt, mit Klagegeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die

Stadt. Da habe Domenico sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entrinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängniß zugelaufen. Denn bei Cicoli fast gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Lucia in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber ins Haus zurückkamen, wo Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin; bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei berannt. Darauf ist Marco de Sciarra mit fünfzig Reitern alsobald, noch vor der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit wieder in den Platz zu werfen, wenn er hindurch könne. Auch Pietrangelo, Tutio de Petralta und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Bursche, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: „Don Bastiano, ich führe Euch morgendes Tages in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!“ Dennoch tröstete mich das nicht.

Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich von einem wunderbarlichen Getöse, und es war mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme.

Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet, wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß sie endlich wie in Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt war aber immer hellleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule dastand. und von dem Glanz ward Alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubender Ohnmacht.

Wie ich wieder zur Kraft genas, und die Augen öffnete, war Alles finstere Nacht, und ich sah durch das Fenster die himmlischen Gestirne. Deß verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, wie mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon schier mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satanas bewahren wollten, auf daß ich nicht vom bösen Geist wieder versucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.

Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber meine Freude ward zu Wasser; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes, auch wollte er unsere Leute wohl ruhen lassen.

Gegen Abend kehrten die ausgesandten Kundschafter zurück, und erzählten, wie sie erfahren, Don Marco de Sciarra habe sich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun sei er in Olgiato eingesperrt, daß keine Maus weder aus noch ein könne. Der toskanische Herr General Camillo del Monte liege nebst Virginio Ursine mit aller Macht davor, doch scheine es beiden an Kraut und Loth zu fehlen. Es sei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß sich jeder bereit halten solle, auf den andern Tag den Feind zu suchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte fröhlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beschenkte mich mit zwei kostbaren neapolitanischen Zeltern aus des Vicekönigs Marstall; Steigriemen und Zaum glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbenem köstlichem Zeuge starrten von Gold. Auf meinen Hut setzte er zwei hohe Reigerfedern, schneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reisige unter, und sprach: „Bastiano, Ihr sollet heute den Vortrab führen, auch der Erste im Angriff sein; denn wir müssen die Toskaner und Römer aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarra vereinen. Können wir Olgiato nicht retten, so ist der Kern unsers Heeres verloren, und die schöne Hermingarde di Solis dazu."

Ehe die Sonne aufging, waren wir schon weit von Celano,

und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unserm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römischen standen links auf den Anhöhen; die Toskanischen waren in der Fläche. Virginio Ursine befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geschütz hatte, und Ercole di Pisa, sein Feldhauptmann, führte die toskanische Reiterei an, die uns zur Rechten stand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir, dem Ercole entgegen zu gehen; er selbst mit allen Uebrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung gestellt hatte, kam die toskanische Reiterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das schwere Geschütz war gegen unsere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wir an einander waren, erhoben Alle ein großes Geschrei, und jeglicher faßte seinen Mann. Aber die Welschen sind feige Leute; sie mögen sich lieber gegen Wunden decken, als solche zufügen. Daher tummelten sie sich weidlich herum, Alles in großer Unordnung durch einander; einer trachtete dem andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskanischen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unsere Noth gesehen, denn er schickte uns noch hundert Reiter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezücktem Schwert auf schwarzem Roß ein Kavalier gegen mich gerannt, und ich sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er vor mir war, rief er: „Ich bin Ercole di Pisa, und will's allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther

Piccolomini seid.“ Ich sagte: „Ich will Euch alsogleich mit dem Schwerte meinen Namen zwischen beide Ohren legen.“ Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toskanischer Reiter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reisige griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolk zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stückgeschütz hart zu, so daß wir viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feinde den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolk suchten, sahen wir es schon weit von uns in der Flucht; denn wie ich nachher erfahren, hat Pierconto de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgendes Tages einsalzen. Wir hatten von den Unsrigen bei hundert Leute eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherr Camillo trug selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also, daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.

Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß sie in der Nacht haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei, so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll einer hin und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse"

Weil hierauf Niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Lucien baß plagte, sprach ich: „Wohlan, das übernehme ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung und trachte nach Olgiato zu kommen." Der Anschlag gefiel Allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheißen, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten, aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich von Piccolomini, und nahm den Weg gen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich zwei von unsern Leuten, die ebenfalls im Begriff waren, zum Virginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über Alles befragte, was Piccolomini machte; dann wurden wir weggeführt und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und Alles ging müßig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olgiato. Denn

Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olgiato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano. Endlich ist Don Marco de Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen sagte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihm, weshalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolomini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Haus.

Hermingarde.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn Sciarra, Battistella, Tutio de Petralto, und die andern Häupter der Verbannten ließen mich nicht los, und hatten beständig Raths mit mir zu pflegen.

Wie ich aber den andern Tag vor der Thür des Hauses stand, mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude, denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt, denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!“

Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Füßen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf uud trug den schönen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeit lang, wie ich sie betrachtete in der todtenhaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küssend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtete: „Er ist's!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an, dann fiel sie an meine Brust, laut weinend.

„Ist Euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia, oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte leise ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wisset,“ fuhr ich fort, „ich mußte Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich aber war unschuldig.“

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano.“

„Wann habet Ihr Eures Bruders Tod erfahren?“

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben. Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano. Er trennt uns aber fortan nicht mehr.“

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?“

„Ich sah ihn sterben.“

„Was sagt man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?“

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht.“

„Aber wie seid Ihr ihnen entronnen?“

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hierher.

Ach, Bastiano, nur um Euch trug ich leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinaufgehen lassen! Daher ist das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. O verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit."

„Wie kommt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?

„Sollte es nicht sein? Ach, konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? O wenn ihr wüßtet, guter Bastiano! seit Trevi bis heut', was ich gelitten habe? Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!"

„Seit Trevi bis heut'?" rief ich lachend: „Und seitdem haben wir uns nicht gesehen?"

„Sie entgegnete darauf: „O wohl in Träumen und Gebeten, alltäglich und nächtlich."

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und Alles, was im Hause Colleferro geschehen, das Blendwerk böser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loretto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüßen.

Indem trat Don Marco de Sciarra herein, welcher sich verwunderte. Da sagte ihm Hermingarde, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, und wie wir in Loretto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum verdrießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Raths zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Picco-

lomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

Flucht aus Olgiato.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtsstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten vor Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin zu ihr getreten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: „Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein, was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen." — Sie antwortete: „Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!"

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich zu ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um Allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein Jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzlicher Lärm jenseits des Baches.

Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brüllen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten, oder von ihren Wunden niederfielen; das Aneinanderschlagen der Waffen und das Knallen der Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat zwei Wunden davongetragen.

Die Verbannten aber kämpften, wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhörlich vorwärts. Die Römischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wüthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte, daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem, der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zurück, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unsrigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zu Hilfe kam, flohen die Römer, und hinterließen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das Fräulein gelassen?“ — Er aber fluchte und verschwor sich, er wisse nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen. Da fuhr ich wüthend in die nächsten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmlische. Wie ich aber mitten im Streit seitwärts einsam das Maulthier stehen sah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demselben zu finden.

Nun ward mein Schmerz ausgelassen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich, sie zu finden, oder des Lebens quitt zu werden.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde stand zitternd hinter einem alten Baum, und ich war an ihr vorübergerannt, ohne sie zu sehen. Da schlang ich freudig meinen Arm um sie, und in der andern mein blutiges Schwert, sprach ich: „Nun sterben wir mit einander!“ Dann führte ich sie also durch das Gewühl vor, und schlug das römische Gesindel zurück, welches uns entgegen kam, und brachte sie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gefecht.

Um diese Zeit ließ aber Virginios Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit seinen Leuten zum Beistand entgegen, und unter den Römischen war große Verwirrung eingerissen. Und wie wir auf Piccolomini's Haufen stießen, erhoben wir Alle ein großes Freudengeschrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber sprach: „Ihr habet es in der Noth verlassen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkauft, und es ist die Beute, welche mir gehört. Auch ist sie mir nur feil, Schwert gegen Schwert, Leben gegen Leben!“

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwert wider mich zucken, aber Hermingarde rief, indem sie mich umfaßte: „Ich lasse ihn nicht, und wollet Ihr ihn tödten, so tödtet mich zuvor.“ Auch der Herr von Monte-Marciano sprang dazwischen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, also, daß dieser fluchend sich von uns entfernte.

Mahnungen.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, sobald er Olgiato besetzt hatte, wandte sich wider uns mit seiner gesammten Macht. Darum beschlossen wir, uns im Gebirg zu zerstreuen, und frisches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des Marco Nachstellungen, und ward mit Hermingarden eins, sie zu Martha am Bolsener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entschluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen diese in der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reitern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit ihr zum Bolsener-See zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr; denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anderes sei, denn ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verspüre wohl, liebster Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich, daß es nicht lange währen wird, bis Ihr davon zurückkehret. Doch

gedenket des zarten Fräuleins, und daß es nicht diese unstäte und flüchtige Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundheit einzubüßen. Darum sorget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, daß Euch mit so großer Liebe zugethan ist. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenket wohl, was Ihr thut."

Ich wurde durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mir durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden und stellte ihr vor, wie daß ich, um unserer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorhaimern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage, ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

Unglück.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten. Er meldete mir,

wie der neue Papst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe. Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Papst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercole Sfrondrata, des Papstes Nepoten, zum Geschenk gegeben.

„Ei," sprach ich, „wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen gehen? Habet Ihr nicht den Spiritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Papst Euch jemals rauben kann?"

Don Alfonso antwortete und sprach: „Es ist auch nicht dies, was mich am meisten betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben sie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Papst verloren habe, wollen sie gegen mich laut werden, und trachten sie die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio ist wiederum der Erste gewesen, welcher seine alte Feindschaft erneuert und das Volk gegen mich aufgestiftet hat. Dann ist der Marco Sciarra mir gram geworden, seit ich das Fräulein Hermingarde di Solis ihm abgesprochen, daß er Euch dasselbe überlassen mußte, und hat sich zu der Partei des Pierconto geschlagen. Nun ist es Zeit, daß wir berathschlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzustellen."

Ich sagte, daß ich entschlossen sei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entschlossen sei.

Er erwiederte trocken: das könne nicht sein, denn ich dürfe mich nicht vermählen und einem Weibe anhangen, so lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja selbst der Dienst des Feuergeistes verloren wäre. Wohl

möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasselbe erkennen, wie eine Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit demselben verbinden, bis mein Dienst auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Tutio de Petralta und Pietrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Valva. Man müsse jetzt alles Volk, sammt den Neugeworbenen zusammenthun, gen Valva aufbrechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich ließe mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augenblick von Valva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedächte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei, und als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreißen lassen."

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung."

Er antwortete: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte

er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Olgiato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber."

Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wolle aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber setzte hinzu, wie er wünsche, sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich schon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder listiger Weise abzujagen.

Diese Rede aus Piccolomini's Munde war mir ein großes Aergerniß; denn ich sah gar wohl aus diesem und allem, was er noch hinzufügte, daß er gesonnen sei, um Sciarra's Freundschaft Alles hinzugeben. Dann erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und schwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und Alles lieber, denn meine Verlobte im Stich lassen.

Damit schwang ich mich auf das Roß, wiewohl es schon spät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich die ganze Nacht ritt. Es ist aber von Scenna bis Alcini eine volle Tagreise. Als ich mich des andern Tages dem Orte näherte, sah ich großen Rauch aufsteigen von der Gegend. Und da ich hinkam, sah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verschwunden, und weit und breit Niemanden, der mir Red' und Antwort geben könnte.

Ich stürzte wie sinnlos neben der Brandstätte des Hauses nieder, wo ich den Thorhaimer mit Hermingarden verlassen, und schlug die Erde mit meinen Fäusten, und geberdete mich wie ein Rasender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß

stehen, und lief umher zu den entferntesten Hütten an den Bergen, um eine Nachricht von dem großen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten standen leer und verwüstet.

Ueber mein Nachsuchen war der Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlassenen Bauernhäuser, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgendes Tages, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder gestärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Valva, und schwor, diese Schmach in Sciarra's Blut zu rächen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil gestiftet. Doch erst den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich mischte mich unter das Gesindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und erfuhr seine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin sei. Wie es dunkel ward, hüllt' ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Faust zum Haus hinein, den Sciarra aufzusuchen, und Hermingarden zu erlösen. Es war in dem Hause stockfinster, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich sie öffnete, erblickte ich Hermingarden an einem Tischlein sitzend, das schöne Haupt schwermüthig auf die Hand gestützt. An der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!“ Da fuhr sie auf, erkannte mich, und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bastiano, rettet mich!“ Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reißen, und zuckte gegen mich sein kurzes Schwert. Aber jach schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir ins Freie gekommen waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh,

flieh, bevor man uns findet! Ich weiß ja nicht, ob Thorhaimer lebt."

Nun verdoppelten wir die Schritte, einem Fußweg folgend, der von Valva hinwegführte; wir wußten nicht, wohin. Auch war uns gleichgültig, wohin wir kamen, und getrauten uns kaum zu reden. Ich erfreute mich aber meines Glücks. Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stunden zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen Strom, der sehr breit und reißend schien. Am Ufer stand eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen, denn es erhob sich zu gleicher Zeit starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo wir den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie ich nach Alcini zurückgeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstätten gefunden hätte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Valva geflogen wäre.

Als es Nacht ward und der Regensturm nachließ, bedeckte ich die Heilige mit meinem Mantel, daß sie des Schlummers genösse. Ich aber trat vor die Hütte und wachte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgenroth. Denn ich zitterte, daß sie mir abermals geraubt werden könne.

Merkwürdiges Gespräch.

Nie war Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als beim Aufschlagen ihrer Augen im blendenden Gold der Morgensonne.

„Ach!" sagte sie, „wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Colleferro dich zu den

Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen."

„Nach Rom will ich dich führen, du Himmlische," antwortete ich: „Aber schon in Alcini sagte ich dir, alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ich bin in Verzweiflung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere Alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe."

Da wollte sie schlechterdings wissen, was mich an den Verbannten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene. Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

„Auch," sprach ich, „meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Piccolomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis."

Sie sprach: „Er ist ein gemeiner Abenteurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf." — Sie lächelte gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage, da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt."

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?"

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs von Mantua ließ er die Kopie nehmen."

Sie lächelte, als verstände sie nun Alles. Ich aber verstand

sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, hat er mir verheißen, ich werde dereinst das Urbild lebendig schauen.“

Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hasse den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscarini, daß er dich zu mißbrauchen gedenke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen. Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt, oder hast du ihm jemals geliehen?“

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: „Niemals für sich selbst.“

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht. und sprach: „Ich mag nicht sehen, wie du lügst. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Plane.“

Diese Worte machten mich ernsthaft und ich fragte: „Was weißt du Uebels von dem Mann?“

Sie entgegnete: Erinnerst du dich der Villa Foscarini? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an einem Tisch vorüber wandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?“

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie: „O Himmel, was sprichst du? Bist du es gewesen?“

„Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu ergötzen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre nicht, du verehrst noch heute in ihm einen Zauberer.“

Von dieser Rede war ich mächtig betroffen. Und da ich sie noch

weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf Alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also daß ich an der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ich's nicht länger, und fragte, ob sie niemals davon gehört, daß ein Mensch einen Spiritus familiaris besessen, durch welchen er wunderbare Einsichten erlange, und große Dinge verrichte?

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch Niemanden gesehen, der im Besitz des Geistes gewesen. Doch wenn der Piccolomini sich desselben rühmt, so glaube ich es nicht, denn seit er der Herrschaft Monte-Marciano verlustig erklät worden, ist er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zusammenraubt. Er ist ein Schandflecken seines erlauchten Geschlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn seiner gedacht wird.“

Neue Verlegenheit.

Hermingardens Reden hatten mich in große Bestürzung gesetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis sie mich deran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Sciarra's Nachstellungen zu entgehen. Wir gingen also dem Wasser entlang, bis wir im Gehölz einen Weg von Baumstämmen darüber fanden, zwischen Felsen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauernhaus, wo wir uns mit schlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühsames Wandern, und mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger,

denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch stand ich in großer Noth, weil ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer zu Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir sei, ward sie erst ernst, und sprach: „Könntest du mich gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kasten sind durch den Prinzen von Colleferro nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marchese de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen.“

„Wie?“ rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Colleferro? Warst du Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?“

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor! und ich bin Lucia; aber nie eine Hermingarde gewesen. Ich muß wohl für dich selber sorgen.“ Darauf verließ sie das Zimmer der Herberge, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Steinbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun ward mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der monteleonischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprächen in Alcini, was ich ihr Alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuscherm Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzu verwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade.

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und

Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte ich in Alcini Hermingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen Betrüger. Wohl hat mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreißen trachten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingeflößt hatte. Denn konnte diese Lucia mich von ihm abwendig machen, so war ich auch abwendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Piccolomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in derselben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini zurückzugehen, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde, daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervorzog, leuchtete er glänzender, denn jemals; dies machte mich sehr irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien werden könne, die mit mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist hatte noch nie übel geweissaget.

Und als Lucia wieder in das Gemach hereintrat, überfiel mich ein Schauder; denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich doch, es war Hermingarde.

Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meine Unruhe wahrzunehmen, und belustigte sich sehr daran und sprach: „Welchen Unterschied findest du an mir, wenn ich dir als Hermingarde oder als Lucia erscheine?“

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz, sobald du Lucia bist, jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn deinetwillen mich mit dem Blute Lamentano's und mit dem Blute

des Soldaten in Valva besudelte. Darum ist mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabscheue dich. Mir ist nicht wohl, bis ich fern von dir bin."

Da hob sie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich sie nicht allein lasse, in der fremden Stadt, ohne Rath und Beistand. Und sie erinnerte mich an meine Gelübde, die ich ihr zu Loretto gethan, und an die Stunde, da sie mir im Wäldlein bei Assisi zuerst ihre Liebe gestanden. Und sie beschwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen sie mit mir getrieben, als könne sie in zweierlei Gestalten erscheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benutzt, und mich darin bestärkt, um sich Vergnügen zu machen. Auch werde Thorhaimer mir sagen, wie sie zu Alcini gelitten, da ich sie verlassen, und wie sie von Sciarro's Leuten hinweggeschleppt worden, habe sie nur meinen Namen gerufen, bis sie ohnmächtig geworden sei.

Und wie sie dies sprach, verschwand mein Grausen, und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menschen möglich, sie zu hassen, wenn sie in Thränen verging. Und ich erneuerte mein Gelübde, und erinnerte sie daran, wie sie in Alcini verheißen, mir nach Deutschland zu folgen. So solle es geschehen, und ich wolle sie mir ewig verbinden durch Priesters Hand, doch nicht alsogleich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Holdselige, die sie immer war; doch legte sie ihren bisherigen Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tages, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie

einige Tage ruhen zu lassen, daß man nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage lang müßig in Aquila.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reichgekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelassen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Eure Kleider zerrissen und vom Staub und Unrath übel zugerichtet sind, sorget dafür, Euch neues Gewand zu schaffen. Nehmet von dem Gelde, so viel Euch beliebt.“

Es that mich dies Wort befremden, und noch mehr die Art und Weise, wie sie mir zusprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und sagte: ich würde sonder Zweifel in Rom für mich finden.

„Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück,“ versetzte sie darauf, „und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Bösewicht Euch mehr werth sei, denn meine Person. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich schon den Abend nach unserer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlassen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunst einem Unwürdigen verschwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch dessen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich sein.“

„Wie, ist das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?“ rief ich: „Also hieltet Ihr mich nur fest, nicht weil Ihr mich liebtet,

sondern meiner zu Euerm Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebkosungen eitel Trug?"

„Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!" sagte sie: „Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte durch dich zur Thörin zu werden. Darum ist besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abenteurers hängen, der mit Räubern lebt. Seht, Bastiano, welchen Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befürchten, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück schuld, und kein Anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini verlassen?"

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: „Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Eure Lust mit mir büßen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde bei Assisi, da ich Eure ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft einhauchte!"

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafani's von meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die güldene Kette auf und sprach: „Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Almosen reise."

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.

Abenteuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquilla zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia oder Hermingarde in ihrem Wagen abgereiset; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die Rechnung schon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Brieflein, welches Lucia für mich hinterlassen, des Inhalts: „Sie warne mich zum letzten Mal vor meinen schlechten Freunden; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweise geben, daß ich ihr noch theuer sei. Sie hoffe, ich werde mich eines Bessern besinnen und ihr gen Rom folgen."

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg ins Gebirg zurück, um Pilcolomini zu suchen. Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch besser thue, Don Bevilacqua aufzusuchen, bei dem vielleicht Nachrichten von Hause auf mich warten möchten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Vicovaro geheißen. Da fand ich in der Herberge einen Wandersmann, der am Tische saß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm setzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Battistella del Aratro führte. Und ich machte mich an ihn, und fragte leise: „Ist der Battistella nahe? oder der Piccolomini?" Da erblaßte der Mensch, und sah mich mit starrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, schnalzte er mit den Fingern in der Luft und sagte: „Alles vorbei! Alles aus einander!"

Nun begehrte ich mehr zu wissen, und erfuhr, daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelassen worden sei, und der Mark

Ancona zugeflüchtet wäre, um sich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe sich in der Gegend von Riete umher, wo sie alles Korn auffingen, was den Tiberfluß hinab nach Rom ginge, und sie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Ursini, dem päpstlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und Jeder bringe seine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römischen Landstraße, wo ich mit den Landleuten redete, die Korn nach Rom führten; denn in der Stadt, wie sie sagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich keineswegs, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille gewesen, ins Gebirg gegangen, den Piccolomini zu suchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an großes Besorgniß zu erwecken, und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblasen, schien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonso Herr des Spiritus familiaris wäre, dachte ich in mir selber, möchte er aller menschlichen Nachstellungen spotten; er würde allezeit des Geldes vollauf haben, und an Anhang könne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberge ein, wohin arme Bürgersleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutschland zu kommen, um zu St. Peter Ablaß zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgendes Tages kaufte ich mir vor einer Bude sogleich saubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberge und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bevilacqua zu suchen und ließ mich zu der Wohnung führen, die er mir schon in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Bestürzung, wie er vor einem Monat nach Florenz abgereiset sei, weil er die böse Luft von Rom nicht hatte ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte alles, was mir

zu Aquila für die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brod war in Rom so theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich strich den ganzen Tag schwermüthig auf den Gassen und in den Kirchen umher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu schaffen. Ich war zu stolz, die verrätherische Lucia aufzusuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo sie finden in der unermeßlichen Stadt. Ich begab mich des Abends ungesättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern sanft einschlief; denn der Glanz des Feuergeistes gab mir tröstlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, also, daß ich nicht mehr behielt, mein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeist machte mir neue Hoffnung; denn da ich ihn am frühen Morgen beim Dunkeln betrachtete, war er voll Glut.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geschmückt hatte, und mit dem Wenigen, so ich daraus lösen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte dessen dafür, was sie mich Tags vorher gekostet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er schüttelte den Kopf und fragte nach Kostbarkeiten; sagte, er sähe wohl, ich sei ein Kavalier, der in der Noth sei, und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlange nichts von mir zu kaufen, sondern wolle mir Geld darleihen, wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in sein Haus getreten waren, begehrte er zu sehen, was ich ihm als Unterpfand geben möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und versicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm seine Reise zu zahlen, weil ich dort mehr Gelder zu heben habe, als ich gebrauche. Er schüttelte zu Allem den Kopf.

Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeist ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Besitz ich sei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernstlich gewarnt, Niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheißen, er wolle ihn gar nicht berühren. Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit großer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein, auf besondere Art zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen."

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgrüne Steinlein lagen, und stellte sie an die Sonne. „Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht stich- und schußfest. Nach dem hielt er sie ins Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. „Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel!" sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite. „Der Herr hat nichts anderes, als den bononischen Stein; so können wir keine Geschäfte machen."

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Stelle allein stehen.

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein, und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnen-

strahlen nähren müsse, gleich wie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir bös und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schön gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte, meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entfiel mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger ins Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich verspottet, welches, seiner Abenteuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach einer Einöde, wo ich der Welt absterben könne.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Knie, daß ich sehr erschrak. Wie er aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freude und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nach dem gingen wir beide Arm in Arm, gleich Trunkenen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, wie Hermingarde treulos geworden, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.

„Wie sprechet Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „Das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in jener schrecklichen Nacht Alcini verlassen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn, „Sciarra hat die Wuth geübt aus Bosheit gegen Piccolomini, und hat das Fräulein mit sich gen Valva entführt, wo ich es wieder befreite.“

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldoberst Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht, weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgehoben, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachten bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung genesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo aufsuchen und wiederfinden würde.“

Da sagte ich: „Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in der Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loretto gesehen, bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Colleferro wiedergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe.“

„Liebster Herr,“ sagte Thorhaimer, „ich habe schon oft aus Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen

mögen. Darum kommet und fliehet dieses gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Eure Gemahlin in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen des Verderbens; und es ist kein Anderer, denn er, welcher das Teufelwerk treibet, womit er Eure Augen verblendet."

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch auf ganz andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorhaimer und, wie er behauptete, das Fräulein wohnten, bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten könnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte, bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

Bekehrung.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens; dann, wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte; wie Thorhaimer sagte, er habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, ich sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fräulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: „Jesus Maria!" und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag knieend an einem Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

„Ach," rief Thorhaimer, „diesen Augenblick ist sie verschieden.

Ich Elender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet."

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: „Nein, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt."

Thorhaimer eilte alsobald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzerrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in Valva ein höllisches Trugbild berückt habe. Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausend Mal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorhaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifelnd auf einem Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfe ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht!

Wie ich des andern Morgens zu Hermingarden geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loretto zuerst erblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im Hause Colleferro oder Aquila, bei dessen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an sichtbarlich mit jedem Tage an

Kräften zu, und blühete wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ sie fast nie. Unterdessen sagte ich ihr nicht, was mir mit der Erscheinung in Valva und Aquila begegnet, damit meine schmähliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich sehr, und fürchtete ich durch neue Nachstellungen böser Geister wieder von meiner Geliebten geschieden zu werden. Darum beschloß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geistlichen Herrn anzuvertrauen; wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich mein armes Gewissen erleichtern möge.

Und Thorhaimer brachte mich eines Tages zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er selbst beichten ging. Ich vertraute mich demselben, denn er war gar ehrwürdig von Gestalt und Geberde, als ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtstuhl mein Herz eröffnet und mein Schicksal mit Piccolomini und dem Feuergeist und den bösen Geistern offenbaret hatte, die mich oft unter Hermingardens Gestalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Absolution, sein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch, und führte mich zu seiner Zelle im Kloster, wo er den Feuergeist zu sehen begehrte. Als ich das Fläschlein zeigte, legte er es an die Sonne, und sagte: „Mich dünkt, Ihr seid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, scheint ein bononischer Stein zu sein, und nicht mehr. Aber Piccolomini ist daran, den Lohn seiner verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena ist er von dem toskanischen Oberst Bisaccioni gefangen und, an Händen

an Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großen Gefahr befreit hat."

Als ich Piccolomini's Schicksal vernahm, ward mein ganzer Leib wie Eis. Der alte Mönch aber, nachdem er das Fläschlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück und sagte: „Es ist der bononische Stein, künstlich in das Gläslein gethan mit einer Flüssigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, sondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth gegeben, allem Schrecknis Trotz zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euern Arm vonnöthen gehabt. Glaubet mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris, nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz ausgeschickt hat; und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem Ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in der Gestalt Eurer verlobten Braut betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch."

Nachdem er mir seinen Segen ertheilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll großen Unwillens, denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitete mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: „Junges Herrlein, es thut mir leid um Euch. Ihr scheint eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen."

Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Hermingarden in Verdacht genommen. Ich sagte aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache solches Entsetzens fragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: „Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben. Da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin, wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstige Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimer: „Gehet, eilet, flieget hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet.“

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarden sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unserer Liebe neues Unglück!“ antwortete sie mit der Sicherheit der Unschuld: „Warum fürchtest du Böses? Ich halte dafür, es sei Eugenia, meine Zwillingsschwester, die mir allzuähnlich ist. Aber ich will sie gern meiden, denn sie hat mich nie lieb gehabt.“

Da erschrak ich von Herzen, denn diese Worte rissen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte sie und sprach: „Du Liebe, warum verbargst du mir das?“

Sie antwortete: „Die Schwester ist mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Ursache, ihr Dasein zu verhehlen.“

Und nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia, welche sich lieber Lucia nannte, die einzigen Kinder ihrer Mutter gewesen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe die leichtfertige Eugenia schon als Kind die Gunst der Stiefmutter genossen, und Hermingarde viel gelitten, besonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verstellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war leichtsinnig, eitel und veränderlich, und was sie that, ward gutgeheißen. So täuschend sich die Gestalten der Zwillingsschwestern glichen, so unähnlich waren sich beider Denkarten. Sie flohen einander, und wenn sie zusammentrafen, entsprang Zwietracht. Als darauf durch Thorheiten der Stiefmutter und ihres Sohnes die Güter verschwanden und Mangel einzukehren drohte, sollten die Töchter mit ihrer Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia lieh sich willig dem eigennützigen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit zog ihr den größten Haß Aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinn dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter den Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigste bei Mutter, Schwester und Bruder. Doch bald verdroß die kaum sechszehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur für Andere Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb und die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit wider deren Willen und Wissen einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre strenge Tugend allen ein Aergerniß ward, und der

Kardinal Guiliano großes Gut bot, die Tochter von den Stiefverwandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt, daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und suchte durch die Wallfahrt nach Loretto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies Alles nun von ihr erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich die Zwillingsschwester, und keine Andere, auf der montelonischen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe; wie sie mich durch ihre Aehnlichkeit getäuscht, daß sie sich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen belustigt habe.

Hermingarde hörte mich sehr aufmerksam an: Doch Alles gestand ich ihr nicht, denn ich fürchtete, sie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und sie sagte plötzlich: „Bastiano, so du mich liebst, führe mich weit hinweg von Rom — in ein Kloster, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Aeltern." Ein schönes Roth überfiel bei diesen Worten ihr Antlitz; sie legte es an meine Brust und weinte.

Thorhaimer hatte inzwischen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das schöne Gespenst war verschwunden.

Ich aber eilte folgendes Tages, Alles anzukaufen, was zu einer langen Reise und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen sein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlassen, ohne meines höchsten Wunsches Erfüllung, die Hochgeliebte, als Gemahlin, zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geschäft kam, sie zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franziskaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reichte mir lächelnd die Hand und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften

Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete."

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderseltsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei Donna Lucia wohl bekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Hermingarde sei die Zwillingsschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altar vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hochbeglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig ist, Eure Bekanntschaft zu machen. Gewähret mir's, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen."

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und ich ließ denselben hinfahren, wohin er begehrte. Wir kamen in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorstiege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Colleferro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abenteuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von

meinen Verständnissen mit Donna Lucia. Dann beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinzen daran zu erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden.

Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinzen lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand Niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem Entsetzen zweimal.

„Nun wählet,“ sprach der Franziskaner, „welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr.“

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatten, um sich an dem wundersamsten Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen, als ich. Die Täuschung zu vollenden, waren beide fast gleich gekleidet.

Doch wie ich sie verglich, fand ich der zarten Verschiedenheiten viel; am Funkeln ihres Blickes erkannte ich mit geheimem Schauder Donna Lucia. Da neigte ich mich zu der mildern Schwester, die den stillen Himmelsblick der Liebe auf mich senkte, und küßte ihre Hand und sprach: „Ich kann sie nicht mehr verwechseln.“

Donna Lucia, oder vielmehr Eugenia, lachte mit ausgelassenem Muthwillen, und sagte: „Wie meinet Ihr, Don Bastiano, habe ich Euch nicht rechtschaffen gequält?“

Ich sagte: „Man verzeihet solche Sünden wohl gern Aber warum habet Ihr mir das gethan?“

Sie antwortete: „Erst aus Neugier, ob ich meiner schönen Schwester einen frommen Verehrer stehlen könne, dann aus Noth; denn wäre ich ehrlich mit Euch gewesen, Ihr hättet die Höflichkeit gehabt, mich in dem Land der Banditen im Stich zu lassen. Aber ich rächte mich zu Aquila; doch hintennach habt Ihr mir Leid gethan.“ Und sie drückte mir heftig die Hand und flüsterte: „Ja, schöner Bösewicht, wisse es nur, ich liebe dich doch noch! Darf es aber weder mein Prinz, noch deine Prinzessin hören.“

Der Prinz gab uns ein kostbares Mahl. Die Schwestern, wiewohl sie sich seit Jahren nicht erblickt, schienen sich selbst hier gern zu meiden. Hermingarde unterhielt sich mehr mit dem Prinzen oder dem Franziskaner; Eugenia wich mir nicht von der Seite.

Spät schieden wir aus einander. Ich führte meine junge Gattin im Triumph heim. Wir fanden auf Hermingardens Zimmer ein Kästlein mit kostbaren Juweelen, welche der Prinz ihr gesandt, mit einem Brieflein, darin die Worte standen: „Der göttlichen Hermingarde zur Aussteuer und Erinnerung an einen Freund.“ — Aber sie achtete des funkelnden Geschmeides nicht, sondern hing um meinen Hals und seufzte: „Ich kann meine eigene Seligkeit nicht glauben! O Bastiano, sage es doch, damit ich es glaube, daß wir einander ewig gehören!“

Ueberraschung.

Die Sonne weckte uns mit ihren goldenen Strahlen. O welche Anmuth und Liebe war über die himmlische Gestalt verbreitet! — Thorhaimer huldigte der neuen Gebieterin und Frau mit Freudenthränen vor ihr knieend. Am Abend desselbigen Tages reiseten wir aus Rom ab, nach Florenz, wo ich Don Bevilacqua aufzusuchen gedachte.

Wie ich nach einigen Tagen in Florenz einzog, kam uns in der Straße viel Volks entgegen; ein armer Sünder ward zum Galgen geführt. Er ging mit gesenktem Haupt zwischen zwei Mönchen, umgeben von Scharwachten des Großherzogs. Wir mußten wegen des großen Gedränges still halten, denn die Vorsehung wollte mich furchtbar an meine Besserung mahnen. Ach, wie der Unglückliche unweit von mir hinging, erkannte ich ihn. Es war Don Alfonso Piccolomini, der den Lohn seiner Schandthat ärntete. Er wurde gehangen, und sein Leichnam an dem Galgen zum warnenden Beispiel viele Tage lang ausgestellt. Es war im Winter, der vierzehnte Hornung 1591.

Also hat dieser Mann schimpflich geendet, der aus einem der edelsten Häuser Italiens entsprossen war, und dessen Gemahlin Hippolyta Picca dem Geschlecht Mirandola entstammte.

Als wir zur Herberg angekommen waren, begab ich mich in ein stilles Gemach, fiel auf meine Knie, und dankte Gott und der heiligen Jungfrau mit Inbrunst, mich vor solchem Schicksal gnädiglich bewahrt zu haben, wie ich doch meiner vielen Sünden willen wohl verdient. Dann habe ich mit gerechtem Zorn das trügliche Fläschlein mit dem Feuergeist im Hof der Herberge gegen einen Eckstein zerschmettert, daß es in viel tausend Splitter zersprang. Und ich erkannte schier allzuspät und mit bitterer Reue, wie der Mensch sich selbst gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für Wahrheit halte, wenn er sich einmal mit ganzem Gemüth einer thörichten Meinung hingegeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tages dem Grafen Sigismund nach Deutschland zu schreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich einen Trauerbrief von meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir

den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete, auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltete, als — — —*)

*) Hier endet die Handschrift. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hätte man noch erfahren, wohin der ehrliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt.

Inhalt.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's Novellen und Dichtungen

Bd.: 7

1856

Coburg, Landesbibliothek -- D III 8/34g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941231-2